Daniel Chodowieckis Künstlerfahrt nach Danzig im Jahre 1773

Des Künstlers Tagebuch dieser Reise in deutscher Übertragung und das Skizzenbuch in getreuer Nachbildung

DANZIGER VERLAGSGESELLSCHAFT
PAUL ROSENBERG

Illuſtration zu Leſſings
„Minna von Barnhelm".

Dieses Exemplar trägt die Nummer:

Vor genau 200 Jahren trug Daniel Chodowiecki alle Begebenheiten während seines Rittes von Berlin nach Danzig in sein Tagebuch ein.

Jetzt, im August 1973, von der Danziger Verlagsgesellschaft Paul Rosenberg neuaufgelegt zum besseren Verständnis der historischen Belange des Bürgertums in der Freien Stadt Danzig, anläßlich des 50. Stiftungsfestes, des im Jahre 1923 in Danzig gegründeten Yacht-Club Meteor. Gedruckt in einer Auflage von 600 Exemplaren, wovon die ersten 300 Exemplare von 1–300 fortlaufend nummeriert sind.

Daniel Chodowiecki als Mensch und Künstler

Als viertes unserer der bildenden Kunst gewidmeten Comeniusbücher bieten wir — nach Ludwig Richters, Albrecht Dürers, Moritz v. Schwinds Zeichnungen — allen kunstliebenden Deutschen nun Daniel Chodowieckis Skizzenbuch von seiner Reise nach Danzig im Jahre 1773. Der Kulturkreis des deutschen achtzehnten Jahrhunderts, der Zopfzeit, der Wertherzeit, wie er sich besonders im bürgerlich-behaglichen, aber nicht glänzenden Leben Norddeutschlands darstellt, gesehen durch ein Temperament, das noch heute über Schadow, Krüger, Hosemann, Blechen, Menzel hinaus für Berlinische Kunst und Kunstauffassung charakteristisch ist, kommt in diesen 108 Zeichnungen Chodowieckis ebenso restlos zum Ausdruck, wie in Dürers Zeichnungen der Kulturkreis Nürnbergs um die Wende des 16. Jahrhunderts, da die Gotik sich in die Renaissancekultur wandelte, und in Richters Zeichnungen der Kulturkreis der Biedermeierzeit, wie sie sich in der Idylle des ländlichen und des Kleinstadtlebens Mitteldeutschlands zeigt. Nur ein Sicheinfühlen in die Gedanken und Empfindungen, die — bedingt durch die kulturellen Verhältnisse — eine Zeit und ihre großen Geister bewegen, wird uns ganz zum Verständnis und damit zum Genuß ihrer Kunst gelangen lassen. Für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist solches Sicheinfühlen dem Deutschen sehr erleichtert, denn er ist groß geworden mit und gebildet an dem Kreis der Ideen und Gefühle, die diese Zeit bewegten, die die Zeit der Wiedergeburt des deutschen Geistes ist und die größten Werke deutscher Dichtung und deutscher Weltweisheit geschaffen hat. Wer Goethes Buch „Aus meinem Leben", den „Werther", den „Wilhelm Meister", „Hermann und Dorothea" und die „Minna von Barnhelm" gelesen und in treuem Gedächtnis hat, vor dem steht diese Zeit lebendig da, und er wird in den Figuren Chodowieckis liebe Bekannte begrüßen, die ihm vor seines Geistes Auge die Gestalten dieser Dichtungen nur desto lebendiger machen.

Trotzdem wird es willkommen geheißen werden, daß wohlbehütet von den Nachkommen des Künstlers sein ganzer persönlicher Nachlaß an Kunstbesitz von eigener Hand, sein Briefwechsel und seine, durch ein langes Leben fortgesetzten Tagebücher auf uns gekommen sind, darunter auch das Tagebuch seiner Reise nach Danzig. Während das Skizzenbuch dieser Reise, das sich jetzt im Besitz der Berliner Kunstakademie befindet, vor einem Menschenalter schon einmal in einer verhältnismäßig kostspieligen Ausgabe herausgegeben wurde, die es auf einen kleinen Kreis beschränkte, und es unserer Generation wieder so ziemlich fremd werden ließ, ist das französisch geschriebene Tagebuch wohl von der Kunstwissenschaft benutzt, aber noch niemals vollständig veröffentlicht worden. Der Liebenswürdigkeit von Frau Dr. Rosenberg in Kösen, einer Nachkommin unseres Künstlers, verdankt es der Herausgeber, daß ihm eine Abschrift dieses Tagebuches zur Verfügung gestellt und er so in die Lage versetzt wurde, dieses als begleitenden Text und damit beste Interpretation den Bildern des Skizzenbuches beizugeben. Die Handschrift des Künstlers mag nicht allzu deutlich gewesen sein, zumal man bedenken muß, daß die Notizen des Tagebuchs erst abends vor dem Zubettegehn bei der kärglichen Beleuchtung jener Zeit niedergeschrieben wurden. So kommt es, daß die dem Herausgeber vorliegende Abschrift an vielen Stellen Fragezeichen zeigt und daß Namen und dergl. von dem Abschreiber oft falsch gelesen wurden. Aus der Kenntnis der Zeit und weiteren Umgebung Chodowieckis heraus konnten freilich viele solche Unklarheiten aufgeklärt und manche Fehler der Abschrift berichtigt werden, sollten indessen irgendeinem Leser noch Unklarheiten und Fehler auffallen, die er aus eigener Kenntnis berichtigen kann, so wäre der Herausgeber für gütige Nachricht dankbar, um in einer folgenden Auflage Fehlerhaftes richtigstellen und so seine Arbeit verbessern zu können. An einigen Stellen, die aus den angegebenen Gründen nicht zu entwirren waren, mußten kleine Auslassungen erfolgen, doch ist etwas irgendwie Wichtiges und Wissenswertes dadurch nicht verloren gegangen. Bei der Übersetzung wurde nach dem Grundsatz verfahren, eine absolut sinn- aber nicht immer genau wortgetreue Übersetzung zu liefern. Da das Tagebuch im Zusammenhang gelesen und genossen werden soll, ging das Bestreben des Herausgebers dahin, die oft nur notizenartigen Eintragungen, die vielfach in kurz abgerissene Sätze gekleidet sind, in ein möglichst gutes, flüssiges Deutsch zu übertragen und diesem nach Möglichkeit eine gewisse Zeitfärbung zu geben, wie etwa Chodowiecki selbst für solchen Zweck seine Aufzeichnungen deutsch gegeben haben würde. Kleine Ergänzungen durch Beifügung einzelner Worte, die den Sinn des Gesagten verdeutlichen, wurden dabei vorgenommen, doch nirgends größere Einschiebungen gemacht, die den Text Chodowieckis verändert haben würden.

Da Bild und Text aus Chodowieckis eigener Feder sich in dieser Veröffentlichung so glücklich ergänzen, bleibt dem Herausgeber zu sagen wenig übrig. Nur ein kurzer Lebensabriß und einige Worte über das Wesen

der Kunst des Meisters mögen dem kunstfreudigen Laien, für den dieses Buch gedacht ist, zur Einführung dienen. Wer sich noch näher über Leben und Werk des Meisters unterrichten will, dem sei Wolfgang von Oettingens umfassende und glänzend geschriebene Biographie Daniel Chodowieckis empfohlen, die gleichzeitig ein ziemlich erschöpfendes Bild vom Berliner Kunstleben des 18. Jahrhunderts, also von Chodowieckis künstlerischer Umgebung gibt. Auch die Chodowiecki-Monographie aus der Sammlung von Künstler-Monographien von Velhagen und Klasing mag dafür gute Dienste tun. Unter Mitwirkung des Herausgebers, der die Auswahl der darin nachgebildeten Radierungen traf, erschien in der Sammlung „Hausschatz deutscher Kunst der Vergangenheit" im Jahre 1907 ein Büchlein, „Aus den Kupferstichen Daniel Chodowieckis", mit einer Einleitung von Severin Rüttgers, darin 42 Radierungen des Meisters nachgebildet sind, die einen kurzen Überblick über sein Schaffen auf diesem Hauptgebiete seiner künstlerischen Betätigung geben. Die neueste Zeit hat einige weitere volkstümliche Bücher dieser Art erscheinen sehen. Eine Mappe mit Nachbildungen von Zeichnungen Chodowieckis erschien vor etwa dreißig Jahren im Verlage von Amsler und Ruthardt in Berlin. Das Berliner Kupferstichkabinett bewahrt des Meisters radiertes Werk in seltener Vollständigkeit mit allen Plattenzuständen, ebenso findet sich dort eine große Zahl von Zeichnungen des Meisters. Wer zu diesen Quellen steigt, und daneben die Originale des hier nachgebildeten Skizzenbuches in der Sammlung der Berliner Kunstakademie betrachtet, wird daran das künstlerische Wirken Chodowieckis gründlich studieren können, wenn dieses Buch in ihm den Wunsch erweckt, dem Künstler noch näher zu treten und alle Feinheiten seiner Kunst auf sich wirken zu lassen, die keine noch so gute Nachbildung restlos wiedergeben kann und die doch nur in den Originalen selbst gefunden werden. Ganz besonders gilt dies von der subtilen Kunst eines Chodowiecki, deren Reiz ebensosehr im Gegenständlichen wie in der geistreichen und eleganten Technik beruht. Die oft mit der Lupe herausgearbeiteten Feinheiten des Striches, der Punktierungen und Schraffierungen bei den Radierungen, besonders die Arbeiten der kalten Nadel, müssen unweigerlich bei jeder mechanischen Nachbildung etwas vergröbert werden, da die zarten, reinen Linien, die die kalte Nadel, der Grabstichel oder in der Zeichnung der spitze Stift zieht, in der Nachbildung durch scharfe Säuren geätzt werden, die die Neigung haben, solche zarte Linien zu vergröbern und durch Hineinfressen in das Metall oder den Stein über den Fluß des Striches hinaus dessen Reinheit und Schärfe zu beeinträchtigen. Immerhin glauben wir in den Nachbildungen dieses Buches geleistet zu haben, was im Rahmen einer so wohlfeilen Veröffentlichung möglich ist. Die Originale wurden unter Anwendung aller Mittel, die die entwickelte Technik der modernen Photographie bietet, neu aufgenommen, so daß die Tonwerte der Tuschzeichnungen gut zur Geltung kommen. Allerdings ist zu beachten, daß die Originale vielfach unter Zuhilfenahme des Rötelstiftes gezeichnet sind. Durch Übersetzung in eine einzige Farbe, die durch den Preis dieses Buches bedingt wurde, mußte somit die Wirkung doch in etwas auch in dieser Beziehung hinter den Originalen zurückbleiben. Unter demselben Mangel leidet aber auch die vor Jahrzehnten erfolgte erste kostspielige Nachbildung dieses Skizzenbuches. Da der Meister die Vorzeichnungen für seine Radierungen auch in der schwarz und roten Technik, wie die Zeichnungen in diesem Skizzenbuche, zu fertigen pflegte, um sie dann in der Ausführung in die reine Schwarz-Weiß-Wirkung zu übersetzen, so verhalten sich die Nachbildungen unseres Buches zu den Originalen in der Wirkung etwa so wie eine Chodowieckiradierung zu dem dafür gefertigten Entwurf. Die farbenempfindliche Platte des Photographen tut in der Übersetzung in Schwarz-Weiß dabei dieselbe Arbeit, die in der Radierung die Nadel des Künstlers zu leisten hatte.

Daniel Nicolaus Chodowiecki wurde geboren zu Danzig am 16. Oktober 1726 als Sohn des Getreidehändlers Gottfried Chodowiecki und seiner Ehefrau Maria Heinrica geborene Ayrer, mit der er sich am 21. September 1724 vermählt hatte. Der Ehe des Vaters entsprossen noch fünf weitere Kinder, zwei Töchter und drei Söhne, darunter der Bruder Gottfried, der gleich Daniel die künstlerische Laufbahn erwählte und später neben ihm in Berlin wirkte, wenngleich er hinter dem bedeutenden Daniel als Künstler weit zurückstand. Der Bruder Antonius (Antoine) war schwachsinnig und wurde bis zu seinem Tode im Jahre 1775 hauptsächlich von Daniel erhalten, seit seine wirtschaftlichen Verhältnisse dem Künstler dies gestatteten.

Den ersten Zeichenunterricht erhielt Daniel bei seinem Vater, einem eifrig zeichnenden Dilettanten, und bei der Mutter Schwester, Demoiselle Ayrer, die in konventioneller Weise Emailmalereien für den Galanteriewarenhandel lieferte. Als Daniel das vierzehnte Jahr erreicht hatte, starb sein Vater. Der Knabe setzte zunächst seine Zeichenübungen unter Anleitung der Tante fort, indem er die wenigen Radierungen von Bloemart und Callot sowie Stiche nach Gemälden von Watteau und Lancret mit der Feder, letztere auch mit dem Tuschpinsel kopierte. So sog er von Jugend auf den Geist der damals in Deutschland tonangebenden französischen Kunst in sich, welcher ihm denn auch bis weit in sein reifes Mannesalter hinein als das erstrebenswerte Vorbild erschien.

Damals malte Chodowiecki auch bereits einige Bildchen auf Pergamentblätter, die dem Onkel Ayrer, welcher in Berlin einen Galanteriewarenhandel betrieb, gesandt wurden, der auch Käufer dafür fand. Diese Bilder mögen in der konventionellen Art der Kunstbetätigung der Lehrerin-Tante ausgefallen sein, und es ist, nach den erhaltenen Arbeiten seiner Frühzeit zu urteilen, nicht anzunehmen, daß sie irgendwelchen eigenen Kunstwert besessen hätten.

Die vom früh verstorbenen Vater in beschränkten Verhältnissen hinterlassene Mutter, die den Lebensunterhalt durch Errichtung einer Kleinkinderschule gewann, sah denn auch keine Möglichkeit für den Knaben, aus solcher Betätigung einen Lebensberuf zu machen, und sie entschied, daß er dem kaufmännischen Beruf des Vaters folgen solle.

So kam er im Jahre nach des Vaters Tod in die Lehre zu einer Verwandten seiner Mutter, der Witwe Bröllmann, die in Danzig eine Materialwarenhandlung betrieb. Zwei Jahre verblieb er in dieser Lehre und setzte dabei nachts seine Zeichenstudien fort. Ein Beweis für diese Studien ist eine auf uns gekommene Zeichnung in Bleistift und Rotstein, die den Laden der Witwe Bröllmann mit dieser selbst inmitten ihrer Kunden darstellt. Eindrücke, die er in dieser Zeit kleinbürgerlicher Betätigung besonders an den Winterabenden im schwach erhellten Laden mit den einkaufenden Kleinbürgern und Originalen gewann, mögen später in der Blütezeit seiner Radierkunst vielfach wieder aufgelebt sein.

Nach zwei Jahren, die dem kunstliebenden jungen Mann in solcher Umgebung und bei solcher Arbeit schwer genug geworden sein mögen, löste die Witwe Bröllmann ihr Geschäft auf, und Daniel kehrte in das Haus der Mutter zurück. Die Treue, mit der er in dieser Zeit der Prüfung seiner Kunst angehangen hat, bewirkte es denn auch, daß die Mutter fernerhin gegen das Ergreifen einer Künstlerlaufbahn, wie man sie damals eben aufzufassen pflegte, nichts einzuwenden hatte. An die hohe Kunst war dabei freilich zunächst nicht gedacht, sondern an ein schlichtes Kunsthandwerk, das für den Bedarf eines mit Glücksgütern eben nicht sehr gesegneten Bürgertums arbeitete. Daniel ging im Jahre 1743 zum Onkel nach Berlin zu seiner weiteren Ausbildung, soweit man von einer solchen in dieser Zeit überhaupt reden kann. Die Kunstakademie in Berlin war unter dem kunstfeindlichen Vater Friedrichs des Großen vollständig in Verfall geraten. Der große Friedrich selbst mit seiner Voreingenommenheit für alles Französische in Dingen der Kunst, der seinen deutschen Untertanen jede Berufung zur Kunst absprach und selbst im Gebiete der Dichtung das Große, was seine Zeit in Deutschland hervorbrachte, nicht erkannte, tat auch nichts zur Wiederbelebung dieser Bildungsanstalt. So gab es an der Berliner Akademie, die ein kümmerliches Leben als Zeichenschule fristete, nicht viel zu lernen. Der junge Chodowiecki bildete sich denn auch lediglich als Autodidakt weiter, indem er die Studien, die er trieb, mit einem praktischen Zwecke verband und unbedeutende Bildchen für den Laden des Onkels kopierte, gleich seinem Bruder Gottfried, der neben ihm im Hause des Onkels gleicher Tätigkeit oblag.

Die Zwecklosigkeit solchen Tuns im Sinne einer wirklichen Kunstübung wurde ihm denn im Laufe der nächsten drei Jahre je mehr und mehr deutlich, und da er keine Möglichkeit sah, zur wirklichen Kunst zu gelangen, zu der es ihn zog, ging er im zwanzigsten Lebensjahre wieder zum früher verlassenen kaufmännischen Beruf über und zog mit dem Onkel als dessen Buchhalter auf Messen und Märkten herum, nur in den Mußestunden seine künstlerischen Übungen fortsetzend.

Inzwischen war etwa seit dem Jahre 1740 in Berlin die Emaillierkunst in Mode gekommen, und auch Ayrer wünschte durch deren Aufnahme sein Geschäft dem Tagesgeschmack anzupassen. Da erschien den Brüdern Chodowiecki wieder eine neue Aussicht. Ein ehemaliger Goldschmied Namens Schröder vermaß sich, sie die Kunst zu lehren, er entpuppte sich aber als ein Schwindler, der selbst nichts konnte. Er verschwand denn auch bald wieder aus Berlin, und die auf ihn gesetzte Hoffnung erwies sich für Daniel abermals als eine Enttäuschung. Da kam etwa ums Jahr 1750 ein Mitglied der Augsburger Kupferstecherfamilie Haid, ein Schüler des Augsburger Malers und Schabkunststechers Rugendas, nach Berlin, dem Ayrer nun die weitere künstlerische Ausbildung seiner Neffen übertrug. In ihm kamen sie zum ersten Male mit einem Manne in engere Fühlung, der, zwar selbst kein großer Künstler, doch in einem anderen Verhältnis zur Kunst stand, als alle die Dilettanten, von denen die Brüder bisher zu lernen versucht hatten. Er erwies sich als ein einsichtiger Lehrer, der wußte, worauf es ankam. Wenn freilich auch er im Kopieren französischer Stiche immer noch eine wertvolle Übung seiner Schüler sah, so die Hochachtung vor allem Französischen, von der Daniel ohnedies befangen war, befestigend, hielt er seine Schüler doch auch zum Aktzeichnen an, indem er sie zunächst seine eigenen Aktstudien kopieren ließ, um ihnen so wenigstens eine ungefähre Kenntnis des menschlichen Körpers und seiner Bewegungen zu vermitteln. Vor allem aber lernten die Brüder von ihm wirklich das Emailmalen und das Malen von Miniaturen. So wurden diese Übungen für das Geschäft des Onkels fruchtbar, und im achtundzwanzigsten Jahre seines Lebens konnte Daniel Chodowiecki die Laufbahn eines Handlungskommis aufgeben und sich wieder ausschließlich der Kunst, und nun endgültig als seinem Lebenszweck, widmen. Die Email- hauptsächlich Dosenmalerei erwies sich bald für ihn als ein recht einträglicher Erwerb. Freilich waren es auch hier noch nicht selbständige Kunstwerke, die er schuf. Schäferszenen

oder Gesellschaftsbilder im Freien, im Geschmacke des Watteau und Lancret, sowie Allegorien und Puttenbilder im Stile Bouchers bildeten die hauptsächlichsten Gegenstände dieser Emailmalereien, daneben wohl auch gelegentlich biblische Bilder in einem französischen gezierten und manierierten Stil. Mit der Emailmalerei Hand in Hand ging seine Vervollkommnung in der Bildnisminiatur, in der er bald eine große Fertigkeit und auch eine persönliche Art erreichte, da der in ihm schlummernde Wille zur Naturwahrheit und Individualisierung der Personen, der später zu seinem künstlerischen Triumphe führte, bei solchen Arbeiten zuerst sich zu regen begann. So kam es, daß seine Bildnisminiaturen bald Anerkennung fanden und er sich zahlreicher Aufträge aus der Berliner Gesellschaft, nicht zumindest auch der Hofgesellschaft, erfreute. Solche Entwicklung brachte es mit sich, daß er aus dem Geschäft des Onkels, als dessen Angestellter er zunächst diese Kunst ausgeübt hatte, bald austreten und sich auf eigene Füße stellen konnte, indem er, was die Emaillen anging, aus einem Angestellten ein Lieferant des Onkels wurde. Emaildosen gehörten damals zu den beliebtesten Anerkennungs- und Erinnerungsgaben fürstlicher Häuser, und so wurde Chodowiecki durch die Agenten des königlichen Hauses und der prinzlichen Höfe alsbald auch ausgiebig mit solchen Aufträgen bedacht. Derartig waren die ersten wenigstens indirekten Beziehungen des Künstlers zum König, dem er später auch gelegentlich persönlich aufwarten durfte, ohne daß es jedoch jemals zu einem näheren Verhältnis zwischen dem Monarchen und ihm gekommen wäre.

Chodowiecki war von polnischer Herkunft, hatte sich an französischer Kunst gebildet, rechnete sich durch seine Verwandtschaft zur französischen Kolonie gehörig, bediente sich deshalb mit Vorliebe der französischen Sprache, besonders in seinen schriftlichen Äußerungen, für den König blieb er aber, auch als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, ein Deutscher, und damit ein Künstler zweiten Ranges, den man eben nur für kunstgewerbliche Gebrauchsgegenstände und in Mengen immer wieder kopierte Bildnisminiaturen gebrauchen konnte. Nicht ein einziges Mal hat der König ihm für ein Bildnis gesessen, vielmehr mußte Chodowiecki sich der Bildnisse des Königs, die andere Maler geschaffen hatten, für seine Dosen und Miniaturen bedienen, oder bei Paraden und dergl. versuchen, die Züge des Monarchen im Fluge zu erhaschen und festzuhalten, wobei ihm sein ausgesprochenes Talent, die charakteristischen Züge eines Menschen im Gedächtnis festzuhalten und nach der Erinnerung wiederzugeben, gute Dienste tat.

Durch den Kupferstecher Gottlob Berger, den Vater des bekannten Bildnisstechers Daniel Berger, wurde er damals auch mit den Handgriffen des Stechens in Kupfer bekannt gemacht, doch gab er nach einigen Versuchen die Beschäftigung mit dieser Technik zunächst wieder auf, da er befürchtete, durch die mühsame Führung des Grabstichels sich die Leichtigkeit der Hand zu verderben, deren er für die minuziöse Ausführung der Bildnisminiaturen besonders bedurfte.

Im Jahre 1754 trat Chodowiecki auch mit dem preußischen Hofmaler Antoine Pesne in nähere Beziehung, der sich durch künstlerischen Rat wohlwollend seiner annahm, und mit dem ihn bis zu Pesnes Tode im Jahre 1757 ein freundschaftliches Verhältnis verband.

Die Unzulänglichkeit der Berliner Akademie hatte in derselben Zeit Bernhard Rode, einen Schüler Pesnes, der der Nachwelt mehr durch die Schnelligkeit seines Schaffens und die große Zahl seiner Werke in einem manieriert akademischen Stil als durch die Qualität seiner Kunst imponierte, veranlaßt, eine private Kunstschule zu begründen, in die nun auch Chodowiecki, gleich den meisten andern Berliner Künstlern, in vorgerückten Jahren eintrat, um dort zuerst ausgiebige Studien nach dem lebenden Modell zu machen und besonders Akte zu zeichnen.

Auch die ersten primitiven Versuche in der Ölmalerei fallen in diese Zeit. Doch hatte der Vielbeschäftigte dafür nur die Abendstunden übrig. Für solche Versuche nagelte er ein Stück Malleinwand auf seinen Arbeitstisch und ließ durch eine wassergefüllte Glaskugel, gleich einem Schuster, das Licht der Öllampe sich auf den Punkt konzentrieren, den er gerade unter dem Pinsel hatte. Was koloristisch dabei herauskam, wird sich jeder leicht selbst sagen können, doch auch sonst können diese autodidaktischen Versuche, für die es ihm an jeder technischen Anleitung fehlte, keinerlei Anspruch auf irgendwelchen Kunstwert machen. Es waren dies ja auch nur Versuche, unternommen um womöglich eine höhere Stufe der Kunst erklimmen zu können, denn als erstrebenswertes Ziel stand ihm die Betätigung als Historienmaler vor Augen. So ließ er denn in seinen Mußestunden lange nicht ab von der Beschäftigung mit der Ölmalerei, gelangte allmählich auch zu einer gewissen Beherrschung des Technischen, doch die wenigen Gemälde seiner Hand, die in deutschen Galerien vertreten sind, zeigen, daß er seine persönliche Begabung verkannte, wenn er diesem Ziele lange mit Energie nachstrebte. Über die Nachahmung der Franzosen, besonders Watteaus und Lancrets, kam er in seinen Malereien lange nicht hinaus, und so muten uns diese Werke mit Recht als eine Kunst aus zweiter Hand an, die zwar ihres Reizes nicht entbehrt, aber nicht im Vergleich steht zu dem, was ihm auf seinem eigenen Gebiete, in der Malerradierung, zu erreichen bestimmt war. Das Beste, was

ihm in der Malerei gelang, ist eine Reihe von Familienbildnissen, Gruppenbilder des eigenen häuslichen Lebens, die ihn schon in seiner Spezialität, der Menschendarstellung, zeigen.

Nachdem sich Chodowiecki durch die Email- und Miniaturmalerei eine gesicherte Existenz geschaffen hatte, konnte er auch an die Begründung eines eigenen Hausstandes denken, und am 13. Juli 1755 vermählte er sich mit Jeanne, der ältesten Tochter des Gold- und Silberstickers Jean Barez, eines geachteten Mitgliedes der gewerbefleißigen, tüchtigen französischen Kolonie in Berlin. Durch diese Verwandtschaft wurde seine Stellung in der französischen Kolonie weiter befestigt, in der er in Zukunft zu den verschiedensten Ehrenämtern gelangte. Er lebte mit seiner Gattin, umgeben von einer blühenden Kinderschar, durch dreißig Jahre in glücklichster Ehe und einem vorbildlich solid-bürgerlichen Familienleben, bis sie ihm im Jahre 1785 durch den Tod entrissen wurde. Im Jahre 1756 wandte er sich erneut der Kupferstichkunst zu und machte einen ersten Versuch mit der Radiernadel. Dieser erste, nicht eben sehr gelungene Versuch, zeigt ihn schon auf dem Wege, der ihn in der Zukunft zu seinen größten Erfolgen führen sollte. Er stellt ein verkommenes Original der französischen Kolonie dar, namens Nicolas Fonvielle, wie es in der Tabagie der Kolonie bei Kerzenlicht um einen Krug Bier würfelt. Das Blatt (Nr. 1. im Oeuvre von Chodowiecki, wie es im beschreibenden Verzeichnis seiner sämtlichen Kupferstiche von Engelmann registriert ist) führt den Titel „Le Passe-dix" (der Würfler). Es ist von großer Seltenheit.

Chodowiecki selbst berichtet über diesen ersten Versuch und über die Anregung, ihm weitere folgen zu lassen:

„Ein mutwilliger Einfall hatte mich dahin gebracht, anno 1756 einen Versuch im Radieren zu machen, daher entstand dies erste Blatt. So schlecht dieser Versuch geriet, so gefiel mir doch der Vorteil, durch den Druck eine Arbeit vervielfältigen zu können und gab mir Lust, mehrere zu machen. Ich verfertigte bei müßigen Stunden verschiedene kleine Blätter, die mehrenteils Gegenstände aus dem gemeinen Leben darstellten, die ich vorher nach der Natur gezeichnet hatte.

Um diese Zeit wurde ich mit Herrn Meil bekannt, der hier viele fürtreffliche Vignetten und die Kupferstiche zu dem „Spectaculum Naturae et Artium" verfertigte. Seine gefällige, saubere Manier hätte mich damals abschrecken können, weiterzugehen, oder anspornen, seine Manier nachzuahmen; aber ich habe immer dafür gehalten, es tauge nichts, eines andern Manier oder Behandlung nachzuahmen. Ich sah meine Arbeiten als Zeitvertreib an und nutzte die Manier, die mir die Natur in die Hand gab, so gut ich konnte."

Daß der Künstler selbst diesen ersten Versuchen keinen großen Wert beimaß, geht schon aus dem Umstand hervor, daß er sie nicht mit seinem Namen bezeichnete. Er setzte damit nur eine Tätigkeit des Skizzierens mit der Radiernadel fort, wie er sie mit dem Bleistift zu üben seit lange gewohnt war. Schon der ständige Verkehr mit dem Publikum in der Handlung des Onkels hatte ihm mannigfach Gelegenheit zu physiognomischen Studien, in dieser an Originalen noch so reichen Zeit, gegeben und ließ ihm zum mindesten im Gedächtnis die große Sammlung drolliger Käuze anlegen, die ihm bei seinen späteren Arbeiten so sehr von Nutzen waren und einen Hauptreiz seiner Kunst ausmachten. Je mehr er sich der Darstellung solcher „Gegenstände aus dem gemeinen Leben" zuwandte, desto mehr wuchs sein Eifer im Skizzieren. Im Hause und in Gesellschaft sehen wir ihn jede Person, jede Stellung, jede Situation und jede Physiognomie, die ihn irgendwie reizte und interessierte, in einer Bleistiftskizze festhalten. Besonders die Mitglieder der eigenen Familie hat er in zahllosen solchen höchst reizvollen Skizzenblättern festgehalten. Aber auch von der Straße holte er Gestalten herauf, die ihm des Zeichnens wert erschienen, und benutzte sie gegen Entgelt als Modelle für sein Skizzenbuch.

So wenig vollkommen seine ersten Radierversuche waren, blieben sie doch nicht ganz unbemerkt. Das Jahr 1767 brachte ihm einen Auftrag vom Hofe. Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen, eine Nichte Friedrichs, vermählte sich mit dem Prinzen, nachmaligen Erbstatthalter der Niederlande, Wilhelm V. von Oranien. Chodowiecki erhielt den Auftrag, ihr Bildnis zu malen, und, da es großen Beifall fand, es dann auch in Kupfer zu stechen. In den Handel kam das Blatt nicht, es wurde vielmehr lediglich als Geschenk seitens des Hofes verwendet. Die Honorierung war eine reichliche, vor allem aber befestigte der Auftrag Chodowiecki in der Schätzung, die ihm als Künstler seitens der tonangebenden Kreise in Berlin entgegengebracht wurde.

Unter dem Titel „Bouquet de Maximes" erschien bei dem Berliner Buchhändler Dr. Bourdeaux gelegentlich dieser Hochzeit ein Miniaturbüchlein als Damenalmanach, der in goldenen Berlocken getragen wurde. In diesem Büchlein hatte Chodowiecki die Bildnisse der Neuvermählten radiert. Dies war der erste Verlegerauftrag auf Radierungen zu einem Buche, den Chodowiecki erhielt und als solcher für ihn bedeutungsvoll. Wenn Chodowiecki in der Folge bei den deutschen Verlegern der gesuchteste Künstler war, wo es sich darum handelte, ein Buch mit Illustrationen in der damals einzig dafür in Frage kommenden Technik, der Radierung, zu schmücken, so war dieses Bibelot doch noch nicht die direkte Veranlassung dazu, sondern es stellt nur den Anfang seiner Tätigkeit auf diesem Gebiete dar. Sein Ruhm als Kupferstecher wurde bei der breiten Masse und auch in den

Verlegerkreisen vielmehr begründet durch die im selben Jahre entstandene, schnell berühmt gewordene und sehr weit verbreitete Radierung: „Der Abschied des unglücklichen Calas von seiner Familie." Dieser Calas, ein hugenottischer Kaufmann in Toulouse, war das Opfer eines Justizmordes geworden. Er stand in Verdacht seinen Sohn wegen Übertritts zur katholischen Kirche ermordet zu haben; der katholische Klerus schürte eifrig den Verdacht gegen den verhaßten Ketzer, Calas wurde für schuldig erklärt, verurteilt und durch das Rad hingerichtet. Voltaire, der zu der unglücklichen Witwe des unschuldig Verurteilten in Beziehungen trat, nahm sich in Wort und Schrift der Sache an und setzte die Revision des Prozesses durch, die zur nachträglichen Freisprechung des Hingerichteten führte und den Fall zum Tagesgespräch der Pariser Gesellschaft machte. Der Pariser Kupferstecher Delafosse hatte die Stimmung des Publikums benutzt und die Affäre in einem vielverbreiteten Kupferstich „La malheureuse famille de Calas" verewigt. Die Mitglieder der französischen Kolonie in Berlin nahmen an dem traurigen Schicksal ihres Glaubensgenossen begreiflicherweise besonderen Anteil, der Kupferstich des Delafosse gelangte auch nach Berlin und in Chodowieckis Hände. Er befriedigte den Künstler nicht und gab ihm Veranlassung, den Gegenstand nochmals auf seine Art zu behandeln. So entstand zunächst ein Gemälde, das den Moment darstellt, wo der Kerkermeister dem Gefangenen die Fesseln abnimmt, damit er seinen letzten Gang antrete; die Familie nimmt von dem Unglücklichen Abschied, während im Hintergrunde die Schergen des Gerichts warten. In jener empfindsamen Zeit kam ein solches Bild den Stimmungen des Publikums sehr entgegen. Man drängte sich zahlreich herzu, das Gemälde zu betrachten, und dies führte den Künstler zu dem Entschluß, seinem Gemälde durch den Stich eine größere Verbreitung zu geben. Das gelang in überraschend großem Maße, das Publikum riß sich um den Stich, wenn auch mehr des Gegenstandes, als um der darauf verwendeten Kunst willen. Der Ruhm Chodowieckis als Künstler und insbesondere als Kupferstecher war jedenfalls damit begründet, und Erfolg wie Neigung führten den Künstler nun ganz der graphischen Kunst zu. Von dieser Zeit begann der Wettlauf der deutschen Verleger um die künstlerische Mitarbeit Daniel Chodowieckis bei ihren Verlagswerken. Besonders waren es die Verleger der damals so beliebten kleinen Almanachs und Taschenbücher, die sich die Mitarbeit Chodowieckis sicherten.

Der Berliner genealogische Kalender, der Gothaische Hofkalender, der Göttinger Taschenkalender und der Lauenburger Kalender wurden bis in sein spätestes Alter Jahr für Jahr fast ausschließlich von seiner Hand mit Monatskupfern geschmückt. Freilich haben wir uns darunter nicht Bilder wie in den alten Kalendern vorzustellen, die die Beschäftigungen des Landmannes während der zwölf Monate des Jahres illustrieren, es waren vielmehr Bilderfolgen, die mit dem Kalender als solchen in keinem Zusammenhang mehr standen, sondern Illustrationen zu einem Werke der Dichtung, Darstellungen historisch denkwürdiger Ereignisse der Vergangenheit und Gegenwart, Bildnisse berühmter Männer oder schließlich vom Künstler frei erfundene Bilderfolgen. Zum ersten Male war Chodowiecki im Jahre 1768 von der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin, die den Berliner genealogischen Kalender herausgab, zur künstlerischen Mitarbeit herangezogen worden, indem er den Auftrag erhielt, die zwölf von Bernhard Rode für den Jahrgang 1769 entworfenen Monatsbilder auf Kupfer zu radieren. Seine Arbeit fand Beifall, und schon für den nächsten Jahrgang wurde ihm nicht nur die Ausführung in Kupferstich, sondern auch der Entwurf der Kalenderkupfer übertragen. Er lieferte zwölf Bildchen zu Lessings „Minna von Barnhelm", die gerade damals ihren Triumphzug über die deutschen Bühnen hielt. Diese entzückend graziösen Bilder gehören zum Besten, was Chodowiecki jemals gelungen ist, und dem entsprechend war auch die Aufnahme beim Publikum derart, daß die Akademie der Wissenschaften sich entschloß, hinfort die künstlerische Ausstattung des Kalenders ausschließlich Chodowiecki zu übertragen. Bis zum Jahre 1801 sind denn auch alle Jahrgänge dieses zierlichen Taschenbuches von ihm mit Monatskupfern geschmückt worden. Der Erfolg aber, den diese künstlerischen Beigaben dem Berliner genealogischen Kalender brachten, wurde Anlaß, daß andere Verleger derartiger Almanache, wie oben erwähnt, Chodowiecki bei deren künstlerischen Ausschmückung mehr und mehr heranzogen. Damit Hand in Hand gingen die Aufträge zur Illustrierung anderer Bücher. Groß ist die Zahl der Werke unserer klassischen Literatur und der Modebücher des In- und Auslandes, die von Chodowieckis Hand mit reizvollen Radierungen geschmückt wurden, welche uns ein getreues Spiegelbild vom bürgerlichen Leben jener Zeit geben. In Verkennung der Grenzen seiner Kunst und als guter Geschäftsmann und Hausvater nahm Chodowiecki freilich jeden Auftrag an, den er irgend bewältigen konnte, d. h. den auszuführen ihm seine Zeit erlaubte. Wer nicht als Sammler Wert auf vollständigen Besitz der Chodowieckischen Radierungen legt, der wird daher, wenn er sich an des Meisters liebenswürdiger Kunst erfreuen will, die Spreu vom Weizen zu sondern haben. Zur Spreu gehört so ziemlich alles das was Chodowiecki aus anderer als seiner eigenen Zeit darstellte. Er war ein eifriger Besucher des Theaters, und so stellte er historische Gegenstände in der Art dar, wie er sie in Berlin auf der Bühne aufführen sah. All die kulturhistorischen und kostümlichen Verschrobenheiten, die ein von den Prinzipien der Meininger noch weit entferntes Theater seinen Besuchern darbot, werden denn auch in Chodowieckis Darstellungen historischer Gegenstände ge-

treulich verewigt; seine Figuren in solchen Bildern wirken höchst gespreizt und unwahr, ihre falschen Kostüme passen ihnen nicht, und sie wissen sich nicht darin zu bewegen, kurz im ganzen bieten solche Bilder einen höchst unerfreulichen Anblick. Dasselbe gilt von allegorischen und biblischen Kompositionen größeren Formats, zu denen sich der Künstler gelegentlich, besonders in der späteren Zeit seiner akademischen Wirksamkeit, verstieg. Doch wenn wir auch all das von dem Gesamtwerke Chodowieckis abziehen, so bleibt an Radierungen und Zeichnungen noch eine solche Überfülle des Guten und Erfreulichen, daß der europäische Ruf, dessen sich der Künstler bei der Mit- und Nachwelt erfreute, voll begründet ist. Die Naturwahrheit seiner Menschendarstellungen, die Feinheit der technischen Ausführung — alles ist von unübertrefflichem Reiz und sichert dem Meister einen bevorzugten Platz unter den Künstlern aller Zeiten und Völker, wenn ihm die Fähigkeit zur Darstellung des Erhabenen und Monumentalen, um die er mit so viel vergeblichem Eifer gerungen hat, auch versagt blieb.

Solcher Wert seiner Kunst findet seine Bestätigung auch in der Anerkennung, die die besten Männer seiner Zeit ihm zollten, und in den Aufgaben, die sie dem Künstler stellten. So, wenn Basedow ihm die Illustrierung seines „Elementarwerkes" übertrug, in dem er in einem Orbis pictus den ganzen Kreis der Schöpfung einfangen wollte, oder wenn Lavater ihn zum bevorzugten künstlerischen Mitarbeiter an seinen „Physiognomischen Fragmenten" heranzog und selbst anerkannte, daß das Beste, was künstlerisch in diesem umfangreichen Werke geboten ist, von Chodowieckis Hand stammt. Wo finden wir aber auch unter seinen Zeitgenossen einen Seelenmaler, der gleich ihm alle Regungen des menschlichen Herzens im Mienenspiel zu belauschen und festzuhalten wußte? Wir müssen da in Deutschland schon bis zu den großen Meistern der Renaissance zurückgreifen, um ihm auf dem Gebiet physiognomischer Darstellung Ähnliches an die Seite stellen zu können.

Auch Goethe zählte zu seinen Verehrern und schreibt: „Die höchst zarte Vignette von Chodowiecki (zu Werthers Leiden) machte mir viel Vergnügen, wie ich denn diesen Künstler über alle Maßen verehre." Und doch war es kein erfreulicher Anlaß gewesen, der Goethe zuerst mit Chodowieckis Kunst bekannt machte. Chodowiecki hatte nämlich auch die Titelvignette zu Friedrich Nicolais platter Parodie auf Goethes Jugendwerk: „Die Freuden des jungen Werther" geliefert. Daß Chodowiecki mit Friedrich Nicolai, dem bedeutendsten Verleger Berlins im achtzehnten Jahrhundert, dem Freunde Lessings und einem der bedeutendsten Verleger Deutschlands in besten persönlichen und geschäftlichen Beziehungen stand, versteht sich eigentlich von selbst und bedarf deshalb kaum der Erwähnung. Auch dessen Roman „Sebaldus Nothanker" hat er mit Radierungen geschmückt, und nur gegen die Illustrierung des letzten Kapitels dieses Romans sträubte sich der streng religiöse Protestant, der er war, da es mit der Geistlichkeit und Kirche jener Zeit etwas gar zu streng ins Gericht geht. Auch an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", die Friedrich Nicolai herausgab, arbeitete Chodowiecki mit und stach dafür die Bildnisse berühmter Zeitgenossen. Acht Originalkupferplatten solcher Porträts, darunter das Bildnis Goethes, sind uns bis heute erhalten geblieben und befinden sich z. B. im Besitze des Herausgebers dieses Buches.

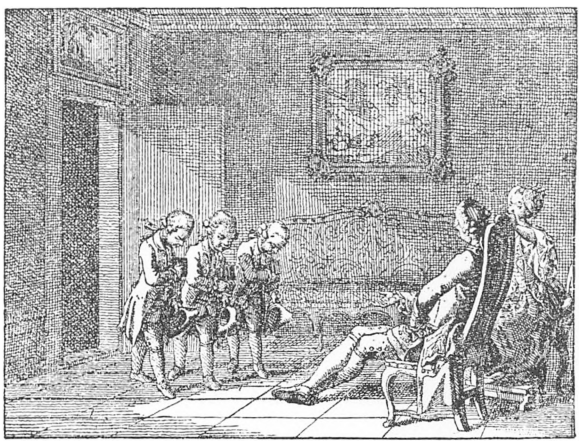
Auf Chodowieckis Wirksamkeit als Stecher näher einzugehen, liegt den Aufgaben dieser Einleitung fern, die nur dem Laien in großen Zügen ein Bild vom Leben und der künstlerischen Entwicklung des Meisters geben will. Wir haben ihn bis auf die Höhe seiner Entwicklung und seines Ruhmes begleitet, mit dem Hand in Hand bedeutende Einnahmen gingen, die dem Künstler ein recht behagliches bürgerliches Leben ermöglichten, zumal er nicht ganz in der Arbeit für den Kupferstich aufging, sondern nach wie vor ein gesuchter Miniatur- und Bildnismaler war. Um diese Zeit bildete er auch einen eigenen Typus in Rotstein gezeichneter Bildnisse in annähernder Lebensgröße aus, von denen eine große Zahl sich bis in unsere Tage erhalten hat. Allein die Aufträge des Hofes brachten ihm ein für jene Zeit recht ansehnliches Jahreseinkommen ein, wenn es sich dabei auch nur um vielfaches Kopieren ein und desselben Bildnisses handelte, welche Kopien zu Geschenkzwecken stets in großer Zahl gebraucht wurden. So findet der Beginn des siebenten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts unseren Künstler in einer durchaus gesicherten Lebensstellung, so daß er daran denken konnte, sich auch einmal einen besonderen Wunsch zu erfüllen. Ein solcher Wunsch war das Wiedersehen mit der Mutter, die er im Alter von siebzehn Jahren verlassen und seitdem nie wieder von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Die Mutter in Danzig war mit Liebe dem Schicksal ihres Künstlersohnes gefolgt. Im Jahre 1771 sprach sie den Wunsch aus, eine Zeichnung mit Bildnissen seiner Kinder zu erhalten. So entstand die bekannteste von Chodowieckis Radierungen, das liebenswürdige Bild „Le cabinet d'un peintre", in welchem er sich selbst im eigenen Heim im Kreise seiner ganzen Familie darstellt. Durch dieses Bild war der Wunsch der Mutter, den geliebten und berühmten Sohn auch von Angesicht zu sehen, nur gesteigert. Da der Wunsch, wie gesagt, ein beiderseitiger war, begab sich Chodowiecki, nachdem er, der das Fahren nicht vertrug, für solchen Zweck ein Pferd erstanden hatte, am Morgen des 3. Juni 1773 hoch zu Roß auf die Reise nach Danzig. Die Bekanntgabe der Schilderung dieser Reise in Bild und Wort, wie wir sie von seiner eigenen Hand besitzen, ist der Zweck dieses Buches. Die Zeichnungen gehören zum Reizvollsten, was

wir von seiner Hand besitzen, und geben ein Bild vom Leben des Bürgerstandes jener Zeit und besonders von Aussehen und Leben der schönen alten Hansestadt Danzig — die damals gerade an Preußen gekommen war, nachdem jahrhundertelang die Polen ihre Herren gewesen waren — wie es in solcher Vereinigung von Wort und Zeichnung kaum seinesgleichen hat.

Der Text ist vom Künstler nicht für die Veröffentlichung geschrieben, er bietet vielmehr nur kurze Tagebucheintragungen. Wenn er sich so auch nicht messen kann mit Memoirenwerken berühmter Künstler, die bewußt die eigene künstlerische Entwicklung ihrer Person und ihrer Zeit darin schildern wollten und dies auch in vollendeter Form gekonnt haben, wie etwa Ludwig Richter in den „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers" oder Anselm Feuerbach in seinem „Vermächtnis", so finden wir darin doch so viel des Persönlichen, des menschlich-kultur- und kunstgeschichtlich Interessanten, des fein Beobachteten u. a. m., daß wir annehmen dürfen, ein jeder werde auch diesen Text, der freilich im wesentlichen nur zur Erläuterung des Bedeutenderen, eben der Bilder, beigefügt wurde, mit wahrer Anteilnahme lesen.

Von Chodowieckis ferneren Lebensschicksalen ist nicht viel zu berichten. Seiner Reise nach Danzig folgte noch im selben Jahre eine Reise nach Leipzig und Dresden, von der uns ebenfalls ein Tagebuch erhalten ist, das im Jahre 1916 Moritz Stübel in deutscher Übersetzung herausgegeben hat. Dann wickelte sich das Leben des Künstlers in Arbeit und Wohlstand ab. Dem öffentlichen Dienst, besonders im Rahmen der französischen Kolonie, entzog er sich auch fernerhin nicht; die Reform der Berliner Kunstakademie betrieb er mit großem Eifer. Schon lange Mitglied derselben (ohne Lehramt), wurde er 1788 zu ihrem Vizedirektor und am 20. Juni 1797, nach Bernhard Rodes Tode, der ihm im Direktorat vorauging, zum Direktor derselben ernannt. Dieses Amt, endigte erst mit seinem Tode, mit dem am 7. Februar 1801 ein arbeits-, erfolg- und ruhmreiches Leben beschlossen wurde.

Wie groß seine Kunstliebe auch als Sammler war, geht daraus hervor, daß der Auktionskatalog über seinen Kunstnachlaß allein 10000 Kupferstiche und Zeichnungen von Künstlern aller Länder und Zeiten verzeichnet, daneben 168 größtenteils eingerahmte Ölgemälde, und zwar meist italienische und niederländische. Aus dem Nachlaß von Werken eigener Hand sollte zunächst je ein möglichst vollständiges Exemplar seines gesamten radierten Werkes mit allen Plattenzuständen für jedes seiner Kinder ausgeschieden werden. Da die 108 Zeichnungen der Danziger Reise ohne Bevorzugung nicht einem der Nachkommen zugesprochen werden konnten, fanden sie Aufnahme in dem erbteilungshalber zur Versteigerung gestellten Kunstbesitz. Im Jahre 1865 gelangten sie in den Besitz der Berliner Kunstakademie, woselbst sie, wie eingangs dieser Einleitung erwähnt, noch heute aufbewahrt werden. Mögen sie in dieser volkstümlichen Nachbildung recht vielen kunstfrohen Deutschen Genuß bieten.



Die Dankbarkeit. Aus „Basedows Elementarwerk".

Die Stadt Danzig zu Chodowieckis Zeit

Schilderung aus den Lebenserinnerungen der Johanna Schopenhauer

Chodowiecki selbst erzählt im Tagebuch seiner Danziger Reise, was ihm passierte, wie er lebte, was ihn interessierte und mit wem er umging, was er an Kunstwerken schuf, was er an Kunstwerken in der Stadt sah u. dgl., aber er schildert uns nicht mit Worten das Aussehen der Stadt, nicht ihr kulturelles und gesellschaftliches Leben, wovon uns das Skizzenbuch in Bildern eine Vorstellung gibt. Ihm, dem geborenen Danziger, waren das gewohnte und selbstverständliche Dinge, worüber er in seinem Tagebuch, das wichtige und interessante Erlebnisse eigener Erinnerung festhalten sollte, sich nicht zu verbreiten brauchte. Für den Betrachter des Skizzenbuches ist es indessen vielleicht nicht uninteressant, zum besseren Verständnis der Bilder eine solche Schilderung des alten Danzig zu Chodowieckis Zeit aus der Feder eines Zeitgenossen zu erhalten. Eine solche besitzen wir in den Lebenserinnerungen der Johanna Schopenhauer, der Freundin Goethes und Mutter des großen Philosophen. Sie war ebenfalls geborene Danzigerin und hatte in der Zeit, die Chodowieckis Skizzenbuch im Bilde darstellt, ihre Kindheit in Danzig verlebt, stand auch in Beziehung zur Familie des Künstlers, denn sie besuchte die Kleinkinderschule, die von Chodowieckis Mutter und seinen Schwestern gehalten wurde. Auch hat Chodowiecki in der Zeit seines Danziger Aufenthaltes ihr Bildnis gezeichnet. Als sie im Alter ihre Lebenserinnerungen schrieb, lag die Danziger Zeit als eine längst vergangene Lebens- und Kulturepoche hinter der in Weimar lebenden, schöngeistigen Frau. Sie hatte also gerade so viel zeitliche und örtliche Distanz zu dieser Periode ihres Lebens, daß sie sich des Erlebten noch genau erinnerte und doch das Wesentliche vom Unwesentlichen schied, daß sie bemerkte, was dort und damals anders war als im übrigen Deutschland und in späterer Zeit, und deshalb des Aufzeichnens wert war. Das ist es aber auch gerade, was wir suchen, und daher lassen wir die Abschnitte ihrer Erinnerungen, die der Schilderung der Stadt Danzig und ihres Lebens gewidmet sind, hier folgen.

Das Gepräge ehemaligen Wohlstandes und der aus diesem entspringenden soliden Prachtliebe ist meiner Vaterstadt so tief aufgedrückt und dermaßen mit ihrem ganzen Wesen verzweigt und verwachsen, daß es unmöglich wäre, sie zu modernisieren, ohne sie ganz zu zerstören und ein neues Danzig auf der Stelle des alten zu bauen.

Wie in allen einst durch den Hanseatischen Bund vereinigten Städten stehen auch in dieser alle Häuser mit der Giebelseite der Straße zugewendet und erscheinen daher nicht nur, im Vergleich zu ihrer Breite, von unverhältnismäßiger Höhe, sondern sind es auch wirklich; und müssen es sein, um den ihren Bewohnern notwendigen Raum der Luft abzugewinnen, welchen der durch die Festungswerke beschränkte feste Boden zu karg ihnen gewährt.

Auch wühlten unsere Vorfahren zum nämlichen Zwecke sich tief in die Erde hinein; weitläufige Keller, oft zwei Stock übereinander, ziehen unter den Häusern sich hin, deren Gewölbe einige Fuß über die Oberfläche sich erhebt und eine Art Souterrain bildet, das häufig zu ziemlich bequemen, weder feuchten noch sehr dunklen Wohnungen eingerichtet ist, zu denen man von der Straße aus hinabsteigt und die von Bürstenmachern, Korbflechtern, besonders aber von Obst-, Gemüse- und Milchverkäufern vorzugsweise gesucht werden.

Hierin scheint mir die erste Veranlassung der ganz eigentümlichen Bauart zu liegen, durch welche meine Vaterstadt von allen anderen ihr sonst so ähnlichen alten Städten sich unterscheidet. Die Hauptstraßen in Danzig sind weit breiter als in jenen; in dem Raum zwischen den beiden einander gegenüberliegenden Häuserreihen könnten zwei, ja drei Kutschen bequem nebeneinander hinfahren und zu beiden Seiten bliebe noch Platz für einen mit Platten belegten Fußweg. Und dennoch ist die eigentliche fahr- und gangbare Straße durchweg so eng, daß ein recht gut eingefahrener Kutscher es nicht immer vermeiden kann, mit seinem ihm entgegenkommenden Kollegen in unangenehme Kollision zu geraten. Die in solch einen Wirrwarr hineinkommenden Fußgänger aber haben genug zu tun, um nur ihre gesunden Gliedmaßen zu salvieren.

Die Beischläge vor allen Häusern, von denen aber das, was man in Hamburg oder Lübeck mitunter so nennt, nicht den Schatten eines Schatten bietet, sind die alleinige Ursache dieser seltsamen Erscheinung. Doch womit soll ich sie vergleichen, um nur eine einigermaßen anschauliche Idee von diesen wunderlichen Propyläen zu geben, durch welche die alte nordische Stadt ein fast südliches Ansehen gewinnt und in denen in meiner frühen Jugendzeit ein großer Teil des häuslichen Lebens mit jetzt unglaublicher Offenherzigkeit, fast so gut als auf freier Straße, betrieben wurde.

Balkone sind die Beischläge nicht, eher möchte ich geräumige, ziemlich breite Terrassen sie nennen, die, mit großen Steinplatten belegt, längs der Front des Hauses sich hinziehen, zu denen einige breite bequeme Stufen hinaufführen und die straßenwärts mit steinernen Brustwehren versehen sind.

Zwischen den aneinanderstoßenden Beischlägen der zunächst benachbarten Häuser bilden vier bis fünf Fuß hohe Mauern die Grenze; blecherne Röhren führen der auf derselben ruhenden steinernen Rinne das Regenwasser von den Dächern zu, die dieses durch den Rachen kolossaler, zuweilen recht kunstreich in Stein gehauener Walfisch- und Delphinköpfe wieder ausströmen läßt.

Die launigste aller Herrscherinnen, die Mode, nimmt seit einiger Zeit alles, was sonst als altfränkisch verschmäht wurde, unter dem Namen des Rokoko in ihren mächtigen Schutz; möge es ihr gefallen, diesen auch den Danziger Beischlägen angedeihen zu lassen! Schwerlich gibt es ein grandioseres Rokoko, das dessen würdig wäre.

Häuser von mehr als drei Fenster in der Front gab es in meiner Jugend in Danzig nur wenige; und sie gehören wohl noch zu den Ausnahmen; weit häufiger sind die, welche nur zwei Fenster aufzuweisen haben, und wie kahl, wie jämmerlich vereinzelt müßten diese vier bis fünf Stockwerke hohen Häuserstreifen ohne den sie dem Auge zu einem Ganzen verbindenden Vorhof der Beischläge sich darstellen.

Die unbeschadet der Vorliebe für Rokoko immer weiter um sich greifende Verschönerungs- oder vielmehr Modernisierungssucht unserer Tage droht aber schon seit geraumer Zeit ihnen den nahenden Untergang. Schon sind die alten herrlichen Kastanienbäume vor den Häusern verschwunden, deren weit sich ausbreitende Zweige Kühlung und Schatten gewährten, unter welchen der arbeitsmüde Bürger in der Mitte der Seinen oder im Gespräch mit dem sich zu ihm herüberbeugenden Nachbarn einer Art leidlichen Genusses sich erfreute.

Denen, die durch ihre Verhältnisse die ganze Woche hindurch in der Stadt festgehalten wurden, brachten die aufbrechenden Knospen dieser schönen Bäume alljährlich Kunde von dem draußen eben angelangten Frühling und seine Einladung, am nächsten Sonntage ihn vor dem Tore aufzusuchen, wo er in aller Pracht und Herrlichkeit sie erwarte.

Und welch einen Spielplatz bot in meiner Jugendzeit der Beischlag den Kindern! So sicher! So bequem! Dicht unter den Augen der oben am Fenster nähenden und strickenden Mutter, die zuweilen es nicht verschmähte, mitten unter ihnen des milden Abends zu genießen. Bei leidlichem Wetter brachten wir mit unseren Gespielen alle unsere Freistunden in diesem Asyl zu, das noch den unschätzbaren Vorzug besaß, daß wir unseres lärmenden Treibens wegen weniger gescholten wurden, weil es hier bei weitem nicht so lästig wurde als im Hause selbst.

Mehrere Häuser, deren Giebel mit Statuen und anderen architektonischen Verzierungen von Bildhauerarbeit geschmückt sind, zeugen noch heute sowohl von dem Reichtum als von der Kunstliebe unserer Vorfahren, welche bei deren Erbauung mit nicht unbedeutendem Geldaufwande diese Kunstwerke von guten Meistern in Italien verfertigen und nach Danzig kommen ließen. Andere, früheren Tagen angehörende Häusergiebel stehen noch in ihrer, fast noch aus der Zeit der Tempelherren stammenden Altertümlichkeit da, doch neigen sich diese ganz ihrem Verfallen zu, und ihre Anzahl wird immer geringer.

Das schönste und merkwürdigste derselben, welches ehemals meinem Onkel Lehmann angehörte und auch von ihm bewohnt wurde, ist, wie ich höre, vor einigen Jahren auf höchsten Befehl gekauft, sorgfältig abgebrochen und auf die Pfaueninsel bei Potsdam verpflanzt worden. Allerdings ist dies eine sehr ehrenvolle Bestimmung, doch fürchte ich, daß es dort bei weitem so gut sich nicht ausnimmt als in seinen ehemaligen, ihm angemesseneren Umgebungen in der Brotbäckergasse.

Daß das Land, daß die Stadt, in welcher wir geboren und erzogen wurden, auf die Bildung unseres Geistes wie überhaupt auf die Entwicklung unseres ganzen Wesens den mächtigsten Einfluß üben, ist eine fast unbestrittene Tatsache. Bei mir aber tritt noch überdem der unglaubliche Fall ein, ja ich möchte sagen, daß der Gang, den das Leben später mit mir genommen, von dem unbedeutenden Umstande abhing, daß das Haus meiner Eltern gerade an der Stelle und an keiner anderen stand. Einige Häuser höher hinauf oder tiefer herunter, sogar in der nämlichen Straße, und wahrscheinlich wäre alles anders gekommen und ich selbst eine ganz andere geworden.

An der Mittagsseite der Heiligen Geist-Gasse liegt das Haus, in welchem ich geboren wurde, unfern dem nach der langen Brücke führenden Tor, über welchem damals die Räume sich befanden, in welchen die dortige Naturforschende Gesellschaft ihre Zusammenkünfte hielt und ihre Sammlungen aufbewahrte.

Die lange Brücke aber ist gar keine Brücke, sondern ein hölzerner Kai, an der Landseite längs den Häusern mit Buden besetzt, in welchen Früchte, Blumen und sonst noch allerlei, was ein Kinderherz erfreuen kann, zum Verkauf ausgestellt wird. Zwischen diesem Kai und der gegenüberliegenden Speicherinsel fließt die hier ziemliche breite, mit Schiffen und Barken belebte Mottlau still und ruhig der nahen Weichsel und im Verein mit dieser dem stillen Meere zu.

Das Haus meiner Eltern gehörte zu der in Danzig gewöhnlichsten, drei Fenster breiten Mittelgattung, die man weder schön noch häßlich, weder groß noch klein nennen kann; auch wich die innere Einrichtung desselben von der dort gewöhnlichen durchaus nicht ab und war für den Bedarf unserer Familie bequem und geräumig genug.

Keine besternte Lyra bezeichnete schon vor meiner Geburt unser Dach; die einzige Auszeichnung, deren es sich zu rühmen hatte und wohl auch noch hat, besteht darin, daß statt der Götter, Engel, Vasen, Adler, Pferde und anderen Getiers, das dort von der Höhe anderer Häuser auf die Straße hinabschaute, auf der höchsten Giebelspitze desselben eine große metallene Schildkröte auf dem Bauche liegt und mit nach allen Weltgegenden ausgestreckten, stark vergoldeten Pfoten und Kopf beträchtlich nickt und zappelt, wenn der Wind heftig weht. Diese langmütige Kreatur mochte vielleicht schon weit über hundert Jahre sich so abgemüht haben, ohne sonderlich beachtet zu werden, aber Herrn Mosers Scharfblick entging diese Bemerkung nicht; er machte mich darauf aufmerksam, und wir beide waren die einzigen im Hause, die dieses bewundernswerte Kunstwerk gehörig zu würdigen verstanden.

Zur linken Seite stieß die englische Kirche, zur rechten ein Gasthof an unser Haus, doch bitte ich, daß dabei niemand an das alte Sprichwort denken möge, nach welchem der Teufel sogleich neben jedem Gotteshause sein Kapellchen baut, denn jene englische Kirche ist eigentlich nichts anderes als eine kleine, recht freundliche Hauskapelle, die nur höflicherweise Kirche genannt wird; an dem uralten rostigen Schiffergildenhause, das wenigstens viermal größer ist als die Kirche, konnte der Teufel auch keine Macht haben, obgleich es einem verwünschten Schlosse sehr ähnlich sah; denn die Bewohner desselben waren sehr brave, ehrbare Leute.

Alle bürgerlichen Gewerbe waren damals noch in Zünfte und Gilden geteilt, deren jede ihr eigenes Haus besaß, wo Meister und Gesellen zu besonderen, auf ihre Privilegien, Gesetze und Gebräuche Bezug habenden Zwecken sich versammelten, besonders aber zur Fastnachtzeit zu Banketten, bei denen es hoch und wild herzugehen pflegte.

Schon der Name deutet an, daß das Schiffergildenhaus das Eigentum der damals sehr bedeutenden und geachteten Gilde der Danziger Schiffer war. Dort kamen sie in den sich vorbehaltenen Räumen zusammen, um sich über die Angelegenheit ihrer Korporation zu beraten, oder auch, um auf allgemeine Kosten und zum allgemeinen Besten es sich bei Tische wohl sein zu lassen. Bunte Wimpel und Flaggen neben einer weißen, mit dem Danziger Wappen bemalten Fahne, groß wie ein Segel, flatterten dann vom Beischlage herab und verkündeten der Nachbarschaft die Feier des Tages.

Die übrigen Räume des weitläufigen, winkligen Gebäudes blieben dem Gastwirt überlassen, der nicht nur für den geschicktesten Koch in Danzig galt, sondern sogar einer übereuropäischen Berühmtheit sich erfreute. Seine winzig kleinen eingemachten Glasgurken gingen unter der Flagge seiner Beschützer in alle Welt, und von seinen kolossalen Baumkuchen wurden sogar große Sendungen bis nach Amerika verladen.

Freundlicher, ewig heiserer Herr Nachbar Bergmann, leicht sei dir die Erde; dankbar gedenke ich deiner, denn in der glühenden Hitze deines Küchenherdes, mitten in den wichtigsten Arbeiten zur Besorgung einer hochzeitlichen Tafel, hast du auch deiner kleinen Nachbarin gedacht! Mit manchem Gläschen süßen Gelees, manchem Tellerchen köstlichen Backwerks, die du durch Adam mir übersandtest, erfreutest du bei solchen Gelegenheiten mein kindliches Gemüt. Dafür sei denn in diesen Blättern deinem Namen ein ewiges Denkmal gestiftet, soweit nämlich in unseren Tagen eine solche papierne Ewigkeit reichen kann.

Doch wenden wir uns jetzt der linken Seite des Hauses meiner Eltern zu.

Infolge eines in früheren Zeiten abgeschlossenen Kontraktes, der bedeutende, sonst nur dem eingeborenen Bürger zustehende Rechte zusicherte, hatte seit langen Jahren eine Gesellschaft englischer Kaufleute mit ihren Familien in Danzig sich niedergelassen und im Verlaufe der Zeit dermaßen sich eingewohnt, daß es weder von ihrer noch von unserer Seite jemandem mehr in den Sinn kam, sie als Fremde zu betrachten. An der Börse wurden ihre Häuser denen der Stadt gleichgestellt, in Sitten und Gebräuchen wichen sie von den übrigen Einwohnern so wenig als möglich ab. Sie sprachen Deutsch, machten die Nacht nicht zum Tage, aßen nach Landesgebrauch um ein Uhr zu Mittag, erzogen ihre Kinder, die größtenteils in unserer Mitte geboren worden waren, auf die bei uns übliche Weise und betrugen sich im ganzen, wie vernünftige Leute tun, die nicht darauf ausgehen, durch törichte Anmaßung und alberne Alfanzereien sich und anderen das Leben zu erschweren.

Das Haus meinem elterlichen zur Linken war das Eigentum dieser englischen Kolonie; mit Aufopferung des besten Teiles desselben waren die Beletage und die über derselben durchbrochen worden und eine hohe, helle, ziemlich geräumige Kapelle entstanden, der es weder an einer Orgel, noch an einer Kanzel fehlte, noch an dem nach englischem Gebrauche unter dieser angebrachten Katheder für den das Morgengebet ablesenden Clerk oder Küster. Der übriggebliebene Raum dieses Hauses war zur Wohnung ihres Geistlichen eingerichtet, den sie selbst sich erwählten.

Vor sechzig bis siebzig Jahren konnte Danzig noch füglich für einen der deutschen Marksteine der kultivierten Welt gelten; mit Riesenschritten hat seitdem die Kultur die früher ihr gesetzten Grenzen in den Staub getreten und im Innern wie im Äußeren die bedeutendsten Umwandlungen herbeigeführt. Doch behielt meine Vaterstadt, abgesehen von ihrer vor anderen sich auszeichnenden Bauart, noch genug von ihrer früheren Originalität übrig, um noch heutzutage dem Fremdling in ihren Mauern ein lebhaftes Interesse einzuflößen, wenn er einigen Sinn für dergleichen mitbringt. Dazu gehört insbesondere die Ankunft der mit Getreide beladenen polnischen Fahrzeuge, die noch immer ein merkwürdiges Schauspiel bietet, wenngleich nicht mehr ganz in dem Grade als in weit früherer Zeit.

Wenn der Frühling unter dem milderen Himmel des Rheines die ihm gebührende Oberherrschaft schon längst angetreten und nur noch einzelne, schnell vorübergehende Scharmützel mit seinem überwundenen Feinde zu bestehen hat, der im Fliehen sich zuweilen neckend gegen ihn umwendet, dann erst reißt er in meinem Vaterlande mit einem kühnen Sprunge aus dem kalten weißen Leichentuch sich los und zerbricht die kristallenen Gewölbe, unter welchen Ströme und Quellen gefesselt liegen.

Unglaublich schnell dringt dann aus Bäumen und Hecken, auf Wiesen und Feldern das frische, knospende Leben warm und duftig hervor; es gibt Tage, in denen man wirklich glauben möchte, das Gras wachsen zu hören, die Veilchen sich entwickeln zu sehen. Der Frühling ist da und eilt vorüber, ehe man Zeit gehabt hat, sich seiner recht zu erfreuen. Dann schwellen auch tief in Polen die Gewässer, und die selbst für die sehr flach gehenden polnischen Fahrzeuge oft zu seichte Weichsel wird gegen Ende des Maimonats kräftig genug, um auf ihrem Rücken die goldenen Garben der Ceres in meine Vaterstadt zu tragen, die mit vollem Recht in früherer Zeit die Kornkammer von Europa genannt wurde.

Die kleinen, längs der langen Brücke auf der Mottlau vor Anker liegenden Schiffe, auf welchen, wie auf den Retourchaisen in Frankfurt, der Ort ihrer nächsten Bestimmung auf schwarzen Tafeln zu lesen ist: „Will's Gott, nach Königsberg", „Will's Gott, nach Petersburg", „Will's Gott, nach Memel", sie alle schließen vor der seltsamen Flotte sich gedrängter aneinander, welche nun die Mottlau bedeckt und einen höchst wunderbaren Anblick gewährt.

Schiffe sind die schlecht zusammengezimmerten Fahrzeuge eigentlich nicht, aus welchen jene Flotte besteht, sie scheinen so unbequem und zerbrechlich, daß man kaum begreift, wie sie den weiten Weg glücklich zurücklegen konnten, ohne unterzugehen; auch werden sie am Ende ihrer Laufbahn zerschlagen, das Holz wird verkauft, und die Mannschaft mag zusehen, wie sie durch Moor, Heide und unwegsame Urwälder zu Fuße wieder nach Hause gelangt.

Am füglichsten wären diese Fahrzeuge einem kleinen Flosse vergleichbar, nur sind sie weniger breit, laufen an beiden Enden in Form eines Kahnes etwas spitz zu und sind ringsum mit einem ziemlich niedrigen Bord versehen. Eine Hütte am Ende derselben bildet die Kajüte für den Oberaufseher; ohne Mast und Segel werden sie durch ein ziemlich unförmiges Steuer regiert und durch mehr als hundert rüstige Arme dicht hintereinander auf ihren Bänken sitzender und taktmäßig ruderner Schimkys stromabwärts geführt. Den ganzen übrigen Raum nimmt die Ladung von Weizen oder Roggen ein, so hoch als möglich aufgetürmt liegt sie ganz offen da, ohne den geringsten Schutz gegen Wind, Wetter und Nässe.

In besonders fruchtbaren und wasserreichen Jahren, als vor der ersten Teilung von Polen der Kornhandel noch gleichsam ein Monopol meiner Vaterstadt war, sah man oft den ziemlich breiten Strom mit mühsam aneinander sich fortschiebenden Fahrzeugen über und über bedeckt. Wäre es möglich gewesen, einen auf diesen Anblick ganz unvorbereiteten Fremden auf die lange Brücke zu stellen, er hätte glauben müssen, auf eine der damals kaum entdeckten Südseeinseln, mitten unter die Kanus der Wilden geraten zu sein, so durchaus uneuropäisch sahen die Schimkys und die ganze Flottille noch jetzt aus. Daß dergleichen in einem übrigens zivilisierten Lande, so nahe an Deutschland, noch existiert, scheint unglaublich; ein Galeerensklave aus Toulon ist, im Vergleich mit einem Schimky, ein Dandy.

Trotz ihrem wilden Aussehen haben sie doch nichts Unförmliches oder Widerwärtiges, diese starkknochigen, mulattenartig gebräunten hageren Gestalten; ein wohlbehaglich beleibter Schimky wäre eine Idee außerhalb der Möglichkeit. Bis auf den nationellen, von Regen und Sonne gelb gebleichten Zwickelbart ist der Kopf durchaus kahl geschoren, und mit einem großen selbstfabrizierten Strohhut oder einer flachen Pelzmütze bedeckt, Hals, Nacken und Brust sind entblößt. Die übrige Kleidung besteht in Pantalons und einem mit einem Strick umgürteten Kittel, beides vom allergröbsten, ungebleichten Leinen. Hölzerne, mit starken eisernen Nägeln beschlagene Sohlen, die sie unter den übrigens nackten Fuß binden, müssen oft die Stiefel ersetzen.

Das wirklich gräßliche Getöse, das diese Chaussüre auf den granitenen Pflastersteinen hervorbrachte, wenn eine etwas zahlreiche Gesellschaft von Schimkys die Straßen heraufkam, jagte uns Kinder allemal aus dem Beischlag ins Haus, und selbst als ich schon ziemlich erwachsen war, wagte ich mich nur mit bänglichem Herzklopfen

in ihre Nähe. Ich fürchtete mich vor ihren wilden Gestalten, die doch niemanden etwas zuleide taten; nie habe ich vernommen, daß ein Schimky des Diebstahls oder eines ähnlichen Verbrechens beschuldigt worden wäre.

Sie waren Leibeigene und sind, außerhalb des Preußischen Staates, es wohl größtenteils noch. Ihr Leben wurde kaum so hoch gehalten wie das eines Hundes oder Pferdes. Der Edelmann, der aus Versehen oder im Zorn einen von ihnen erschlug, zahlte, ohne weitere gerichtliche Prozedur, zehn Taler Strafe, und damit war die Sache abgetan und vergessen.

Und doch gibt es kein zufriedeneres, ich könnte sagen fröhlicheres Völkchen als diese Leibeigenen mitten in ihrer tiefsten Armut, sie, die nie vermissen, was sie nie besaßen, ja wohl kaum dem Namen nach kannten. Die Freiheit, mit der sie nichts anzufangen wüßten, wäre gewiß der jetzigen Generation ein recht unbequemes Geschenk, und vielleicht muß noch mehr als eine dahinschwinden, ehe sie lernen werden, es gehörig zu würdigen.

Wie sie im Winter daheim es halten, weiß ich nicht, im Sommer ist ihr Leben ganz das eines Wilden. Tag und Nacht unter freiem Himmel, liegen sie am Ufer des Stromes, neben den ungeheuren, beinahe haushoch aufgeschütteten Weizenhaufen, die zu bewachen und fleißig umzustechen, um sie, bis sie eingespeichert werden, vor dem Verderben zu bewahren, jetzt ihre Beschäftigung ist.

Ein sehr konsistenter Brei von Erbsen oder Buchweizen, den sie in ihrem, an einer quer über zwei Kreuzhölzern gelegten Stange hängenden kolossalen Kessel selbst kochen, ist einen Tag wie den anderen ihre Nahrung; hat eine solche Tischgesellschaft ein paar Talglichter erbeutet, um den mageren Brei zu würzen, so ist das Mahl köstlich. Da sitzen sie dann zur Mittagszeit dicht aneinander gedrängt, in wirklich malerischen Gruppen um ihre dampfenden Kessel; handhaben ihre großen, hölzernen Löffel, die auch einen ihrer sehr beliebten Handelsartikel ausmachen, und schöpfen, schlucken und schnattern ohne Maß und Ziel.

Ein wenig naschhaft, ein wenig lecker sind sie, trotz dem besten Gastronomen, das ist wahr, aber ihre Leckerbissen sind eigener Art. Auf einem Gange durch die Speicher bemerkte ich eines Morgens in einiger Entfernung einen Schimky vor einem offenen Speicher, in welchem allerhand Lebensmittel zum Verkaufen standen, herumschleichen und sehnsüchtige Blicke hineinwerfen. Jameson, mein Begleiter, und ich, standen einen Augenblick still, um zu sehen, was der wunderliche Gesell eigentlich beabsichtige, da sprang er plötzlich auf ein in der Tür stehendes Heringsfaß zu, nahm aber nicht etwa einen Hering heraus, sondern tauchte nur ein gewaltiges Stück Schwarzbrot, das er bei sich führte, tief in die Heringslake hinein und lief davon, ohne sich umzusehen, als hätte er die köstlichste Beute erjagt. Ein tüchtiger Schluck Kornbranntwein geht freilich noch über Talglicht und Heringslake, aber wenn dieses Mittelding zwischen Kind und Affe auch etwas benebelt ist, so bleibt es doch gutmütig, es prügelt sich, verträgt sich wieder, und von Mord und Totschlag ist nie die Rede. Freilich fehlt ihnen die gewöhnliche Veranlassung zu Hader und Zwist, Weiber und Mädchen, deren Begleitung der Edelmann gar nicht zugibt.

Zuweilen kommt, in einer durch den Branntweingeist etwas exaltierten Stimmung, ein Paar von ihnen auf den Einfall, sich außerordentlich galant und höflich zu bekomplimentieren; im Bestreben, einander das Knie zu umfassen, berühren sie mit der Stirn bald den Boden, küssen einander die Hände, umarmen sich nach der allgemeinen polnischen Sitte, die selbst unter Damen damals noch gebräuchlich war, indem jeder von ihnen den Kopf so weit als möglich über die Schulter seines Freundes hinüberbeugt, um seinem Nacken einen Kuß aufzudrücken. Ernsthaft dem zuzusehen, ist ebenso unmöglich, als nicht dabei an ein Paar Orang-Utans zu denken.

In der durchsichtigen Dämmerung einer schönen, nordischen Sommernacht gewähren, aus der Ferne gesehen, die vielen kleinen Feuer einen wirklich romantischen Anblick, um welche am Ufer der Weichsel gelagert die Schimkys ihre Nächte zubringen. Einzelne wunderlich schnarrende und klimpernde Töne schallen von dort herüber, von denen es schwer zu unterscheiden ist, welche Art von Instrument sie hervorbringt. Die Schimkys sind von Hause aus geborene Paganinis, sobald man allein die Schwierigkeit in Anschlag bringen will, welche der große Mann zu überwinden hatte, um auf seiner einzigen Violinsaite solchen Zauber zu üben.

Paganinis Instrument ist indessen doch eine Violine, wie sie sein soll, und die Saite derselben ist wirklich eine brauchbare Saite; aber etwas auch nur einer Melodie Ähnliches auf einer jener kleinen, gelb mit roten Blumen bemalten Nürnberger Spielzeugviolinen hervorzubringen, wie sie auf der langen Brücke um wenige Groschen verkauft werden, das müßte selbst dem großen Meister schwerfallen, und er greift gewiß lieber nach seiner einzigen Saite.

Solch ein sarmatischer Orpheus läßt aber durch die Mangelhaftigkeit seines Instruments sich nicht im mindesten irren; er fiedelt herzhaft darauflos, früher gehörte oder selbst erfundene Melodien, im echten Polonäsentakt; denn daß bei ihm von Notenlesen nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst.

Auch gelingt es ihm gewöhnlich, seine den wilden Tieren nicht ganz unähnlichen Zuhörer in begeisterte

Bewegung zu setzen; sie fassen jauchzend einander bei den Händen und führen, paarweise gereiht, die eleganten Schwenkungen ihres Nationaltanzes, der Polonäse, durch, oder ergötzen sich an den wilden lustigen Sprüngen der nicht minder nationellen Masurka.

Wenn die Sonne recht hell scheint, besonders wenn man, wie jetzt beinahe alle Leute, etwas kurzsichtig ist, glaubt man zuweilen eine seltsame breite, ungemein prachtvolle Gestalt auf sich zukommen zu sehen; etwa einen chinesischen Mandarin, in einem ihn über und über bedeckenden Mantel vom reichsten Goldbrokat; in der Nähe verwandelt sich der Mandarin in einen hinten und vorn, vom Kopf bis zu den Füßen mit breitgeflochtenen Rispen der größten, schönsten, goldig schimmernden Zwiebeln dicht behangenen Schimky, die er zum Verkaufe ausbietet.

Neben diesen Zwiebelmandarinen begegnet man auch wandelnden Bergen von Töpferwaren, und nur das von denselben ausgehende jodelartige Geschrei: „Koop Toopky, Top, Top, koop!" verrät den in dieser zerbrechlichen Umgebung hausenden Schimky, dessen über seinem ambulierenden Warenlager nur eben herausragender Kopf gar leicht für einen Teil desselben gehalten werden kann.

In Polen wird jährlich eine Unzahl Kochtöpfe, Pfannen, Kasserollen aus einem, jenem Lande eigentümlichen Ton fabriziert, ohne welche eine Danziger Köchin gar nicht bestehen zu können glauben würde. Große Quantitäten dieser Ware werden von den Schimkys zum Verkaufe gebracht, die Spekulation rentiert sich gut, die Masse der im Laufe des Jahres zerschlagenen Töpfe hält der der neu eingeführten so ziemlich das Gleichgewicht; das Originellste dabei bleibt immer die Art, wie sie auf der Straße feilgeboten werden.

An einem mehrere Ellen langen starken Stricke werden so viele Töpfe und Pfannen von allen Dimensionen, als derselbe nur immer fassen kann, gleich Perlen eingereiht; mit diesem Stricke umwickelt sich der Schimky von oben bis unten so künstlich, daß die Töpfe, ohne zu zerbrechen, traubenartig übereinander liegen. Die größten, die sich nicht wohl anders anbringen lassen, trägt er in der Hand. Daß die Beine nicht so gefesselt werden, daß er nicht bequem ausschreiten könnte, brauche ich wohl nicht zu erwähnen.

Außer mit diesen Töpferwaren wird auch noch ein Nebenhandel mit feiner vortrefflicher Krakauer Grütze von dem Schimky betrieben, ebenso mit jenen schon erwähnten hölzernen Löffeln, welche sie in langen Winterabenden selbst schnitzen und die in unseren Küchen ebenfalls für unentbehrlich gelten.

Überselig, jauchzend vor Freude, tritt solch ein armer Tropf den langen beschwerlichen Rückweg zu Fuße an, wenn er im Laufe vieler Monate, im Kampfe mit unsäglicher Mühe und Not, so viel erübrigen konnte, daß es ihm möglich wurde, sich mit einigen Ellen des gröbsten blauen Tuches zu beladen; kann er vollends ein Paar mit Eisen beschlagener Stiefel hinzufügen, so kennt sein Glück keine Grenzen.

Die ebenso malerische als prächtige Nationaltracht der reichen Polen wird jetzt selten oder vielleicht gar nicht mehr gesehen; in der Zeit, von welcher ich spreche, begegnete man ihr in allen Straßen. Den kahlgeschorenen Kopf ausgenommen, den aber schon in den achtziger Jahren nur alte Herren noch so trugen, gibt es wohl keine, die eine schöne Gestalt vorteilhafter und zugleich anständiger bezeichnete. Solch ein Starost! Die hohe viereckige Mütze von Samt oder Seide ein wenig seitwärts gerückt, eine Hand am reichsten Gefäß des klirrenden Säbels, mit der anderen den zierlichen Schnurrbart streichelnd, den reichen seidenen Leibrock mit einer golddurchwirkten breiten Schärpe vielfach umwunden und darüber das den Wuchs vorteilhaft bezeichnende Oberkleid mit den über den Rücken tief herabhängenden Ärmeln, trat ein solcher so stolz einher, als ob Gottes Erdboden zu gering wäre, um seine Stiefel von gelbem Saffian zu küssen!

Und nun als Gegenstück der nur über stumpfsinnige Tierheit eben erhobene halbnackte Wilde, der dem nämlichen Lande entsprossene Leibeigene jenes Sohnes des Glückes! Der Kontrast wäre herzzerschneidend, wenn die Armen ihr Elend empfänden; doch davor bewahrt sie für jetzt noch die jede Entbehrung, jedes Unglück mildernde Gewöhnung.

Ein paar Monate vor der Erntezeit kamen auch die armen polnischen Weiber scharenweise gezogen, um für Kost und einen Tagelohn von drei Düttgen, damaliges Danziger Geld, ungefähr achtzehn sächsische Pfennige, die Kornfelder in der Umgebung auszujäten. Auch die Erscheinung dieser armen Maruschkas, wie sie durchgängig genannt wurden, hatte viel Fremdartiges. Ein weißes Tuch, oft recht graziös um den Kopf gewunden, ein langes, blaues, um den Leib fest gegürtetes Gewand vom gröbsten Wollenzeug war ihre ganze Bekleidung, Schuhe und Strümpfe kannten sie gar nicht.

Hager, von der Sonne verbrannt, dürftig im hohen Grade, wie sie es sind, verleugnet sich doch nicht bei allen unter ihnen die den Polinnen eigentümliche Anmut der Formen und der Bewegung. Ich habe zuweilen jugendliche, vom Leben noch nicht zu hart behandelte Gestalten unter ihnen bemerkt, die jedem Künstler zum Modell hätten dienen können und denen ich, neben dem innigsten Mitleid, meine Bewunderung nicht versagen konnte.

Einer meiner Freundinnen, die in der überschwenglich fruchtbaren Gegend des Danziger Werders wohnte, wurde eines Tages die ganz unerwartete Niederkunft auf freiem Felde einer ihrer Maruschkas gemeldet; das arme

blutjunge Weib wurde sogleich unter Dach gebracht und für deren Verpflegung gesorgt, was ihr sehr wunderbar vorzukommen schien. Am anderen Morgen stand sie mit Sonnenaufgang fix und fertig da, das Kind in ein Tuch gebunden auf dem Rücken, und wollte durchaus aufs Feld an ihre Arbeit. Nur unter heißen Tränen und durch die Versicherung, daß sie dennoch ihre drei Düttgen täglich erhalten solle, ließ sie sich bewegen, einige Tage Ruhe sich gefallen zu lassen. Doch hielt sie es nicht lange aus; ehe man es sich versah, war sie draußen und konnte nicht begreifen, was man eigentlich mit ihr gewollt habe.

So sucht die immer gütige Natur selbst diejenigen ihrer Kinder, die sie am stiefmütterlichsten behandelt, für diese anscheinende Härte auf eine oder die andere Weise zu entschädigen! —

Die schmutzigen polnischen Schacherjuden schiebe ich gern beiseite, die weder vom Leibzoll, den sie zahlen, noch durch die Bedrückung und Verhöhnung aller Art, die sie von christlichen Gemütern erdulden mußten, sich abhalten ließen, zahlreich sich einzustellen, und an allen Ecken unter widrigem Geschnatter und Geschrei ihrem Gewerbe nachzugehen.

Aber es gab noch andere alttestamentarische Gestalten außer diesen, deren würdigerer Anblick dazu mit beitrug, dem öffentlichen Leben in den Straßen eine interessante Mannigfaltigkeit der verschiedensten Erscheinungen zu gewähren. Reiche israelitische Kaufleute aus Warschau, Krakau, Posen und anderen bedeutenden polnischen Städten in ihrer stattlichen Nationaltracht, die Geschäfte halber in Danzig sich einfanden; hochgewachsene Männer mit schwarzen, blitzenden Augen und echt orientalischen Zügen, himmelweit verschieden von jenem verlumpten Gesindel. Der wohlgepflegte, tief über die Brust sich ausbreitende, oft schneeweiße Bart, die hohe dunkle Zobelmütze, der malerische Falten bildende schwarze Talar verlieh ihnen eine auffallende Ähnlichkeit mit den gelungensten Propheten- und Apostelgestalten bildender Kunst.

Auch ihre Frauen begleiteten sie zuweilen; die Tracht derselben nahm sich freilich etwas barocker aus und machte einen sehr fremdartigen Eindruck; Röcke von schwerem, großblumigem Seidenbrokat, ein bis an die Knie reichender, unten mit Zobel besetzter Leibrock von ähnlichem Stoff und eine goldene Haube. Über der Stirn trugen sie ein ziemlich breites Bandeau, aus mehreren Reihen echter, großer, aber meistens schiefer, sogenannter monströser Perlen, das auch nicht ein Härchen sichtbar werden ließ. Eine Menge schwerer, altmodischer goldener Ketten und Schmuck aus allen Arten von Edelsteinen vollendeten den Putz einer solchen Tochter Zions, der aber den brünetten, schwarzäugigen Gesichtern gar nicht übel stand, solange sie jung waren.

Es herrschte in meiner, zur lutherischen Konfession sich bekennenden Vaterstadt völlige Glaubensfreiheit. Die aus Holland abstammenden, meistens sehr wohlhabenden Mennoniten, welche in feine und grobe sich einteilten, hatten ihre Bethäuser, unstudierte Bürger ihres Glaubens, meistens Handwerker oder Krämer, verwalteten in denselben das Predigeramt und erbauten Sonntags ihre Glaubensbrüder durch oft recht herzliche Reden. Auch durften sie ihre Kinder so spät taufen lassen, als es ihnen beliebte; ich selbst habe einmal der Taufe einer sechzehnjährigen Freundin von mir beigewohnt.

Die Katholiken hatten ihre Mönchs- und Nonnenklöster so ungestört, als lebten sie mitten in einem katholischen Lande, nur auf Ehrenstellen mußten sie, so wie jeder andere, der nicht zu Luthers Lehre sich bekannte, Verzicht leisten; nicht einmal Nachtwächter konnten sie werden.

Und doch übte der Papst über unsere lutherische freie Stadt eine althergebrachte, aber dennoch in unserer Zeit unbegreifliche Gewalt. Nicht genug, daß in zu nahem Verwandtschaftsgrade stehende Protestanten den zu ihrer Verheiratung nötigen Dispens vom Päpstlichen Stuhl zu erhalten suchen mußten; in der Mitte der Stadt lebte unter dem Titel Offizial eine Art von Nuntius des Papstes, der ebensogut als der berühmte Hufschmied von Gretna-Gren, ohne elterliche Einwilligung und ohne vorhergegangenes öffentliches Aufgebot über protestantische wie katholische Liebespaare in der an seine Wohnung anstoßenden königlichen Kapelle den kirchlichen Segen aussprach; das von ihm geknüpfte Eheband war fest und hielt fest, und gegen die Gültigkeit desselben galt keine Einwendung.

Meine Mutter erzählte von einer ihrer Jugendgespielinnen, die zu großer Verwunderung ihrer Familie an einem Samstagabend mit einer neugewaschenen leinenen Schürze erschien; an einem Samstage obendrein spätabends, es war unerhört! Das Mädchen wollte nicht gestehen, was es dazu bewogen; am folgenden Morgen aber klärte alles von selbst sich auf. Die neugewaschene Schürze hatte sie umgetan, um sich mit ihrem Herzliebsten bei dem nur wenige Häuser entfernt wohnenden Offizial in aller Geschwindigkeit trauen zu lassen.

Die moralische Nutzanwendung dieser Geschichte erfolgte in der weitläufigen Auseinandersetzung des wenigen Segens, der auf dieser, späterhin sehr unglücklichen Ehe geruht habe; ich hörte kaum darauf, ich überlegte in meinem zehnjährigen Kopfe, wie es möglich sei, lieber in einer weißleinenen Schürze als in einem prächtigen Brautkleide von großblumigem Seidenstoffe, wie das noch immer vielbewunderte meiner Mutter war, Hochzeit zu machen.

Übrigens blieb dieses Vorrecht des Offizials bis zur endlichen Besitznehmung von Danzig in voller Kraft, und ich habe noch einige Beweise davon erlebt, die in sehr achtbaren Familien viel Herzeleid anrichteten.

Den Offizial habe ich nie gesehen, wüßte auch niemand, der persönlich mit ihm bekannt gewesen wäre; überhaupt lag in seiner ganzen Existenz etwas Unheimliches, Scheueinflößendes, das er selbst vielleicht fühlte und deshalb in stiller Zurückgezogenheit lebte. Die katholischen Priester zeigten sich indessen in ihrer Ordenstracht überall. Auch unsere wohlehrwürdigen Herren ließen sich ebenfalls außerhalb ihrer Häuser nie anders als in vollem Ornate erblicken, vor welchem jedermann den Hut schon von weitem zog; in der lockenreichen, großen Perücke, dem langen weiten Priestergewande und mit dem Bäffchen unter dem Kinn.

Weit malerischer nahmen die barfüßigen Franziskaner und Kapuziner in ihren mit einem Strick umgürteten braunen Kutten und der tief in das Gesicht gezogenen Kapuze sich aus, denen man häufig begegnete; seltener ließen die weißgekleideten Dominikaner außerhalb ihres Klosters sich sehen, am häufigsten aber die barmherzigen Brüder in ihrer ganz schwarzen Ordenstracht.

Am ersten Feiertage der hohen Feste stellten regelmäßig drei derselben, demütig sich verneigend, in unserem Speisezimmer sich ein, wo wir eben zum Mittagessen versammelt waren. Sie brachten auf einem seltsam geformten silbernen Teller einige Blätter farbiger Oblaten mit dem darauf eingedrückten Bilde des Gekreuzigten und eine Dose mit Kräutertabak, den sie in ihrem Kloster bereiteten und zum Besten der Armen verkauften.

Mein Vater stand vom Tisch auf und ging ihnen einige Schritt entgegen; wir Kinder erhielten jedes eine Oblate, er aber nahm eine Prise aus der Dose und legte Geld auf den Teller; die Priester verneigten sich abermals und gingen schweigend, wie sie gekommen waren, zur Tür hinaus.

Die ganze Verhandlung, bei welcher nie ein Wort gesprochen wurde, machte immer, wahrscheinlich eben-deshalb, einen eigenen feierlichen und zugleich wehmütigen Eindruck auf mich, und mir wurde etwas weinerlich zu-mute. Ich wußte, daß diese Geistlichen unter eigenen großen Entbehrungen alle armen Kranken, wes Glaubens sie auch sein mochten, sogar Juden, in ihrem Kloster aufnahmen und sorgfältig pflegten. Adam (unser Diener), der selbst ein Katholik und in einer schweren Krankheit von den frommen Vätern geheilt worden war, erzählte jedesmal davon, wenn sie ihren Besuch bei uns abgelegt hatten.

In ihrer nicht prunkenden, aber soliden, ihrem Klima angemessenen Nationaltracht sah man noch während der ersten sieben bis acht Jahre meines Lebens viel russische Kaufleute alljährlich nach Danzig wiederkehren, und ihre fremdartige Erscheinung war überall willkommen; sie und ihre von kleinen zottigen Pferden gezogenen, von lang-bärtigen Iswostschiks regierten Kibitken; besonders aber die Ladung der letzteren, die großen Säcke voll silberner Rubel, mit denen alles bar bezahlt wurde, weil damals die Russen mit Wechselzahlungen noch nicht umzugehen verstanden.

Ihre Kleidung, im Gegensatz zu der weit brillanteren der Polen, war sehr einfach, ein dem Oberkörper sich enganschließender tuchener Rock mit ziemlich weiten Ärmeln von unentschiedenen, nicht zu dunklen Farben, über den Hüften mit einer breiten Schärpe von feinem persischen Stoff einige Male umwunden. Der untere Teil dieser Kleidung glich einem bis über das Knie gehenden, sehr weiten, oben in dichte Falten gelegten Weiberrock; dazu mäßig kurz geschnittenes schwarzes Haar und ein von einem Ohr bis zum anderen reichender, Kinn und Brust ganz überdeckender Bart, der sehr sauber gehalten, zuweilen sogar künstlich gekräuselt wurde.

Oft versammelte mein Vater eine große Gesellschaft dieser bärtigen Männer an seinem Tisch, lauter gute Freunde, mit denen er seit vielen Jahren bedeutende Geschäfte machte. Die Anordnung eines solchen Gastmahls verursachte meiner Mutter und ihrem Geheimen Kabinettsrate Adam zwar einige Mühe, besonders wenn während der endlosen russischen Fastenzeit alles mit Öl bereitet werden mußte; dafür fand sie aber auch gewöhnlich in irgendeinem Winkel ihres Zimmers einen Vorrat echten Karawanentee versteckt, wie ihn selbst der Kaiser von Rußland nicht besser trinkt, und der für Geld nicht zu erlangen war.

Anfangs fürchtete ich mich zwar vor den langen Bärten, aber diese Männer waren freundlich trotz ihrem grimmigen Aussehen; sie hatten die Kinder gern, das machte mir wieder Mut. Der ärmste, abschreckend häßlichste unter ihnen war mir der liebste, ein schwarzer, zottiger russischer Knecht, Andruschky geheißen, der jährlich mit seinem Herrn unser Haus besuchte und in demselben so bekannt war wie unsere große Zyperkatze, eine Art von zivilisiertem Bär. Stundenlang galoppierte er höchst gutmütig auf allen vieren den Hausflur auf und ab, wenn es uns ein-fiel, uns auf seinen breiten Rücken zu setzen; auch brachte er uns schöne Geschenke mit, steinharte, russische Pfeffer-kuchen und kleine fremde, fast nie gesehene Nüsse, die vortrefflich gewesen wären, wenn man sie hätte aufmachen können. Das alles freute uns aber doch, wie alles, woraus Kinder herausempfinden, daß man sie lieb hat und auch abwesend ihrer gedenkt. Meine besondere Gunst aber erwarb Andruschky sich dadurch, daß er mir einmal ein wunderschönes Hermelin mitbrachte, so künstlich ausgestopft, daß jedes zoologische Kabinett ihm gern ein Plätzchen eingeräumt hätte.

Ich kann es mir nicht versagen, zu Ehren seines Gedächtnisses ein paar Anekdoten von dem ehrlichen Russen hier aufzubewahren, von denen die erste selbst Yoricks sentimental journey nicht unwürdig wäre.

Andruschky kaufte eines Morgens vor unserer Tür einem Straßenjungen einen großen Käfig mit Vögeln aller Art ab, wie sie zur Frühlingszeit damals häufig feilgeboten wurden; es waren ihrer wohl mehr als zwanzig in dem Käfig, der Kauf schien Andruschkys Barschaft fast zu erschöpfen.

Er zahlte indessen ohne Zaudern, öffnete den Käfig, jauchzte laut auf, als die befreiten Gefangenen sich fürs erste auf den Kastanienbaum vor unserem Beischlag setzten, sich lustig schüttelten und dann über alle Häuser weg in die weite Welt flogen. Den leeren Käfig warf er einstweilen dem Verkäufer an den Kopf, hielt eine kurze, aber eindringliche Rede an denselben und ging ganz pathetisch weiter. Unsere neben ihm stehende Kasche übersetzte die Rede seinem verblüfften Zuhörer auf der Stelle, denn Russen und Polen verstehen einander ungefähr wie Portugiesen und Spanier: „Gott der Herr schickt die kleinen Vögel in den Wald, damit sie die Reisenden auf ihren saueren Wegen durch ihren lieblichen Gesang erquicken sollen"; hatte Andruschky gesagt; „und", setzte er hinzu, „treffe ich daher dich Galgenstrick noch einmal mit einer solchen Ladung, so breche ich dir nicht nur deinen Käfig in tausend Stücke, sondern bediene dich auch dermaßen mit meinem Kantschu, daß du noch nach hundert Jahren daran denken sollst."

Ein andermal hielt Andruschkys Kibitke vor unserer Tür; er selbst trug einen Teil seiner Ladung ins Haus, in der Zwischenzeit scheute das Pferd und ging in Pfeilesschnelle durch. Andruschky hörte das Rasseln der Räder, er stürzte hinaus, von Pferd und Wagen war nichts mehr zu hören noch zu sehen. Da stand der Arme und riß verzweifelnd sich die Haare aus dem Kopfe. Das leichte Fahrzeug mußte umstürzen, der Sack herausfallen, zerreißen, die Rubel sich verstreuen, nichts war gewisser, was konnte er anfangen, wohin sich wenden?

Im nämlichen Augenblicke bog das ganz verwilderte Pferd mit der noch wohlerhaltenen Kibitke um eine Ecke wieder in unsere Straße ein; mit lautem Freudengeschrei stürzte Andruschky dem wütend schäumenden Tiere entgegen und warf sich mit dem Gesichte platt auf den Boden hin, dicht vor den Hufen, die schon sich hoben, um ihn zu zermalmen.

Erschrocken fuhr das Pferd zusammen, bäumte sich nochmals hoch auf und stand dann, ohne seinen Herrn auch nur anzustreifen. Beide hatten einander wohl gekannt, das war sichtbar.

Zu den fremdartigen Gestalten, welche die bunte Welt, die meine frühe Kindheit umgab, noch bunter machten, muß ich auch die Dienerschaft der vornehmen polnischen Familien zählen, welche damals einen bedeutenden Teil des Jahres in Danzig residierten; in grellen Farben phantastisch aufgeputzte Neger, sogar auch noch ein paar mißgestaltete unförmige Zwerge in türkischer Kleidung, und als Gegenstück zu diesen in enganschließenden Jacken, über und über gelbgekleidete riesengroße Heiducken.

Sogar bis auf die Schuhe weißgekleidete Läufer, hochwehende Straußenfedern auf der Mütze, trugen mit ängstlich keuchender Brust im angestrengtesten Laufe ein zierliches kleines Stäbchen vor der unbarmherzig schnell hinter ihnen drein laufenden Equipage ihrer übermütigen Gebieter her; eine Barbarei jener Zeit, die jetzt gottlob außer Gebrauch gekommen zu sein scheint, und über deren Anblick Jameson jedesmal in heftigen Zorn geriet.

Aber auch unter den in Danzig einheimischen Bewohnern der Stadt war damals noch nicht jener Luxus vorherrschend geworden, der jetzt alle dem Auge gleichstellt. Auf die aus einer früheren Zeit stammenden Kleiderordnung wurde zwar nicht mehr nach aller Strenge des Gesetzes gehalten; nur bei feierlichen Gelegenheiten, bei Begräbnissen, Hochzeiten, Taufen wurde sie beim Mittelstande noch in Anregung gebracht. Bei der hochzeitlichen Tafel der reichsten und angesehensten Handwerkermeister erscheint unfehlbar im größten Galaanzuge, den Degen an der Seite, ein dazu angestellter Ratsdiener, um nachzuzählen, ob die Anzahl der Gäste die erlaubte überschreite, und zu sehen, ob die Braut echte Perlen, Juwelen und anderen, gerade an ihrem Ehrentage ihr verbotenen Schmuck trage. Eine für eine freie Republik, freilich sehr aristokratisch scheinende Einrichtnung, über die aber, soviel ich weiß, kein Hausvater sich jemals beklagt hat.

Mehr als Gesetz hielt indessen die Furcht, bei ihresgleichen lächerlich zu werden, die ehrsamen Bürger nebst ihren Frauen schon von selbst in bescheidenen Grenzen; es fiel keiner ein, weder die Reifröcke, Poschen, reich garnierten Schleppkleider noch den turmhohen, überladenen Kopfputz der vornehmen Damen sich anzueignen; wozu aber auch die Unbequemlichkeit der damaligen, unter Ludwig dem Fünfzehnten bis zum unbegreiflichsten Unsinn gesteigerten Moden nicht wenig beitragen mochte.

Auch konnte man damals die Dienstmädchen in der knappen zierlichen Tracht ihres Standes, in der sie weit besser sich ausnahmen als in den mühseligen Versuchen der heutigen Generation, sich in Damen zu travestieren, noch nicht mit ihren Gebieterinnen verwechseln. Die vor kurzem eingetretene große Revolution im Reiche der Mode, welche die weiten bauschigen Ärmel in knappe, enge verwandelte, und die jetzt, fünfzig Jahre später, die zarten Gemüter ihrer Enkelinnen so sorgenvoll bewegt, wäre gewiß unbemerkt an jenen vorbeigegangen.

Nach dieser Schilderung von Danzigs Leben zu Chodowieckis Zeit geben wir nun dem Künstler selbst das Wort.

Das Tagebuch

1773

1. Juni. Wollte beim Kommandanten einen Reisepaß holen, er ist nicht in Berlin. Zum Statthalter geschickt. War dort, er war aber nicht zu Haus. War nochmals dort, er wies mich an Phillipi, der sandte mich nach Beilegung einiger Meinungsverschiedenheiten, die durch die Aussprache meines Namens verursacht waren, zum Stadtschreiber Schlicht, der mich auf morgen wieder zu sich bestellte, da er kein Stempelformular zur Hand hatte.

2. Juni. Purgiert, meinen Reisepaß geholt. Monsr. Schlicht sagte mir, die Danziger Affäre sei beendet (erste Teilung Polens), sie bewahrten die Freiheit ihres Teils und der König erhielte in Austausch dafür zwei Woywodschaften. Monsr. Hovelas hat mir versichert, daß ich in längstens 10 bis 12 Tagen in Danzig sein würde.

3. Juni. Reiste um 7 Uhr von Berlin ab, nachdem ich mich von meinem Bruder verabschiedet hatte; die Anweisung von Gotzkowsky habe ich ihm gegeben. Dem Lehmann zahlte ich die Wohnungsmiete. Die Schlüssel schließen nicht überall.

Mittags in Werneuchen angekommen, trank Kaffee und fütterte 1½ Metze Hafer und ein wenig Heu.

Um 3 Uhr von hier abgereist, um 5 Uhr in Leimberg angekommen, ¾ Stunde Aufenthalt, um 7½ Uhr im Bad (Freienwalde) angekommen. Begab mich zum Inspektor, er wird morgen schreiben.

Um 8 Uhr Ankunft in Freienwalde (Stadt), mit Monsr. und Mad. Jordan gesprochen. Nebenan beim Apotheker gewohnt. Suppe und Butterbrot mit Käse zum Abendessen. Gegen Mittag, hauptsächlich aber abends hat es etwas geregnet. Man berechnete mir 4 Maß Hafer, während das Pferd wahrscheinlich nur 2½ Maß gefressen hat.

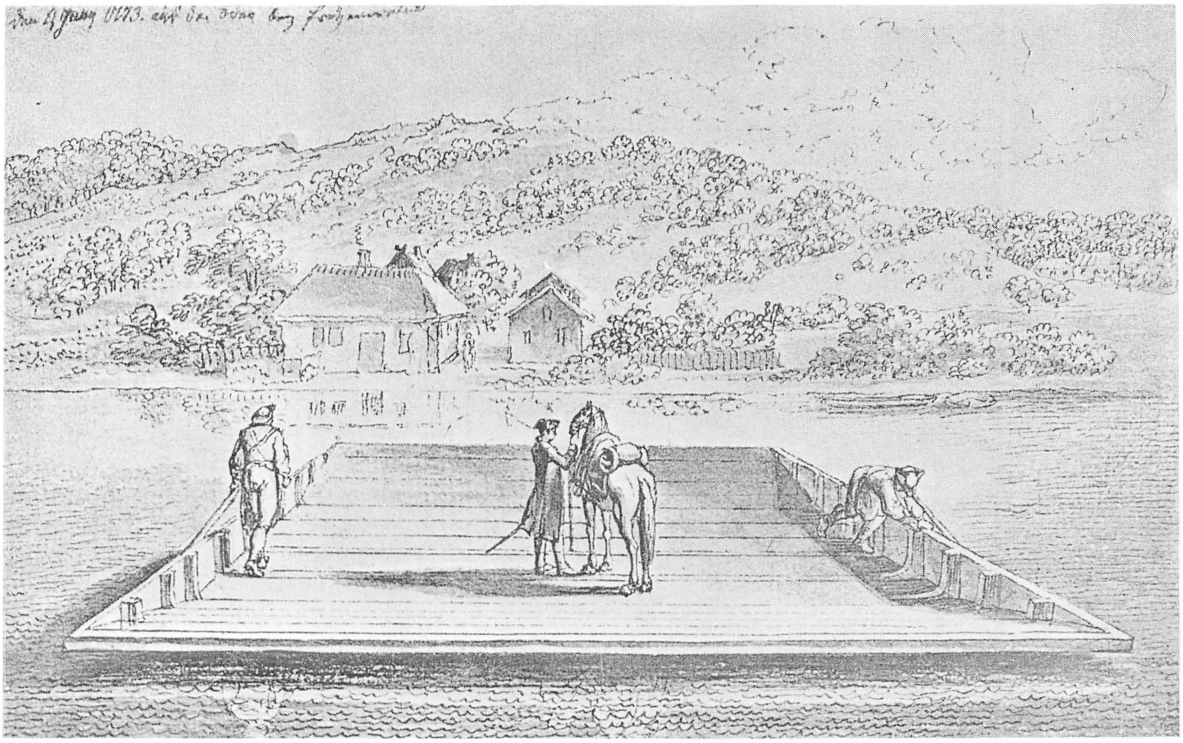
4. Juni. Um 5½ Uhr gefrühstückt und nach Königsberg (Neumark) abgereist. Über die Oder gesetzt. Das Pferd fürchtete sich vor der Fähre; als diese ankam, stieg ich ab und betrat sie zu Fuß. In Freienwalde hatte ich ihm vor der Abreise Brot gegeben. Es hatte sich nicht gelegt. Beim Verlassen der Fähre traf ich einen Postillion, der zu Pferd nach Königsberg zurückkehrte, aber wir blieben nicht lange beisammen. Er schwatzte und hielt sich bei jedem auf, der uns begegnete. Ich ritt an der Oder entlang durch drei Dörfer, schlug dann wieder die Straße ein. Um 11 Uhr in Königsberg angekommen, das sind gute vier Meilen. Ich trank Kaffee, ließ dem Pferd eine Metze Hafer geben und ein großes Stück Brot mit einer Flasche Bier. Ich sattelte es ab, aber es legte sich nicht nieder. Königsberg ist eine ziemlich große, hübsche Stadt, mit mehreren alten Kirchen und ebensolchen Stadttoren. Ein Bataillon von Mühlendorf liegt hier. Um 3½ Uhr abgereist, kam durch mehrere Dörfer und um 7 Uhr nach Bahn. Dies ist gegen die vorhergehende eine sehr unbedeutende Stadt. Im nächsten Dorfe namens Rohrdorf, eine halbe Meile von Bahn wollte ich bleiben, kam um 8 Uhr zu braven Leuten. Zum Abendessen Rührei. Das Pferd hat 2½ Maß Hafer gefressen und zwei Stück Brot mit einer Flasche Bier. Es schien mir, als hätte es sich gelegt, es kommt mir so vor, als sei es abgemagert und habe Kopfreißen, beständig schnauft es und aus den Nüstern läuft ihm Feuchtigkeit.

5. Juni. Um 5 Uhr abgereist und um 8½ Uhr nach Pyritz gekommen, Kaffee getrunken und ein Maß Hafer gefüttert, die es nicht auffraß. Ich habe es beschlagen lassen, weil sich der Huf am Rande abblätterte. Ein alter Offizier des Regiments Mühlendorf frug mich, was ich für das Pferd bezahlt hätte. Ich sagte acht Louis. Er meinte, ich sei betrogen worden, es sei ein Ausschußpferd dritten Ranges vom Garde du corps, aber es sei ein wahrer Tartar, sehr wohl geeignet und stark genug, mich bis nach Polen zu tragen. In wieviel Meilen am Tag? Antwort sechs bis sieben. Das Pferd könnte s. Z. sechzig Louis gekostet haben, wegen seines Kopfes, seiner Größe und seiner Farbe, aber jetzt sei es nicht mehr als vier Louis wert. Er habe eines, das mir zusagen würde, es wäre aber in Stargard.

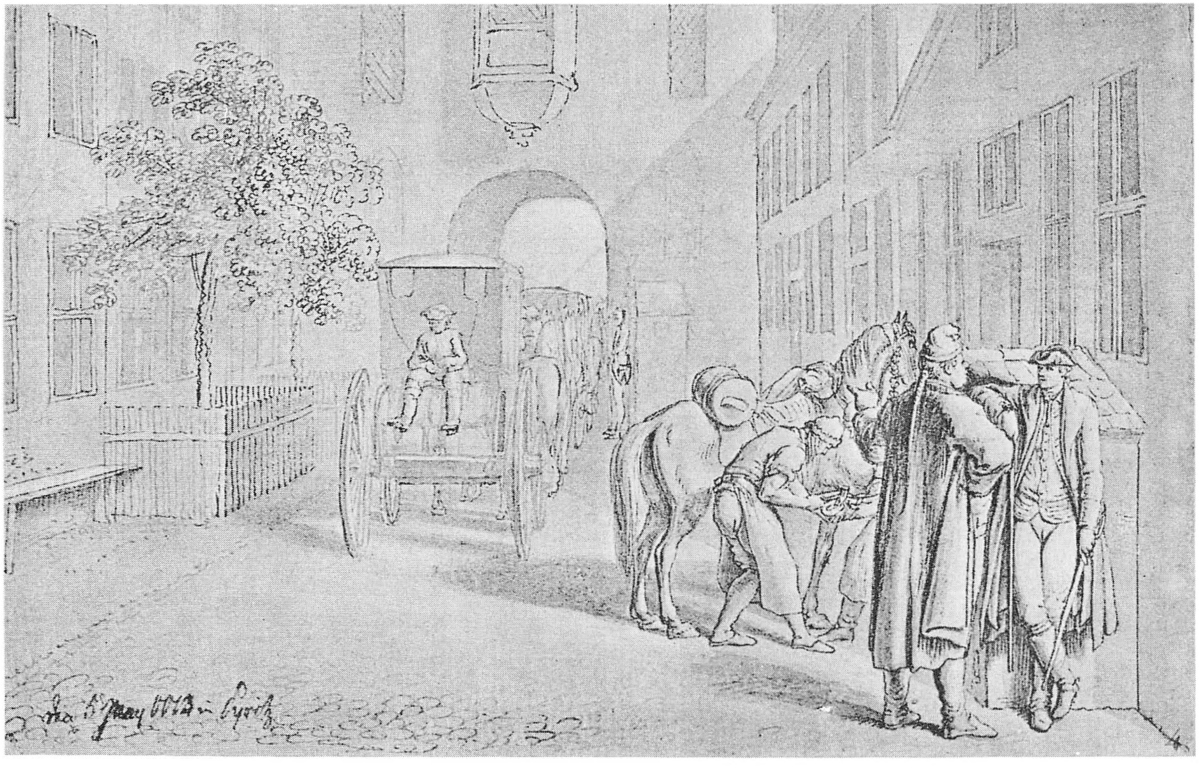
Der General Belling und seine Tochter übernachteten in Pyritz. Sie kamen vorüber als ich mein Pferd beschlagen ließ, ich begrüßte sie. Um 10½ Uhr nach Stargard abgereist und um 3 Uhr angekommen, ein Stück unterwegs zu Fuß gegangen. Das Pferd gewöhnt sich einen guten Schritt an, doch will es nicht mehr traben. Die neuen Eisen machen seinen Gang sicherer.

5. Juni. Stargard ist eine der schönsten Städte, die ich bis jetzt passierte. Es hat schöne Straßen, schöne Kirchen und einen schönen Markt. In der Umgegend könnte man hübsche Sachen zeichnen. Hier halten die Franzosen ihren Gottesdienst in einer lutherischen Kirche. Ich trank Kaffee, fütterte ein Maß Hafer und ein Stück Brot, welches es nicht auffraß. Der König war am Morgen nach Polen abgereist. Um 5½ Uhr weitergeritten und im guten Schritt um 8½ Uhr in Massow,

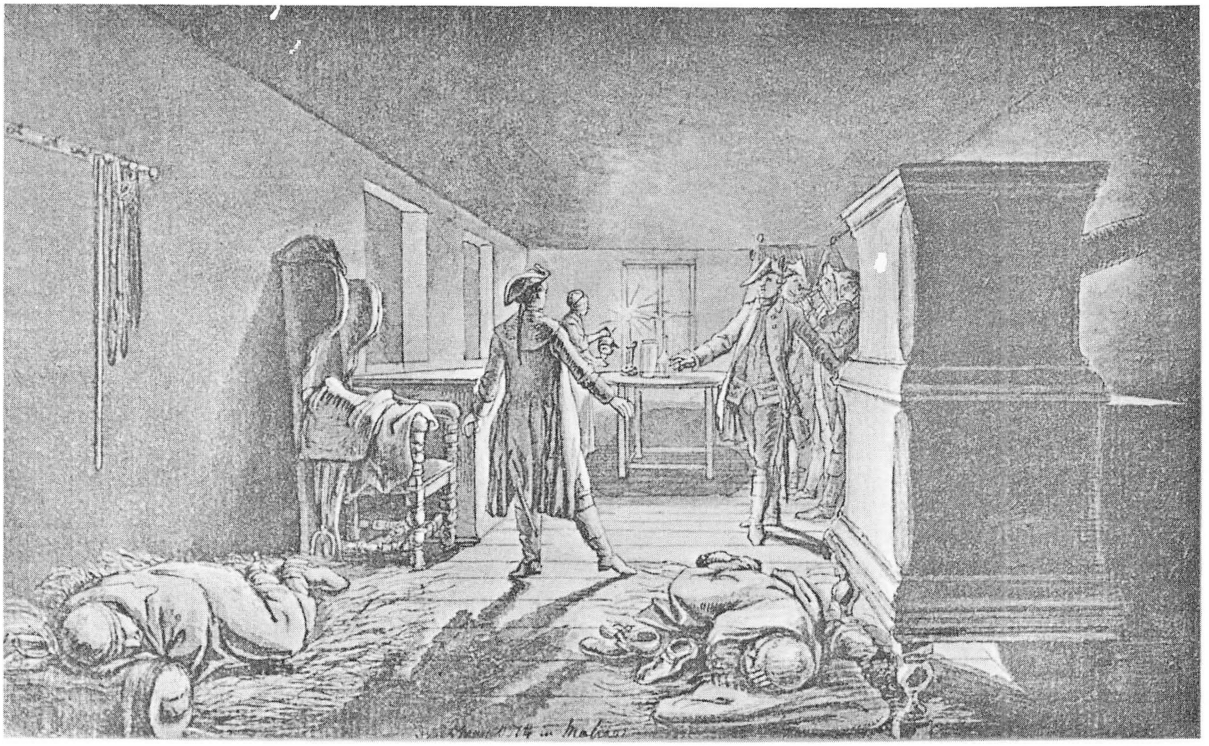
Daniel Chodowiecki nimmt am 3. Juni 1773 früh 7 Uhr von seiner Familie Abschied. Das Haus, in welchem Chodowiecki damals in Berlin als Mieter wohnte, lag in der Brüderstraße, Hausnummer 7. Die dargestellten Angehörigen des Künstlers sind: seine Gattin Johanna geb. Barez, seine zwei Töchter Jeanette (geb. 1761) und Susanne (geb. 1763) sowie seine beiden Söhne Wilhelm (geb. 1765) und Isaac Heinrich (geb. 1767). Die damals erst dreijährige Tochter Henriette befindet sich nicht unter den Abschiednehmenden.



Chodowiecki unterhält sich auf dem Wege nach Werneuchen mit einem Reitknecht, der Pferde nach Freienwalde a. O. bringt. – Am Morgen des 4. Juni überquert Chodowiecki die Oder, im Hintergrund der Fährenkrug bei Freienwalde a. O.



Chodowiecki läßt am 5. Juni in Pyritz sein Pferd beschlagen. Ein der Schmiede gegenüber wohnender Offizier kommt herüber und tadelt das Pferd, um ihn zu einem Tausch zu überreden. General Belling, ein berühmter preußischer Reitergeneral, fährt durch die Stadt.



Chodowiecki hat sich neben einen anderen Reisenden auf die Streu gelegt, sein Felleisen unter dem Haupte. Kaum eingeschlafen, treten zwei Herren des Regiments Billerbeck in Begleitung von Musikanten ein und tanzen eine Menuett. – In der Meinung, auf dem Rasen neben der Landstraße einen besseren Weg zu haben, gerät Chodowiecki zwischen Naugard und Plathe in einen tiefen Sumpf.

einer kleinen, sehr häßlichen Stadt angekommen. Hier lag das Regiment Billerbeck (auch Stargard war Garnison), welches sich so schlecht präsentiert haben soll, daß der König den General verabschiedete. Rühreier zu Abend gegessen, das Pferd erhielt abends zwei Maß Hafer, von dem die Hälfte für die Nacht blieb. Als ich zu Bett gegangen war, kam ein Steuerinspektor namens Uhde, ein Bruder des Konsuls in Berlin mit einem Chirurgen Mayer und zwei Musikanten, die Einlaß forderten. Wo ich schlief machten sie Musik, tanzten und sangen, und schwatzten allerlei Nichtigkeiten. Ich stellte mich schlafend. Sie frugen wer ich wäre. Antwort: von Berlin und ginge nach Danzig. Erwiderung: die Berliner seien gute Leute, wenn sie Branntwein getrunken hätten. Dann gingen sie weg. Die Wirtin befragt, wer sie wären und ihr Vorstellungen gemacht, daß sie Leute solcher Art und zu solcher Stunde einließe... Sie entschuldigte sich damit, daß sie Witwe sei und man bei ihr mache, was man wolle.

6. Juni. Um 3 Uhr aufgestanden, dem Pferd einein-halb Maß Hafer gefüttert, den es fast auffraß, Kaffee getrunken. Das Pferd hatte sich ungefähr eine halbe Stunde gelegt. Um $5^1/_2$ Uhr nach Naugard abgereist, um $10^1/_2$ Uhr angekommen. Eine halbe Meile zu Pferd von dort der Post von Danzig begegnet.

In Naugard kam gerade das Regiment von Billerbeck an. Um $1^1/_2$ Uhr in Plathe eingetroffen. Nach Berlin und Danzig geschrieben und beide Briefe zur Post getragen. Die Postkutsche nach Berlin sollte abends durchkommen, die nach Danzig war bereits fort und kommt erst Mittwoch wieder. Ich behielt den Brief. $^3/_4$ Meilen hinter Plathe geriet ich mit dem Pferde in einen Sumpf. Anfangs versank es vorn, ich wollte es emporziehen, aber es hatte keine Kraft mehr. Es stürzte, ich versuchte mich von meinem Mantel zu befreien und abzusteigen, es erhob sich wieder und versank von neuem, ich versuchte es anzuspornen, wollte abermals absteigen, da erhob es sich und begann nun mit voller Kraft zu arbeiten, um sich zu befreien. Ich stieg ab, entdeckte aber ein neues Hindernis. Wohl stand ich auf festem Grund, war aber rings von Sumpf umgeben. Ich tastete rings umher mit dem Stock und fand Stellen, wo ich wohl zu Fuß hätte durchkommen können, wie aber zu Pferd? Da wo ich eingesunken war, war es noch am besten, also entschloß ich mich, nahm das Pferd am Zügel und ging voran. Ich redete ihm zu und es folgte mir leicht ohne einzusinken. Meine eigene Schwere hatte es zum Versinken gebracht. In der Stadt war ich nicht, sie ist ein erbärmliches Nest, aber die Umgegend ist schön.

Hier ist eine Mühle, in deren Nähe das Wasser, das sie treibt, an mehr denn hundert Stellen über Gestein herabfällt, welches einen reizenden Anblick von entzückender Mannigfaltigkeit gewährt. Große Bäume, die fast im Wasser stehen, umrahmen das Ganze, das Laubwerk ist wundervoll. Hier in der Stadt sind zwei Schlösser. Das eine gehört einem Herrn von Osten; es ist ein großes dreistöckiges Haus ohne irgendwelchen architektonischen Schmuck und liegt ganz von Gärten umgeben auf einer von einem Bach umflossenen Anhöhe. Das andere ist verlassen und verfällt gänzlich dem Ruin, doch ist es im Stile der alten Schlösser und mit mehr Geschmack gebaut. Auch dies liegt auf einer von Wasser umflossenen Erhebung. Man tritt über eine Brücke in den Vorhof ein. Hier sieht man das Gebäude, welches einen vorspringenden viereckigen Turm hat, an dessem Fuße man in tiefe, gewölbte Keller gelangt. Auch die Zimmer im Erdgeschoß und im ersten Stock sind gewölbt. Als ich durchs Fenster in eines der unteren Zimmer sah, erblickte ich einen Kamin von sehr kostbarer Arbeit. Es stand ganz voll alte Möbel, unter denen sich auch ein Sarg befand. Am Turm oben ist eine große Sonnenuhr auf rissigen Steinplatten. Die Farbe des Gebäudes ist gelb und weiß, im Geschmack des verstorbenen Königs. Die Architektur hat nichts gotisches an sich, zeigt vielmehr den Stil Schlüters. In das Haus, in dem ich in Plathe übernachtete, waren viele beurlaubte Soldaten gekommen, um sich zu vergnügen. Da sah ich sonderbare Physiognomien, nicht schöne, aber gute. Ein junger Mann von angenehmem Äußeren war da, mit einem schönen, regelmäßigen, etwas braunen Gesicht, mit der Miene eines Grandseigneurs, die Gestalt entsprach diesem. Ich war neugierig zu erfahren, ob er auch Geist besäße, doch unterschied er sich in dieser Beziehung nicht von seinen Kameraden. Wie die anderen, sprach auch er pommerschen Dialekt, doch schien er das gute Essen zu lieben. Ein Kommisbrot hatte er verkauft und Weißbrot dafür eingetauscht.

Als es Zeit zum Abendessen war, machte ich meinen Speisezettel und bestellte sechs gekochte Eier, Brot, Butter und ein großes Glas Wasser. Wegen der sechs Eier machte die Frau keine Einwendungen, brachte jedoch nur fünf, von denen ich, da es Puteneier waren, nur vier essen konnte. Sie setzte mir ausgezeichnetes Schwarzbrot vor. Nachdem ich also gut gespeist hatte, glaubte ich, da es Sonntag war, mich besser als sonst traktieren zu müssen, tat mir also eine ganze Zitrone und mehr Zucker als sonst ins Wasser. Nachdem ich meine letzte Sorge dem Pferd gewidmet hatte, das vier Maß Hafer bekam, ging ich zur Ruhe. Aber da sah ich, daß weder Klinken, noch Schlösser an der Tür waren. Ich legte also meinen Reisesack, meinen grünen Anzug und meinen Degen neben mich ins Bett und ging in Kleidern schlafen. Ich schlief ein, wurde aber durch ein Geräusch geweckt und sah jemanden aus meinem Zimmer gehen. Halb im Schlaf und noch ganz benommen von dem Gedanken, ich könnte bestohlen worden sein, glaubte ich einen Dieb zu sehen und lief ihm mit großem Geschrei nach, doch war es nur

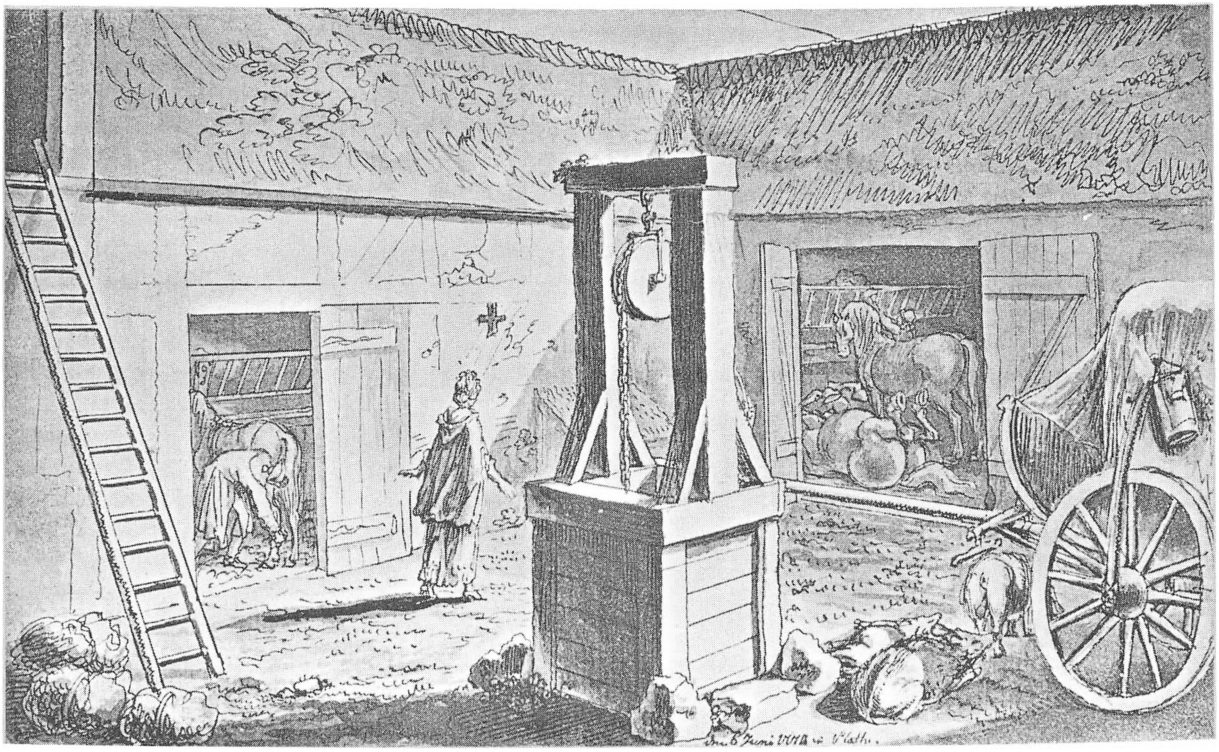
der Wirt, der gekommen war, um nach dem anderen Bett zu sehen, in dem er einen Fremden unterbringen wollte. Das beruhigte mich, und ich legte mich wieder hin. Ich weiß nicht, ob ich in der Eile, mit der ich aus dem Bett gesprungen, die Beine in die Decke gewickelt, vielleicht gefallen war, aber als ich am andern Morgen aufstand, fühlte ich in der rechten Hüfte Schmerzen, wie von einer Quetschung. Ich besorgte das Nötigste für mein Pferd, ließ mir Kaffee machen, gab ihm ein Maß Hafer, den es nicht auffraß und ein Stück Brot mit einer Flasche Bier.

7. Juni. Um 5½ Uhr reiste ich ab und kam nach 4 Meilen mittags an ein Haus, wo die Postpferde gewechselt wurden. Gestern abend in Plathe kam ein Franzose namens Chaudais in den Gasthof mit einer jungen Dame, namens Michel. Sie sahen wie Vagabunden aus und fuhren in einer Art Fuhrmannswagen, der nur Raum für zwei Personen hatte. Er wurde von zwei starken Brabanter Hengsten gezogen, der Kutscher war ein junger Franzose. Sie kamen von Berlin und reisten nach Königsberg. Mir ist als hätte ich diesen Mann in Berlin schon gesehen. Der Hausknecht sagte mir gleich, ich würde für den Rest des Weges Gesellschaft haben, da Mons. über Danzig reise. Ich bedankte mich dafür, und es wurde nicht mehr davon gesprochen. Wir waren stets höflich zu einander, wenn wir uns trafen. Ich reiste vor ihm aus Plathe ab und nach einer Stunde holte er mich an einem Kreuzweg ein, wahrscheinlich war er auf einem kürzeren Wege gekommen. Auf dem meinigen hatte ich des öfteren Soldaten in kleinen Trupps zu 2, 3, 4, 5, 7 Mann getroffen, die den Sonntag über in Plathe gewesen waren und nun nach Köslin gingen.

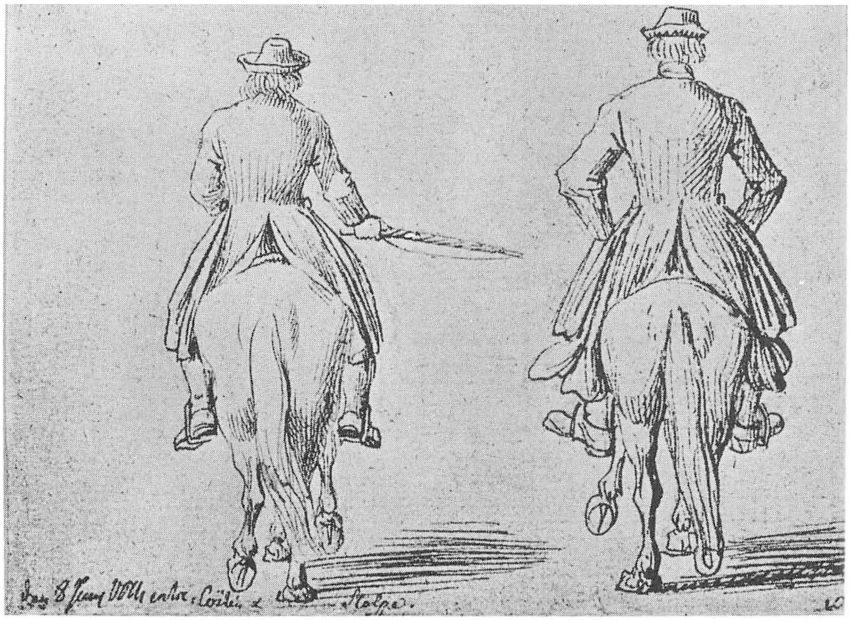
Nachdem ich meinem Pferde ein Maß Hafer und für 9 Pf. Brot gegeben hatte, ritt ich bei starkem Wind um ein Uhr von dort weg.

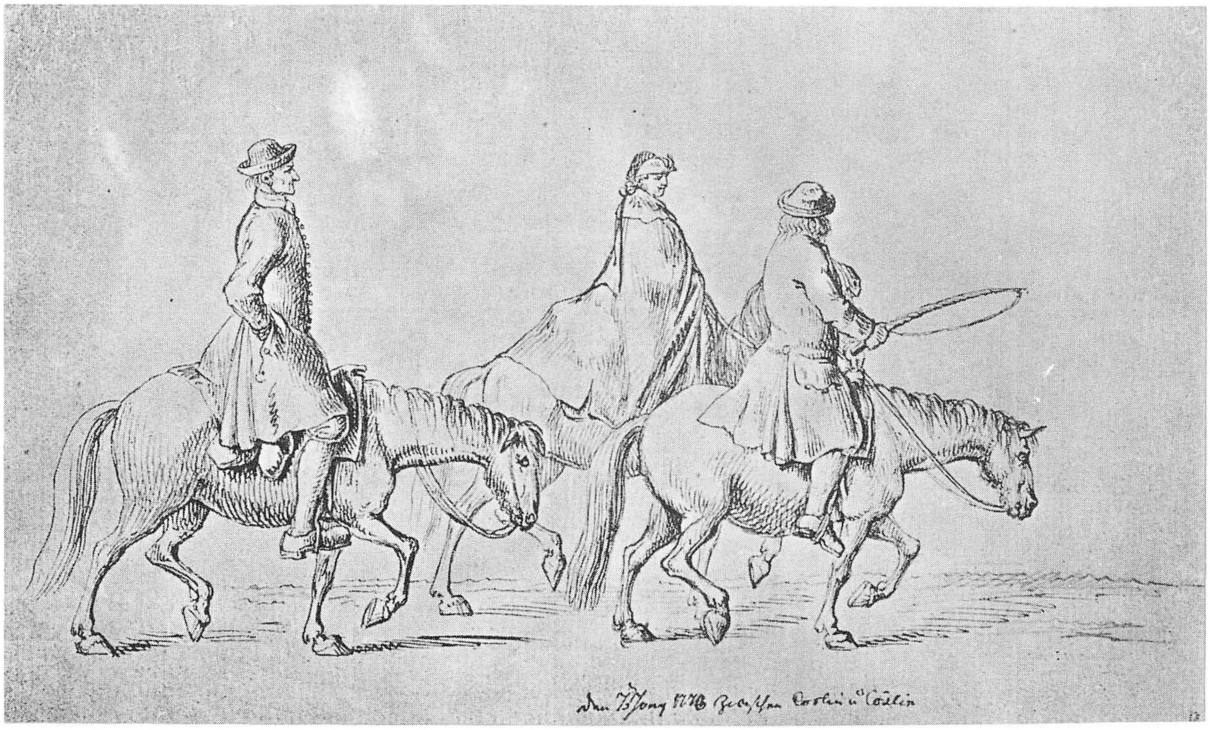
Ich war schon vor Plathe durch Gegenden gekommen, die ein sehr ödes Aussehen hatten, und deren wenige Einwohner und Wohnstätten sehr ärmlich und elend erschienen. Nachdem ich diese Gegenden verlassen hatte, kam ich in eine schöne, lachende Landschaft. Der Sturm umbrauste mich und wurde endlich von Regen begleitet, der andauerte bis Körlin, einer kleinen, unbedeutenden Stadt, die damals ohne Garnison war. Das Regiment von Billerbeck, von dem ein Bataillon und eine Kompagnie noch auf dem Marsche waren, kam von der Revue in Stargard, wo es sich so schlecht präsentiert haben soll, daß der König den General verabschiedete. Bei meiner Abreise von Plathe hatte ich die Absicht bis Köslin zu kommen, aber der Regen veranlaßte mich in Körlin zu bleiben, dies ist drei Meilen von Köslin entfernt. Als der Regen aufhörte, machte ich mich um 5¾ Uhr wieder auf den Weg, nachdem mein Pferd 3½ Maß Hafer und Brot gefressen hatte, um noch so weit als möglich zu kommen. Aber kaum war ich auf freien Felde, als der Regen so stark wurde, wie ich ähnlich noch keinen erlebt habe. Auch mein Pferd wurde unruhig, es drehte sich im Kreise, warf sich erst auf die eine, dann auf die andere Seite und wollte durchaus zurück. Eine besonders schwarze Wolke zog vom Sturm getrieben über unsere Köpfe dahin und nahm uns fast alles Licht. Ich war in meinen Mantel gewickelt, aber ich fühlte leise das Wasser an meinem Magen und meinem Leib herabrieseln. Einige Soldaten, die ich unter einem Baum antraf, bat ich, mich fester einzuhüllen und versuchte dann bald im Schritt bald im Trab vorwärts zu kommen. Überall traf ich Soldaten, ich ritt ein Stück Wegs mit ihnen, setzte dann mein Pferd in Trab und verließ sie am Rande eines großen Waldes, den ich eine Meile vor Köslin passieren mußte. Vor mir sah ich zwei Reiter, die ich einzuholen versuchte, und die ich auch in der Tat einholte. Es waren Bauern aus Treptow an der Rega, die nach Danzig gingen, um dort Pferde zu verkaufen. Der jüngere von beiden war ein Mann von ungefähr 30 Jahren, etwas beleibt, von honetter Physiognomie und sah nicht dumm aus. Er trug einen kleinen runden Hut, einen Rock von graubräunlichem Stoff, einer Art Zwillich, Schuhe und Strümpfe und ritt ein kleines Pferd mit einem guten Sattel und einem geflochtenen Zaum, das einen guten Trab ging. Der andere, der größer und magerer war, hatte ein jesuitisches Aussehen, war schwarz gekleidet, weniger gesprächig und reservierter als sein Gefährte, der ein offenes Wesen zur Schau trug. Er ritt ein schwarzes Pferd, das aufgezäumt war wie das andere, doch nicht so gut ging. Beide Pferde waren gut genährt, hatten gelenkige Beine und dicke Köpfe. Wir unterhielten uns miteinander und beschlossen, den ganzen Weg beisammen zu bleiben. Nach zwei Meilen kamen wir um 8 Uhr abends in Köslin an. Wir beschlossen hier zu übernachten, ich stellte mein Pferd in den Stall, sie schickten die ihrigen auf das nahe gelegene Feld. Sie machen das immer so und das ist eine praktische Art des Reisens, die wenig Mühe und wenig Kosten macht. Eine Milchsuppe und 6 gekochte Eier gegessen und mit den beiden Bauern und einem fremden Mann auf Stroh geschlafen.

8. Juni. Aufgestanden um 3½ Uhr. Das Pferd lag noch, ich gab ihm ein Maß Hafer, den es nicht auffraß. Als ich wieder in den Stall kam, hatte es sich wieder gelegt, ich gab ihm noch Brot und ritt dann um 5½ Uhr weg. Ich kam durch Köslin, welches eine hübsche Stadt ist, die einen schönen großen Markt hat, der mit einer in Stein gehauenen Statue des Königs geschmückt ist, die auf einem mit Wappen versehenen Sockel steht. Den Brief zum Vater des Barbiers ge-



Gasthof in Plathe. Chodowiecki legt hier am 6. Juni einen halben Rasttag ein. Eine Modehändlerin aus Berlin, die nach Danzig zu Markte reist, geht über den Hof, um ihrem Kutscher Befehle zu erteilen. Chodowiecki reinigt seinem Pferde die Hufe vom angetrockneten Morast. – Am 7. Juni gerät er zwischen Körlin und Köslin in ein Unwetter, das Pferd scheut. Beurlaubte Soldaten, die von der Revue aus Stargard in Pommern kommen, suchen Schutz unter Bäumen.



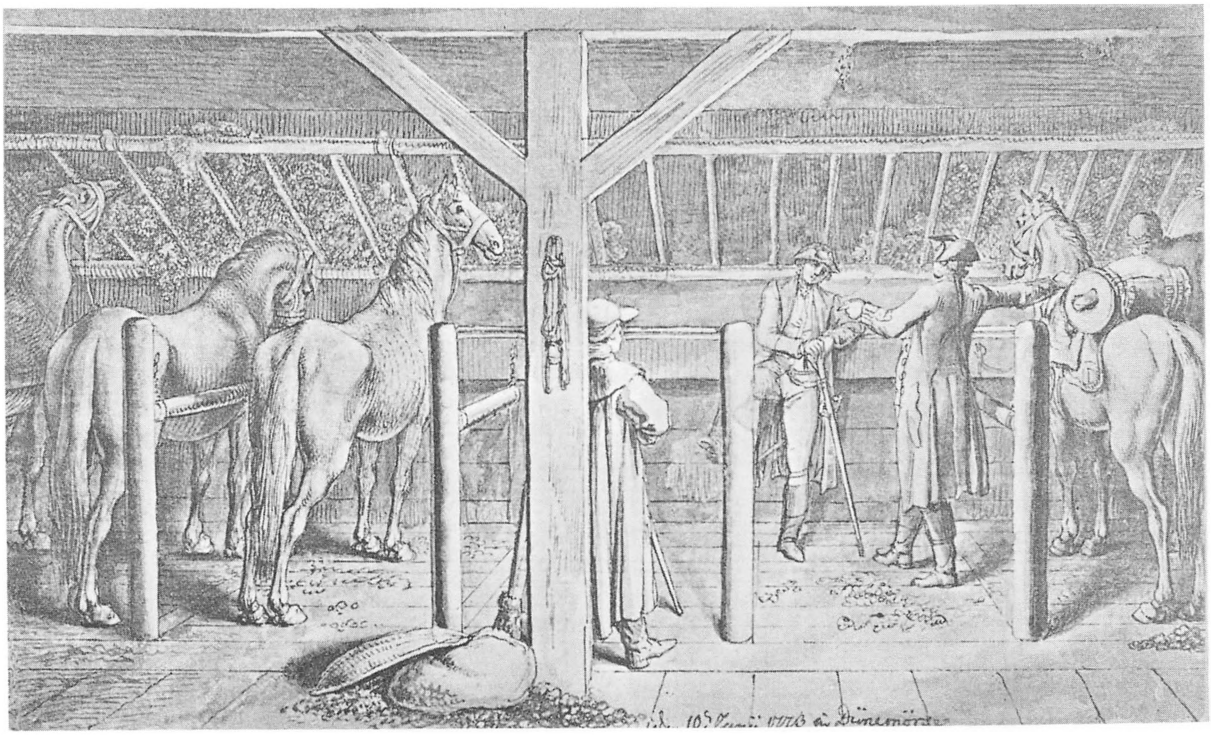


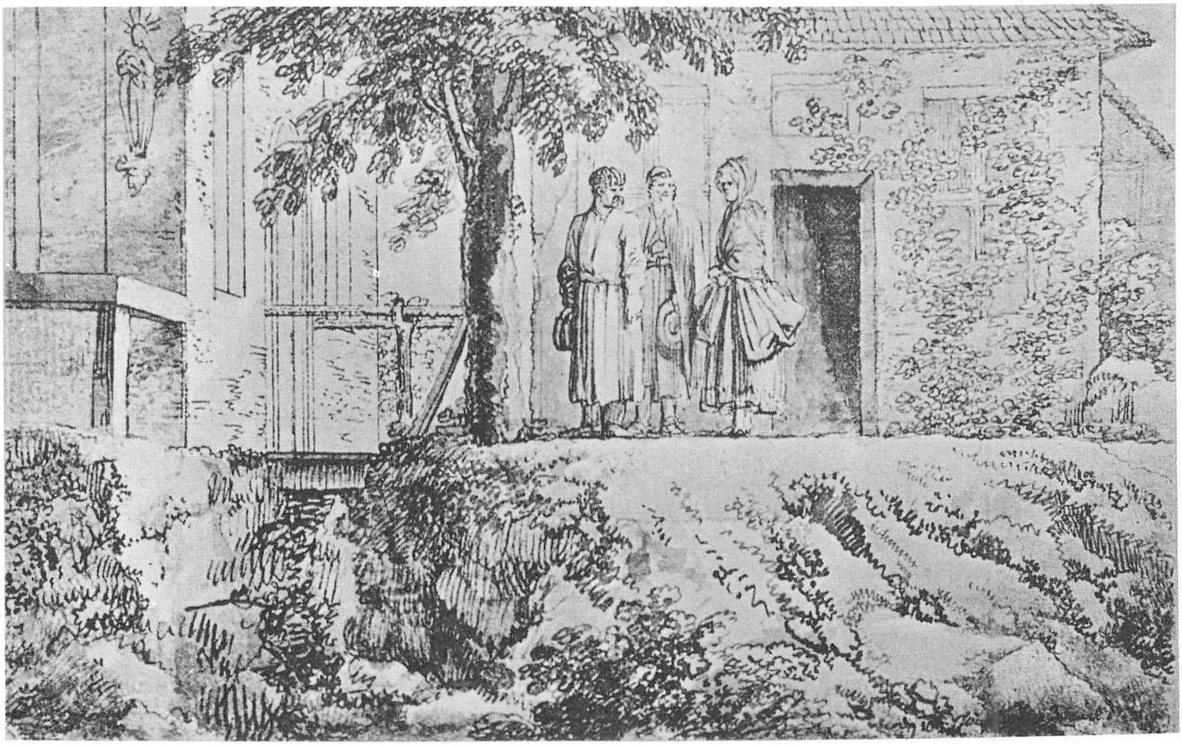
Chodowiecki trifft zwischen Körlin und Köslin zwei Bauern aus Treptow an der Rega, die nach Danzig reisen, um Pferde zu kaufen. Der eine, ein kleiner, munterer, unterhaltender Mann, der andere verschlossen, mit den Händen in den Taschen reitend. – Dieselben Bauern von der Rückseite.

Chodowiecki kehrt am 9. Juni in ein Wirtshaus zwischen Luppow und Wutzkow ein. Er gibt seinem Pferd Heu. Der Wirt hat krumme Beine. Ein schlesischer Kaufmann, der in einem kleinen einspännigen Wagen nach Königsberg reist, kommt an. – In Gesellschaft des Schlesiers reist er weiter und da dieser oft neben seinem Wagen herzugehen pflegt, steigt Chodowiecki auch zuweilen, ihm zu Gefallen, ab.

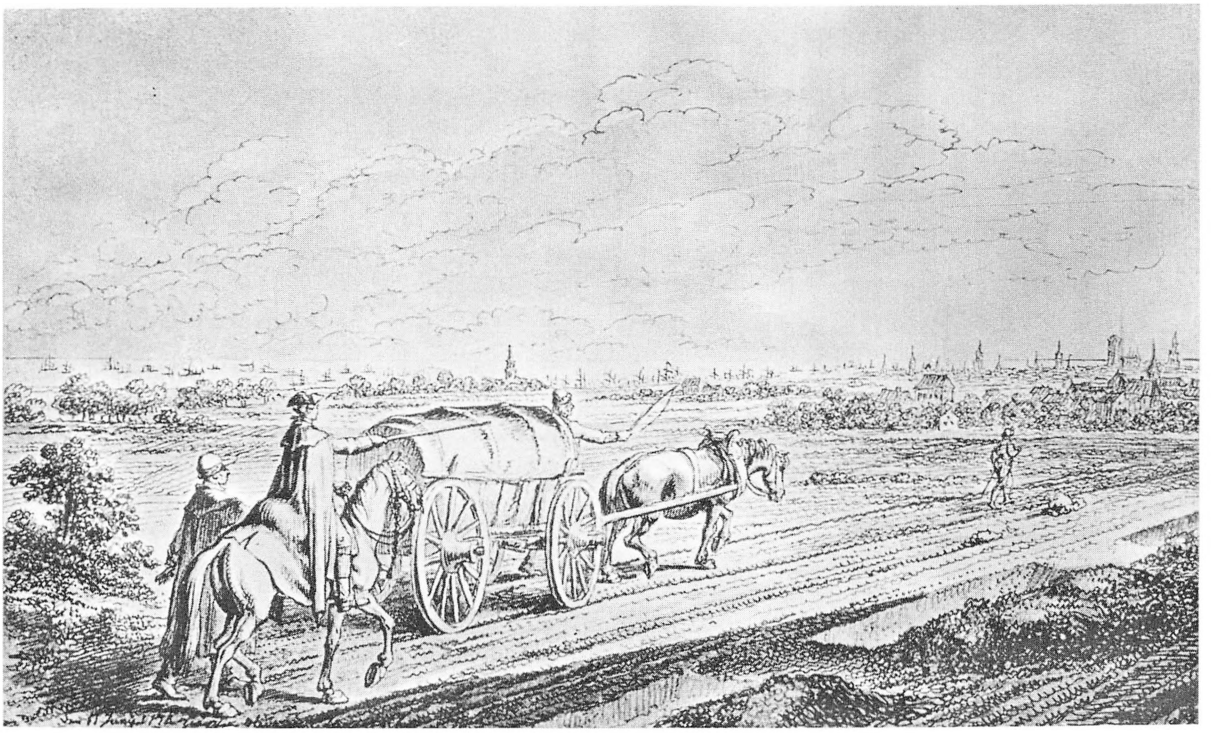
Am Abend des 9. Juni Nachtmahl im Wirtshaus zu Wutzkow. Chodowiecki, der Schlesier und sein langer Kutscher, essen eine Suppe, ein lahmer nach Polen reisender Kutscher sitzt bei ihnen. Weiter nach rechts eine Soldatenfrau, die ihrem Manne nach Preußen folgte, reicht ihrem Kinde Suppe, indessen der Wirt Mordgeschichten aus der Umgegend erzählt.

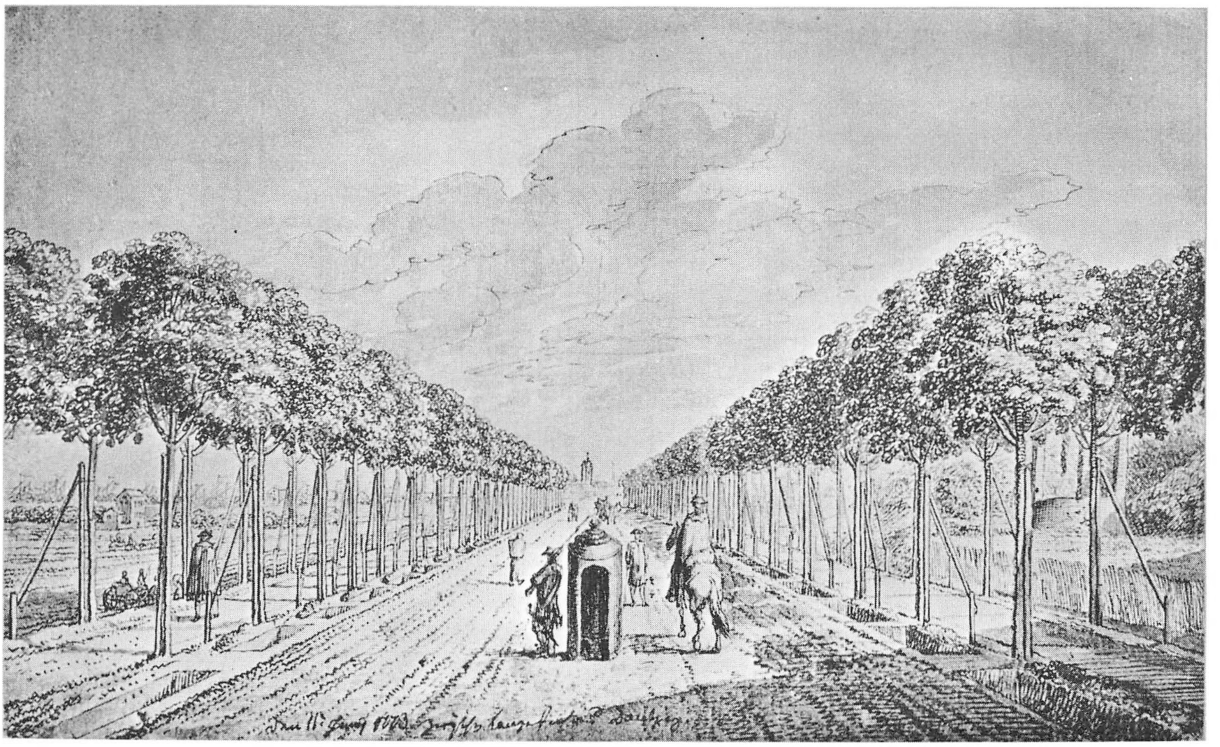
Am 10. Juni zwischen Wutzkow und Donnemerse wollen arme Bauernweiber den Reisenden ein dreijähriges Kind schenken. Sie geben vor, es gefunden zu haben und es wäre ihnen zur Last.



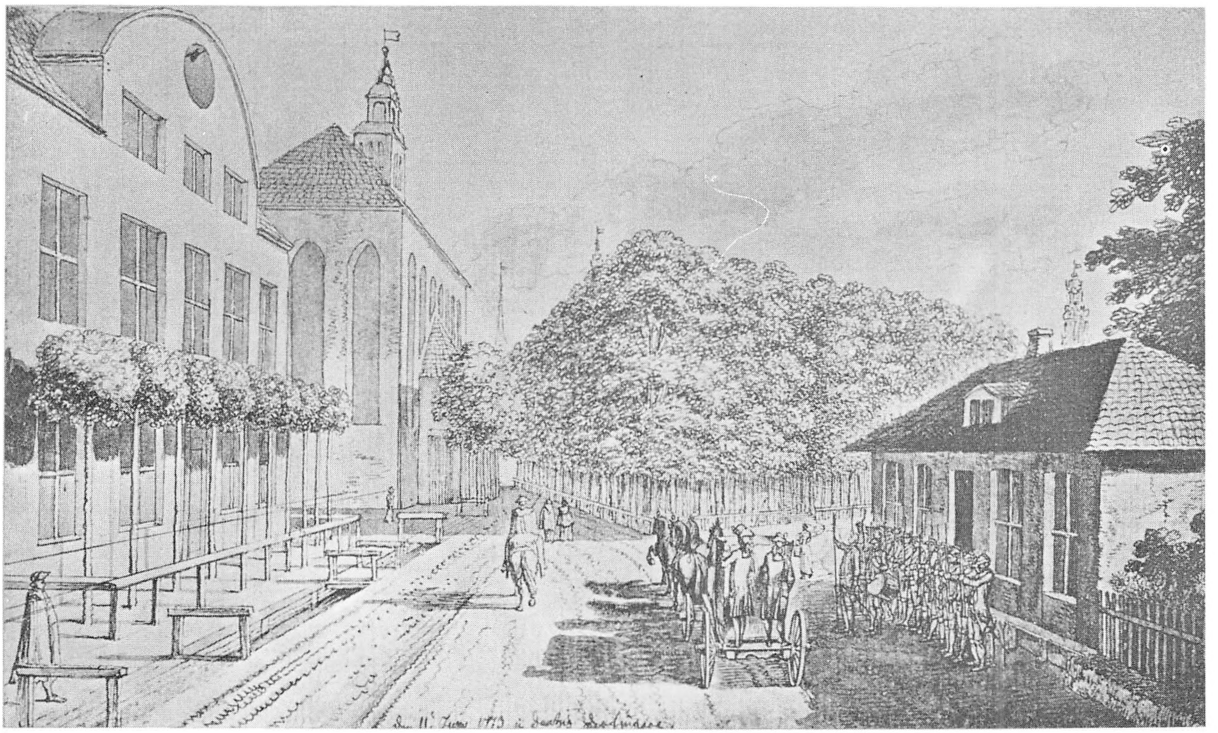


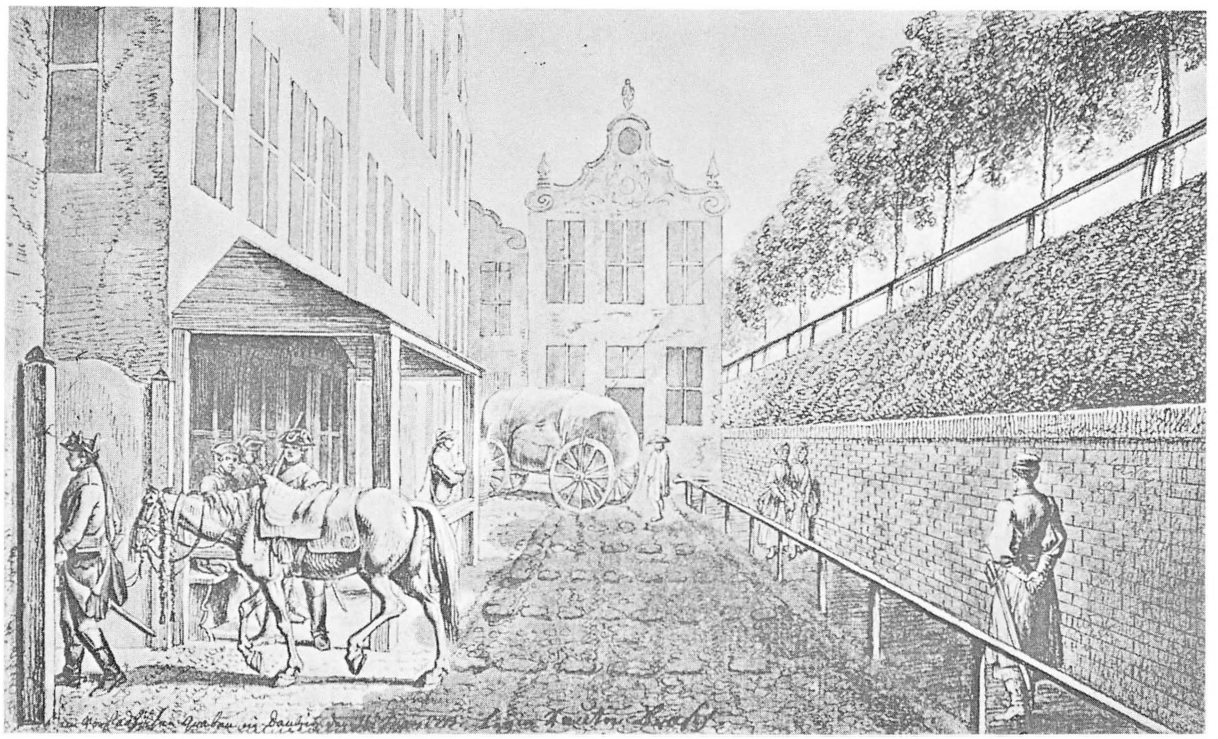
Im Poststall zu Donnemerse versucht der Posthalter Chodowiecki zu bereden, sein Pferd gegen den zunächst stehenden Polacken zu vertauschen. – Ein Bauernhaus nebst Capelle bei Oliva.





Chodowiecki erblickt hinter Oliva in Gesellschaft des schlesischen Kaufmanns zuerst Langfuhr und Danzig. Er zeigt dem Schlesier Danzig und das Dorf, von wo die Straße nach Königsberg abgeht. – Er reitet in der Alle von Langfuhr, an der ersten (preußischen) Schildwache vorbei auf das Olivasche Tor zu. Die Lindenallee war damals erst seit sechs Jahren angelegt. Der Wachtposten am Ende der Allee ist ein Königlich Preußischer, da Friedrich der Große nach der Teilung Polens (1772) das Territorium der freien Reichsstadt Danzig eng umschlossen hielt. Rechts von der Straße erkennt man den massiv aus Stein gebauten Galgen mit einem daran hängenden Delinquenten.





Chodowiecki reitet am Fronleichnamskirchhof vorüber in Danzig ein. Die Stadtwache ist vor dem heranfahrenden Bürgermeister Conradi ins Gewehr getreten. – Chodowiecki gibt sein Pferd in der Reitbahn auf dem Vorstädtischen Graben einem Kavalleristen in Pension.

bracht, dem Bürger Stolzenberg. Von hier nach Zanau, einer häßlichen, kleinen Stadt und dann weiter durch Schlawe.

Als wir am Morgen kaum aufgestanden waren, hatte man den Bauern ihre Pferde gebracht, sie hatten sie gesattelt und waren aufgebrochen. Ankunft in Schlawe um 4½ Uhr. Ich beschloß hier zu übernachten und mein Pferd ein wenig auszuruhen, das sehr ermüdet war. Schlawe ist eine hübsche kleine Stadt mit einem schönen Marktplatz. Ich trank hier Kaffee, aß eine gute Spargelsuppe mit einem Stück Fleisch, ein Kalbsragout und Pflaumen. Ich schrieb nach Berlin und legte mich dann, nachdem ich mein Pferd gefüttert und geputzt hatte, schlafen. Der Wirt, der im Regiment Belling gedient hatte, hatte ihm Meerrettich gegeben, um ihm Appetit zu machen, jedoch ohne Erfolg. Ein Fußbad genommen.

9. Juni. Aufgestanden um 4 Uhr, das Pferd gefüttert und um 5½ Uhr weggeritten nach Stolpe. Schöne, große, sehr bevölkerte, Handel treibende Stadt. Sie hat mehrere große Kirchen; die Einwohner sind nette Leute. Ich trank Kaffee und ritt um 11 Uhr weiter. Dem Wirt, einem Kaufmann, gefiel mein Pferd; er frug mich nach dem Preis. Ich nannte ihm acht Louis. Er zeigte mir das seinige, ein kleines littauisches Pferd, brauner Hengst, gut fressend und kräftig. Er schlug mir einen Tausch vor und frug, wieviel ich noch drauf geben wollte. Ich stellte die gleiche Frage und wir gingen auseinander. Hinter Stolpe traf ich noch mehrere Soldaten, ebenso einen kleinen offenen Wagen, der von einem alten Mann kutschiert und von einem kleinen schwarzen Pferd gezogen wurde. Nachdem ich noch durch mehrere Dörfer gekommen war, traf ich in Lupow ein.

Unterwegs hatte ich in einem kassubischen Dorfe halt gemacht, wo es weder Hafer, noch Korn, noch Brot gab. Nach vielen Bitten brachte mir die Frau ein kleines Stück Brot. Das Elend hier war groß, dennoch erhielt ich noch ein wenig Heu, welches jedoch nicht einmal gut war. In diesem Hause traf ich die beiden Treptower Bauern wieder, doch reisten sie schon vor mir wieder ab. Der Wirt des Hauses hatte ganz verkrüppelte Beine. Als ich hier weilte, kam der oben erwähnte Mann mit dem kleinen Wägelchen nach. Er war mager und viel kleiner als ich, in einen blauen Pelzmantel und schwarze Plüschweste und eben solche Hose gekleidet. Auf dem Kopfe trug er eine weiße Mütze und darüber einen Reisehut aus grauem Filz. Er machte sich gleich mit mir bekannt und schlug vor, daß wir zusammen reisen sollten. Bei der Abreise versprach ich es ihm. Ich mußte 1½ Metze Hafer, die ich schon bezahlt hatte, nochmals zahlen. Abends kamen wir in Wutzkow an, wo wir zur Nacht blieben. Wir trafen hier einen Metzger aus Petersburg, der zu Fuß reiste und den der Schlesier (welcher ein aus Kopenhagen gebürtiger, in Königsberg ansässiger Kaufmann war, der seit vier Jahren in der Gegend von Bunzlau lebte) ebenfalls aufgefordert hatte, mit ihm zu reisen. Man erzählte von einem Diebe, der in Lauenburg hatte stehlen wollen und dabei ertappt worden war. Und von einem andern, der eine Frau traf, die einen Kessel trug, der hatte er den Hals abgeschnitten, und ihr den Kessel geraubt. Der schlesische Kaufmann, der in Stolpe Weißbrot und unterwegs einen Lachs gekauft hatte, bot mir von beidem an. Wir ließen uns ein Eierbier kochen, zu dem ich von meinem Zucker gab. Mein Pferd fraß ganz gut und legte sich dann. Da es am anderen Morgen das Brot nicht fressen wollte, nahm ich es mit. Der Kaufmann hatte auf seinem Wagen und ich mit dem Metzger auf Stroh geschlafen.

10. Juni. Am anderen Morgen ließ ich mir Kaffee kochen und um 5 Uhr reisten wir ab.

Wir kamen durch mehrere kassubische Dörfer, von denen eins immer elender war als das andere, wir erklommen Hügel, stiegen in Täler nieder, und quälten uns lange auf schlechten Wegen. Gegen ein Uhr kamen wir in Donnemörse an, wo wir in der Herberge gar nichts vorfanden; wir wandten uns an den Postmeister, der Einwände machte, uns aber schließlich doch Hafer gab, eine gute Biersuppe, ein Stück kaltes gekochtes Fleisch und ausgezeichnetes Brot aus Langfuhr mit Butter und Elbinger Käse. Auf dem Wege hierher bot uns eine Frau ein zwei- bis dreijähriges Kind zum Geschenk an, das sie gefunden haben wollte. Der Schlesier versprach es auf seiner Rückreise mitzunehmen, um es einem kinderlosen Manne, der sich ein Kind wünschte, zu bringen. Der Posthalter in Donnemörse hatte einen polnischen Fuchs von der Größe des meinigen und von guter Statur, aber mager, vielleicht auch älter als meines. Er behauptete, beide würden gut zusammen im Geschirr gehen; der Postillon riet mir, mein Pferd seinem Herrn zu verkaufen, oder gegen das seinige zu vertauschen. Aber ich sagte ihm, mein Pferd koste 50 Gulden, er erwiderte, seines koste 30 und das polnische 7. Nachdem wir um zwei Uhr von hier abgereist waren, erreichten wir nach drei guten Meilen ein nur noch zwei Meilen von Danzig entferntes Dorf. Es war in der Kaschubei, und da wir keinen Hafer erhalten konnten, mußten wir vom Pfarrer für 10 Silbergroschen einviertel Scheffel Roggen kaufen, von dem das Pferd fast nichts fraß. Den Rest erhielt der Mann, der den Schlesier fuhr, dieser verkaufte ihn seinem Herrn und einen Teil des Geldes gab er dem Metzger.

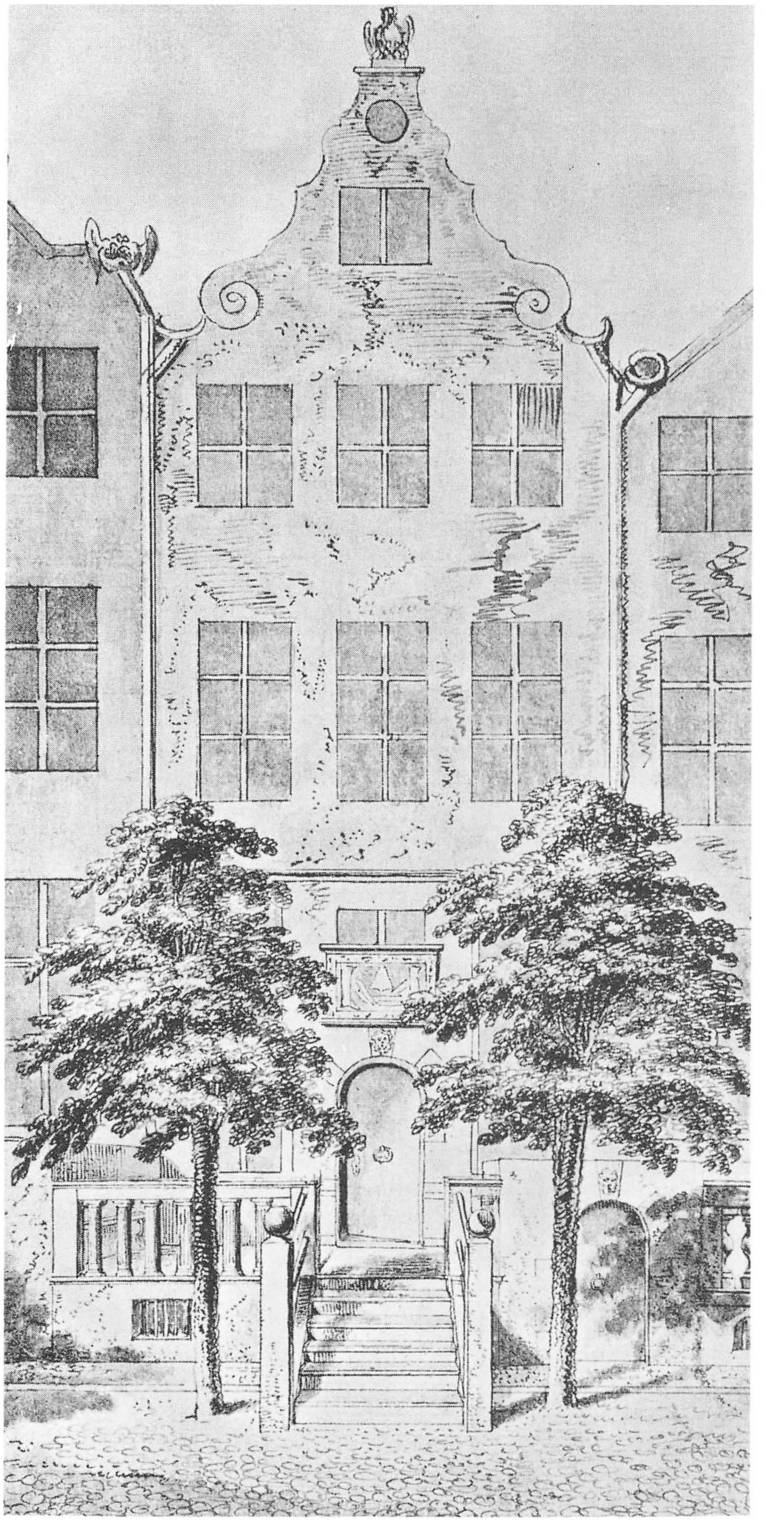
11. Juni. Abgereist um 5 Uhr, der Schlesier war bereits vorausgeeilt, ich holte ihn in der Nähe von Oliva ein, welches ein sehr schöner Ort ist mit einem Kloster, mehreren Kirchen und vielen Wohnhäusern. Von hier an hat

man stets zur rechten Seite Wald und zum Kloster gehörige Landhäuser, zur linken am Horizont das Meer mit vielen Schiffen, vor sich sieht man Langfuhr. Als wir hier ankamen, sahen wir am Schlagbaum den preußischen Adler, eine preußische Schildwache und den Torschreiber, der den Schlesier ausfragte, ohne ihn zu visitieren. Mich ließ man anstandslos passieren. Ich verabschiedete mich von dem Schlesier und ritt durch Langfuhr nach der Stadt. Das gleicht einer hübschen Kleinstadt, wo alles immer unterwegs nach Danzig ist. Ich sah noch zwei Adler, einen an der Steuerkasse und einen an einer Tabakverteilungsstelle. Am Ende war wieder ein Schlagbaum und eine Schildwache.

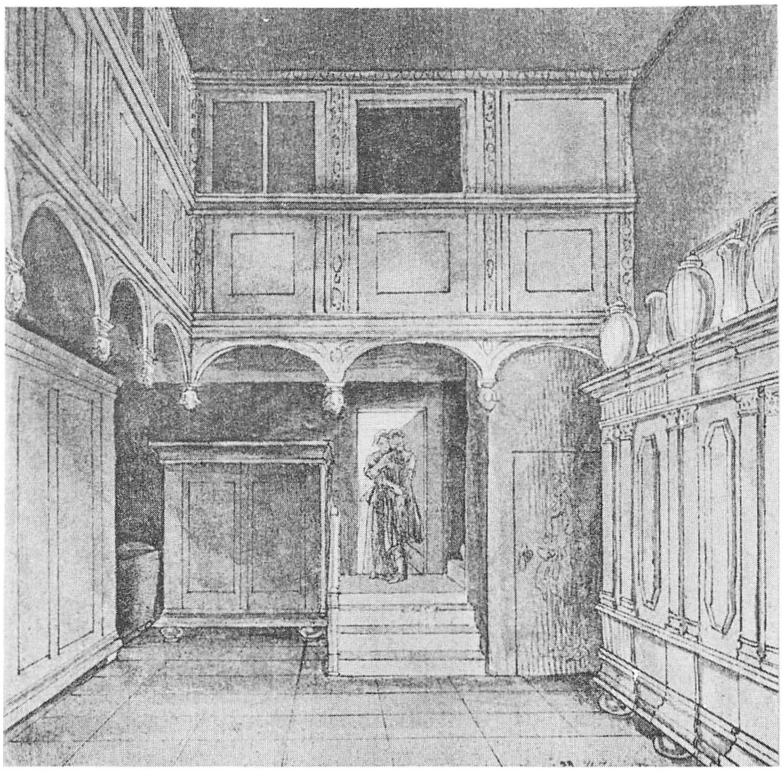
Von hier gelangt man auf eine sehr gut gehaltene, mit jungen Bäumen bepflanzte Allee, die zu beiden Seiten Fußsteige hat, die ebenfalls mit Bäumen besetzt sind, in der Mitte ist der Fahrweg. Am Eingange dieser Allee stieß ich auf eine Danziger Schildwache, die eine ziemlich triste Figur machte. Rechts auf einer Anhöhe erblickt man den Galgen, weiterhin das kleine weiße Haus, in dem man den Verbrechern den letzten Trank reicht. Dann kommt man zum Bischofsberg und schließlich vorüber am Fronleichnamsfriedhof an das Olivasche Tor. Als der wachhabende Offizier nach meiner Person, meinen Geschäften und meiner Wohnung fragte, sagte er, er würde mich besuchen, da er ein Freund der Malerei sei. Durchs Hohe Tor eingetreten, wandte ich mich rechts nach dem Vorstädtischen Graben, wo ich im Gasthof „Die Eine Krone" einkehrte. Meinem Pferd ließ ich ein Bündel Heu bringen und nachdem ich es abgesattelt hatte, erkundigte ich mich bei einem Mann der Reitergarde nach einem Ort, wo ich es in Pension geben könnte. Dieser sagte, er wolle es selbst nehmen, und wir einigten uns auf den Preis von 6 fl. die Woche. Danach machte ich ein wenig Toilette, schlief 1 1/2 Stunde und aß dann in einem Keller am Langen Markt zu Mittag. Man setzte mir eine Platte Rinderbraten mit Salat vor, ich aß noch drei kleine Butterbrötchen und trank ein Glas Bier. Nachdem ich gezahlt hatte, machte ich mich durch die Junkergasse auf den Weg zu meiner Mutter. Ehe ich aus dem Gasthof gegangen war, hatte ich ihr durch den Hausknecht den Brief geschickt, den ich in Plathe nicht mehr hatte abschicken können, und hatte ihr dabei sagen lassen, ein Kaufmann aus Berlin hätte ihn mitgebracht. So konnte man, wenn ich ankam, beinahe sicher sein, daß ich es selbst sei. Meine ältere Schwester empfing mich zuerst, dann die jüngere, zuletzt mit großer Zärtlichkeit meine Mutter; man fand mich recht verändert. Ich mußte noch ein Stück Aal essen und etwas trinken. Meine Tante, die von ihren Schülerinnen kommend hereintrat, begrüßte ich, ebenso ihre Schwester. Da die Kinder sich versammelten, sagte ich, ich wolle einige Besuche machen und versprach um 5 Uhr zurück zu sein. Zuerst ging ich zu Mons. van der Smissen, der noch bei Tisch war. Ich gab dem Bedienten meinen Brief und sagte, ich würde wiederkommen. Im Junkerhof hielt ich mich einige Zeit auf und betrachtete die Gemälde. Das große Bild „Sankt Michael die Laster austreibend" im Stile Taddeo Zuccheros (es ist von einem gewissen Möller) zeigt große Schönheiten, sowohl in Zeichnung wie in Farbe, in schönem Faltenwurf und guter Komposition, trotz alledem aber hat es keinen persönlichen Stil. Das Bild mit dem Orpheus, das von einem deutschen Meister zu sein scheint, ist etwas trocken und recht verdorben. Hier gibt es auch zwei schön gemalte Kriegerfiguren eines italienischen Künstlers, eine Darstellung kämpfender römischer Soldaten, auch schön komponiert, gut gezeichnet und gut in Farbe. Eine Hirschjagd im Geschmack von Snyders, aber kein Original, ist in flach erhabener Arbeit, der Kopf des Hirsches in halb erhabener Arbeit mit natürlichem Geweih. In derselben Manier ist auch „Aktäon, durch Diana in einen Hirsch verwandelt", die Figuren in flach erhabener Arbeit und der Hintergrund gemalt. Auch der große Christoph und einige andere Figuren sind im gleichen Stil gehalten. Eine farbige Figur Sankt Georg ist ganz im Stile Lucas von Leydens, einige Gemälde sind im Stile Albrecht Dürers und Lucas Cranachs. Ein Fries, „Triumphzug", in Alabaster und Gold läuft rings um den Raum, darüber sind die oben erwähnten Malereien angebracht. Auch zwei sehr alte Figuren der Mutter Gottes und mehrere Schiffsmodelle finden sich hier. Der große Kachelofen verdient nur seiner Größe wegen Beachtung. Die Vorderseite dieses Bauwerks ist mit Skulpturen, Figuren und plastischen Ornamenten geschmückt und reich vergoldet. Das Rathaus ist auch ganz renoviert und reich verziert, es ist ein großes gotisches Bauwerk. Danach war ich noch bei den Schiffen. Ich finde, Mons. Lohrmann (der Maler) hat weder polnische Bauwerke, noch die Polen selbst gut dargestellt, erstere haben in ihrer Architektur, letztere in ihrer Kleidung viel mehr malerisches, als er wiedergegeben hat. An Gebäuden dieser Art gibt es so viel anziehendes, die Menschen aber sind unsauber und zerlumpt. Auch der große Krahn ist nicht dem wirklichen Eindruck entsprechend wiedergegeben, auch nicht die Tracht der Danziger Damen. Gegen 5 Uhr sah ich nach meinem Gepäck in der Krone und ließ es zu meiner Mutter bringen. Wir tranken Kaffee und schwatzten bis 7 Uhr, aßen dann zu Abend und gingen schlafen.

12. Juni. Am andern Morgen stand ich nach 6 Uhr auf, schickte meine Perücken zum Perückenmacher und meine Stiefeln zum Schuster, der das braune Oberleder abnehmen soll, weil es ganz zerrißen und verdorben ist. Ich ließ mich rasieren und blieb den ganzen Tag bei meiner Familie. Ich zeigte ihnen meine Miniaturen und

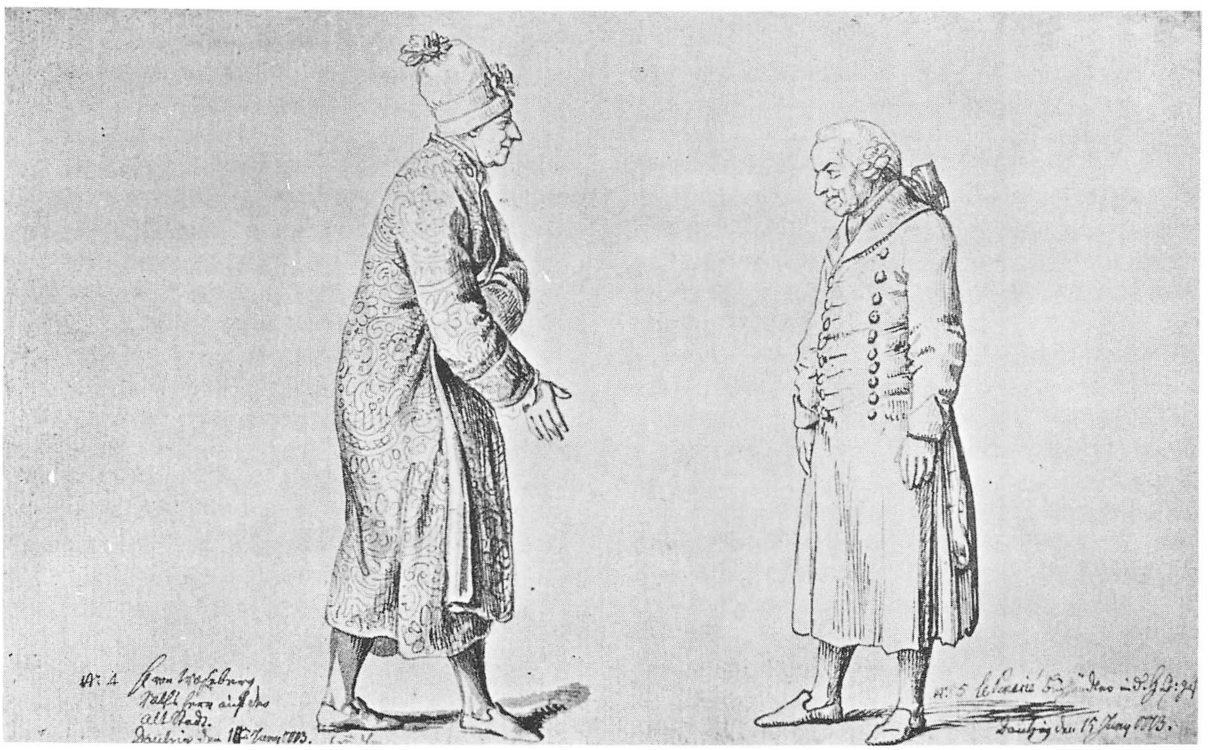
Chodowiecki begibt sich durch die Lange Gasse zum Haus seiner Mutter in der Heiligengeistgasse. Rechts ist eine aus Holz geschnitzte Figur des hl. Christopherus zu erkennen, als Wahrzeichen eines früher berühmten Gasthauses, das in der Langgasse gelegen war (später Sparkasse neben dem Rechtstädtischen Rathaus).



Chodowieckis Elternhaus in der Heiligengeistgasse. Vor der Türe stehen zwei Bäume, die der Vater Chodowiecki bei der Geburt seiner ersten Söhne pflanzte und nach ihren Vornamen Daniel und Gottfried benannte.



Chodowiecki begrüßt am 11. Juni auf der Diele des Vaterhauses seine Schwester Luise – und im zur Kleinkinderschule eingerichteten Zimmer die Mutter nach dreißigjähriger Trennung.



Ein katholischer Ordensgeistlicher in Danzigs Straßen. – Ratsherr van Waasberghe, Sohn eines Buchhändlers aus Holland, im Gespräch mit dem Buchhändler Penarier, 1700 in Halle geboren, erwarb 1763 das Bürgerrecht in Danzig.

die Rötelporträts, man zeigte mir das Buch Vetter Gottfrieds, in dem sich mehrere Blätter von Bloemaert befinden. Außer diesen und den Fischen enthält es noch viele kleine Tiere und Vögel.

13. Juni. Gegen acht Uhr ging ich mit meinen beiden Schwestern in die Elisabethkirche, wo wir Pastor de la Motte hörten, der über Esaias predigte: „Ich schaue auf den, dessen Herz betrübt und zerknirscht ist, und der zittert vor meinem Worte." Er spricht mit etwas affektierter Stimme, aber er predigt gut und sein auf die Zeitverhältnisse passendes Gebet war sehr schön. Auch diese Kirche ist gänzlich renoviert, die Emporen sind neu gebaut und vergoldet. Die Gemeinde war nur klein. Wir blieben zum Abendmahl. Nach unsrer Rückkehr blieben wir den ganzen Tag beisammen. Auch die Tanten waren gekommen, wir schwatzten bis zum Abend.

Meine Mutter hätte es gern, wenn einer von uns mit seiner Familie hier wohnen würde, um die hiesige Erbschaft zu verwalten, oder wenn man ihr dafür einen erwachsenen Sohn herschickte, aber das hat seine Schwierigkeiten, weil sowohl mein Bruder sein eigenes Haus hat, wie auch ich, und ich außerdem noch eins zu erben in Aussicht habe. Meine Mutter würde wohl nach Berlin übersiedeln, aber erstens hindert sie der alsdann nötig werdende Verkauf des Hauses und zweitens die Tante Concordia (Witwe des Samuel Chodowiecki, geb. Paleska).

14. Juni. Um 6 Uhr aufgestanden, nach Berlin geschrieben, dann Monsr. de la Motte besucht, der mich sehr freundlich empfing und mich bat, ihn wieder zu besuchen. Waasberghe, den ich besuchte, traf ich nicht zu Haus. Ich habe nach meinem Pferd gesehen, es frißt nicht recht und ist noch erschöpft. Der „Reuter" rät mir, mich mit 6 Meilen täglich zu begnügen, rechtzeitig in der Herberge zu sein und ihm Ruhe zu gönnen. Im Maule hat es nichts, was es am Fressen hindern könnte. Es hält sich auch gut auf den Beinen und lahmt nicht. An der Börse war ich, und sah, ob ich Bekannte träfe, traf aber niemand.

15. Juni. Ich suchte Herrn van Waasberghe auf, der mich sehr gut empfing und zeigte ihm meine Miniaturen, für die er großes Interesse hat. Er will mich zu einem polnischen Kollegen führen, der eine schöne Gemäldesammlung besitzen und ein guter Kenner sein soll. Hier soll Herr Wessel der beste Maler sein, für Kupferstich ist nur Donet da, ein Mennonit, und Deisch, ein Augsburger, beide Pfuscher.

Meine Briefe habe ich zur Post gebracht und Monsr. Penarie besucht, einen Cousin des Berliner Penarie. Er zeigte mir Herrn Milas Wohnung; es sind zwei Brüder, sie wohnen in der Heiligen Geistgasse, wenn man von unserm Hause kommt rechts, 5 Straßen weiter im Hause der Frau Majorin Lisander. Auch Monsr. Lohrmanns Wohnung in der Hintergasse gegenüber der französischen Kirche, bei einem Bäcker, zeigte er mir. Besuchte Monsr. Lohrmann, er ist krank und seit länger als einem Jahr am ganzen Körper mit Ausschlag behaftet, die Backe hat er verbunden. Er zeigte mir ein Pastellporträt der Mad. Therbusch, das sehr gut, aber geschmeichelt ist, er hat es in einem Rahmen unter Glas; auch zwei französische Köpfe in Pastell hat er, die aber nichts taugen und eine Porträtskizze des General Panin, ein Kniestück, das von Ericksen in Petersburg sein soll. Dann zeigte er mir noch ein Gemälde nach einem Stich von Annibale Carracci, „Christus" darstellend, der von zwei Söldnern mit Dornen gekrönt wird. Er hat dasselbe noch einmal in kleinerem Format begonnen. Ferner hat er gemalt „Amors Erziehung" und „Bacchus und Ariadne". Beide sehen aus, als seien sie von Amadeus Vanloo; auch eine Skizze zu einem großen Familiengemälde: ein junger Mann und eine reich geschmückte junge Frau mit einer großen Anzahl Kinder; es ist schlecht komponiert. Er sagt, er bediene sich zum Malen seiner aus Berlin mitgebrachten Skizzen. Er sagte mir, er sei zurückgekommen, da Joung solange er sich in Danzig aufhielt, immer bei ihm war, und nichts getan hat, seitdem war er dann krank und hat nichts zu tun gehabt. Sein Bruder soll Offizier in Polen beim Bruder des Königs sein.

Ich besuchte den Geistlichen Monsr. Boquet, der mit der Tochter eines Engländers Scott verheiratet ist, dessen Witwe das „Englische Haus" leitet; er hat ein kleines Töchterchen. Ich sollte bei ihm speisen, entschuldigte mich aber. Ich besuchte Monsr. Deisch, der an der Peterskirche wohnt. Er hat nach den Teppichen, die jährlich einmal im Junkerhof ausgehängt werden, wieder zwei schlechte Schabkunstblätter gemacht. Auch die 50 Ansichten zeigte er mir, die er zusammen mit Lohrmann nach dessen Zeichnungen, die recht schlecht sind, radiert hat. Auch andere Schabkunstblätter nach Bergmüller, Holzer u. a. zeigte er mir, auch sein von Wessel gut gemaltes und ähnliches Porträt. Ein paar schlechte eigene Arbeiten nach Ostade zeigte er noch und das Porträt eines Marschalls von Polen, von Klein gemalt, das ihm zur Zeit des Bombardements zugekommen war.

Ich zeichnete meine Mutter; die Coiffure meiner Tante, ihren Blick und ihre Lippen änderte ich. Ich versprach einen Bleistifthalter.

16. Juni. Aufgestanden um 6½ Uhr. Meine Mutter gab mir für mich und meinen Bruder zwei Paar schwarze Strümpfe, ich soll sie etwas tragen, damit sie nicht mehr neu aussähen (wegen des Zolls).

Besuchte den Sekretär Monsr. Weichmann, der in der Hohen Gasse gegenüber dem Bürgermeister Grodeck wohnt. Er war gerade im Begriff ins Rathaus zu gehen, ich hielt mich deshalb nicht lange auf. War bei Monsr. Wessel, den ich nicht antraf.

Dann ging ich in die Kirche der Weißmönche, es sind Gemälde dort, aber da gerade Messe gelesen wurde, hielt ich mich nicht auf. Den Medailleur du But zum vierten Male, ohne ihn anzutreffen aufgesucht.

In der Sankt-Marien-Kirche gewesen. Hier sind viele Gemälde in Dürers und Cranachs Stil. Unter den Statuen finden sich hier und da gute Sachen, sehr natürliche Köpfe, aber auch sehr viel Minderwertiges. Ich sah hier die sogenannte Kapelle der Krämer, die unter der Leitung Christian Chodowieckis und Mons. Pawlowskis renoviert wurde.

Zeichnete meine Schwester Louise. War mit ihr in der Peterskirche. Diese hat eine schöne Orgel. Dann war ich bei Mons. van der Smissen. Er hat die Gemälde des Mons. Bernouin verkauft und wird sie vor meiner Abreise bezahlen. Eine Dosis Rhabarber zum purgieren genommen.

17. Juni. Ich zeichnete Schwester Henriette. Nach dem Abendessen will Mons. Lohrmann kommen. Seine eine Wange ist ganz entstellt von Geschwüren, außerdem ist das ganze Gesicht mit Blütchen bedeckt. Auch an der Stirn hat er etwas Entstellendes. Er erkannte meine Mutter und meine Schwestern, ich zeigte die Bilder meiner Familie in Berlin und die Miniaturen. Er hätte es gern gesehen, wenn ich ihm das Porträt des Königs geschenkt oder geliehen hätte.

Besuch des Herrn Pastor Boquet, der mich zu Mons. Gerdis abholte, um mir dessen Bilder zu zeigen, doch war dieser ausgegangen. War mit ihm bei seiner Schwiegermutter, der Mad. Scott, Wirtin des Englischen Hauses, um mir vom Turm dieses Hauses die Umgegend anzusehen. Es ist ein schöner und reizvoller Blick, man sieht Weichselmünde und am Horizont die offene See. Ich trank hier Kaffee mit Mad. Scott und ihrer Tochter Mad. Boquet, die auch gekommen war. Dann begab ich mich zu Mons. Grischow, der in einem Haus mit einem schönen Laden wohnt, in dem er alle Arten englischer Waren und Möbel verkauft. Er besitzt auch neu entdeckte, aufgefrischte und neu gefirnißte Gemälde. Er bot mir an, mich morgen zu Mons. Rottenburg zu führen, um mir dessen Bilder zu zeigen.

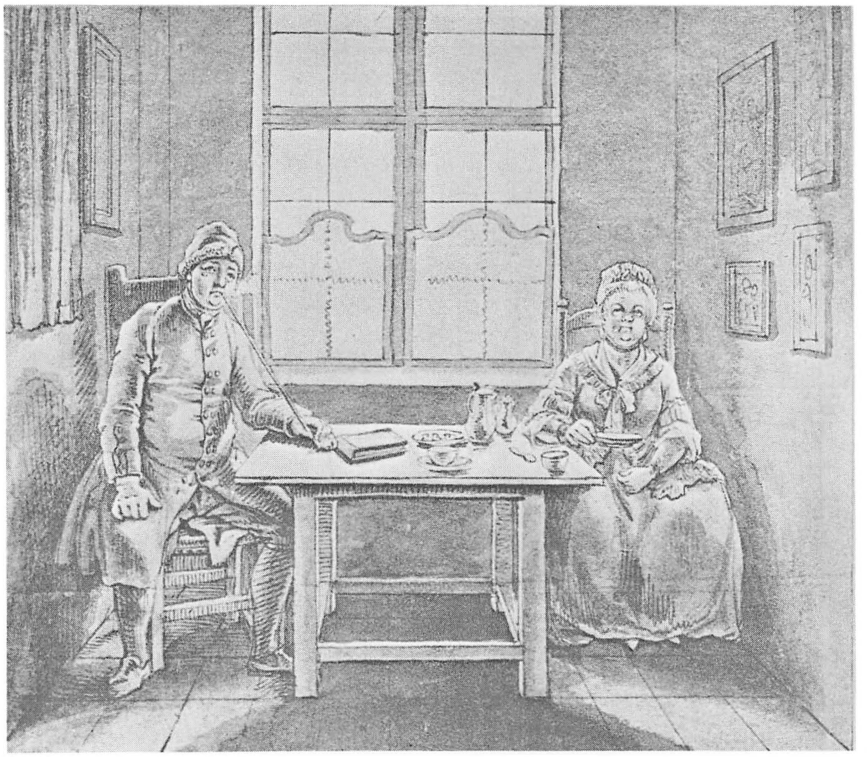
18. Juni. War bei Mons. du But, traf ihn nicht zu Hause, dann bei Mons. Wessel. Das ist ein Mann von sechzig Jahren, von 36 bis 39 war er bei Mons. Pesne, wo er mit Mons. Gleim und Mons. Falbe bekannt war. Der eine kopiert besser als der andere. Er hat bei Fromery gewohnt und kannte meinen Onkel und meine Tante. Einen „Abraham, den Isaak zum Tode vorbereitend" besitzt er, von dem er glaubt, er stamme von Mons. Dietrich, auch ein Frauenporträt von Lanleire gehört ihm. Eine große allegorische Skizze des van Tulden hat er, sie stellt den figurenreichen Zug der Jahreszeiten dar. Er selbst malt in Pastell, besitzt viele Landschaften von Moucheron, von van Goyen, auch einen „Neptun und Amphitrite", viele andere Bilder und Seestücke des Erasmus Quellinus, desgleichen einen guten „Kopf" eines jungen Mannes von Govaert Flinck.

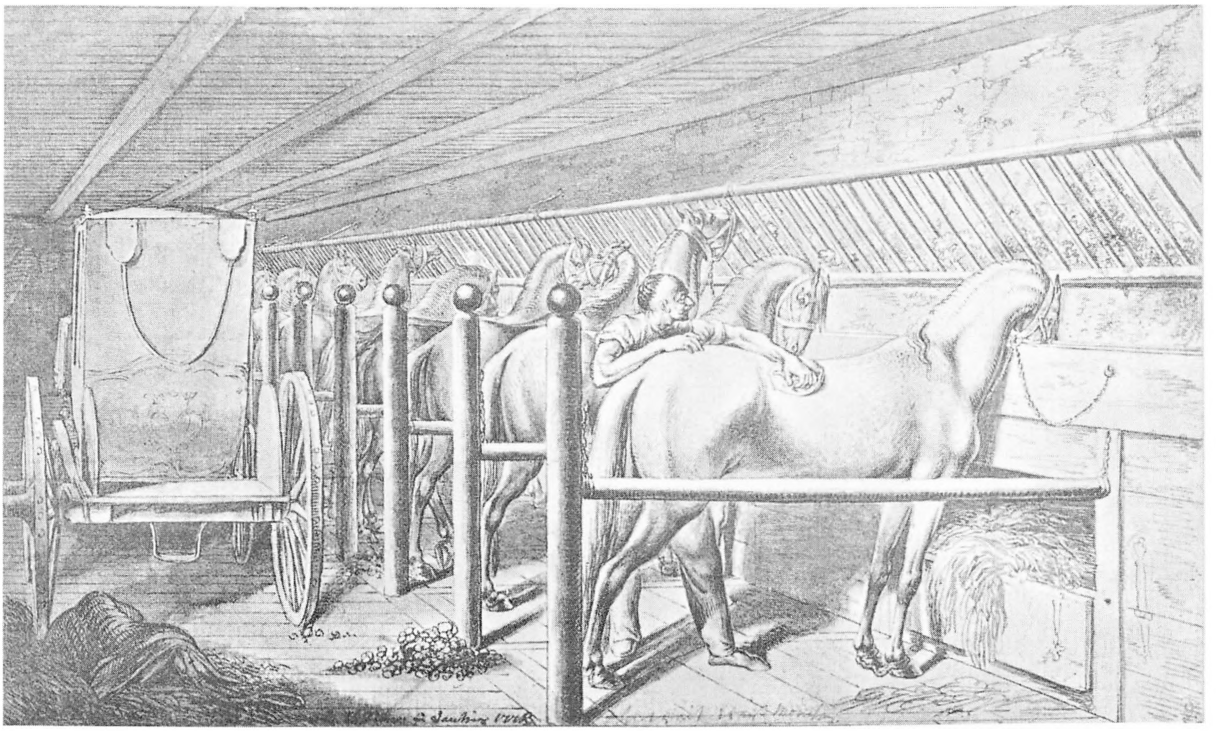
Holte Mons. Grischow ab, um mit ihm zu Mons. Rottenburg zu gehen, der aber nicht zu Hause war, doch konnten wir seine Bilder sehen. Vor allem hat er ein sehr gutes Jagdstück in seinem Vestibül, im Speisesaal ein solches von Jan Fyt und ebenfalls im Speisesaal zwei recht gute Sachen von Heinrich Roos, einige van Goyen, Vollert, in seinem Kabinett ein großes Bild von Bega, einen kleinen, sehr hübschen Wouwermann, einen Philipp Roos (Rosa di Tivoli), einen Lingelbach, viel schöne Sachen, aber darunter auch manches Minderwertige. Dann war ich bei Mons. Gerdis, unter dessen Bilder ich jedoch nichts Bemerkenswertes fand, außer vier Dresdener Ansichten von Thiele, von denen er glaubt, sie seien von Dietrich; ich sagte ihm wohl, sie seien von Thiele, konnte ihn jedoch nicht überzeugen. Seine Frau ist eine Tochter der verstorbenen Mad. Kämmerer und Schwester der Witwe Claude. Als ich Mons. Grischow das Porträt meines verstorbenen Onkels zeigte, erkannte er es sofort und Mad. Gerdis bat mich, es ihrer Schwester Mad. Claude zu zeigen, da diese eine Pate des Verstorbenen ist. Mons. Gerdis hat schon einmal Bankerott gemacht, das tut aber jeder jetzt, man kann fragen, nach wem man will, der Refrain ist stets: er hat schon einmal Bankerott gemacht, es greift auf schreckliche Weise um sich. Der Hochmut und der Aufwand sind auf den höchsten Grad gestiegen.

Abends erhielt ich Briefe von Berlin vom 8. und 12. d. M. mit einem Schreiben eines Petersburger Kaufmanns, namens Henry Gustav Weber, der zu wissen wünscht, in welcher Größe und zu welchem Preise ich ihm die zwei Bilder die „Geburt Christi" von Correggio und die „Grablegung" kopieren könne? Mons. Rode hat mir das Schreiben übermittelt.

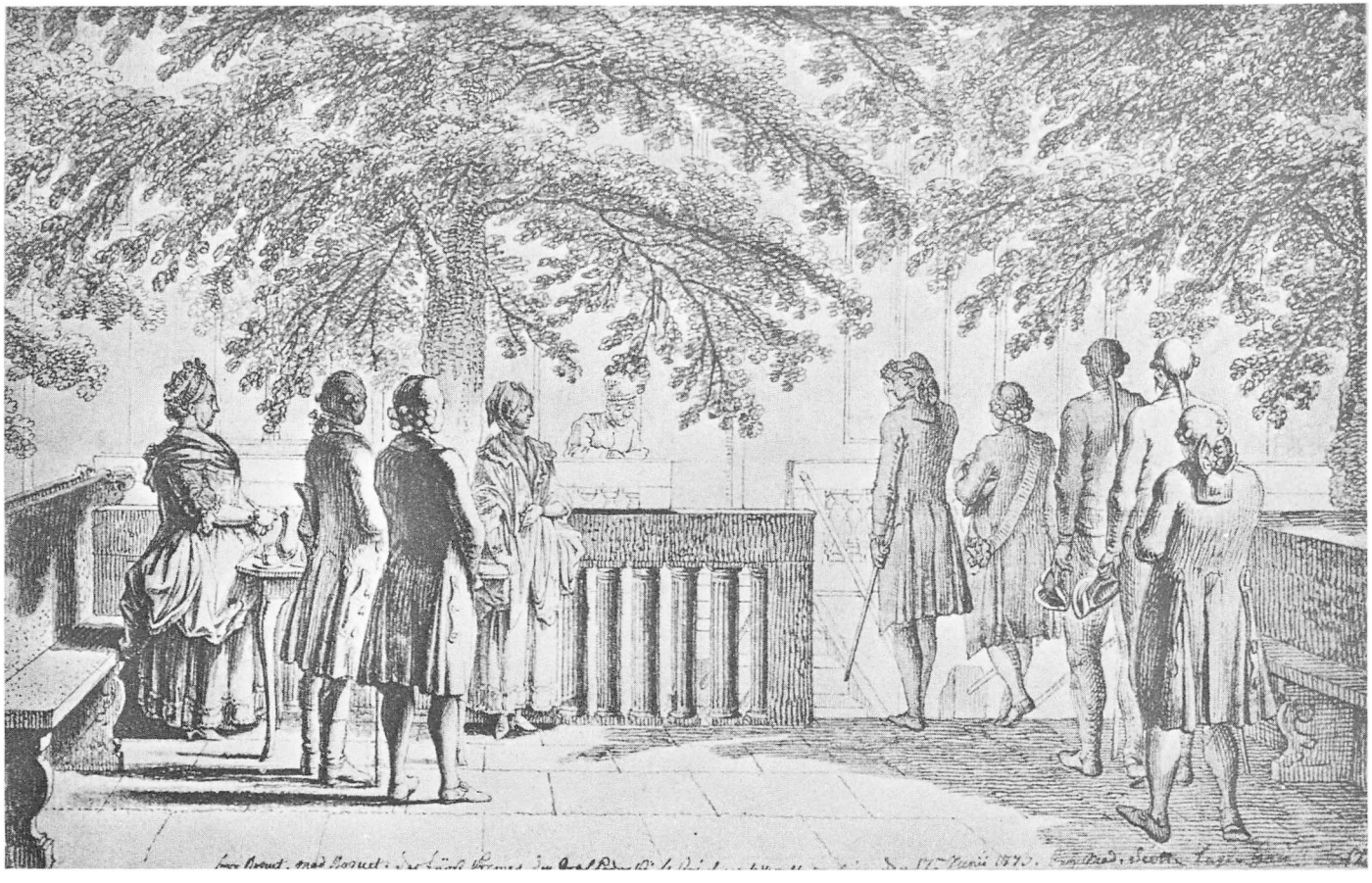
19. Juni. Besuchte Mons. du But, den Sohn des Bildhauers du But in Berlin. Er hat das recht gut gemachte Wachsporträt Mons. und Madame Pesnes, ferner das der Kurfürstin von Sachsen, das Peters des Großen, der Kaiserin Elisabeth im Helm (sehr schöner Kopf), das der ehemaligen Kaiserin, Peters III., ferner das des Rates Grodeck, eines Prinzen Max von Bayern, das seiner Gattin, das der Kaiserin Katharina II., alles in farbigem Wachs. In derselben Art ist auch eine Mutter Gottes mit dem Jesuskind, eine stehende Figur, doch sind die Köpfe der Maria und des Kindes beschädigt. Das ist eine sehr hübsche Arbeit, die Mutter hat den schönsten Kopf der Welt, es ist wie ein Raffael. Die Färbung ist so zart, so gemäßigt. Die Hände sind ziemlich gut gemacht, das Gewand recht gefällig, das Kind ist von großer Schönheit und hinreißendem Gesicht. Es hat eine

Chodowiecki Tanten Justine und Concordia Ayrer, zwei unvermählte Schwestern seiner Mutter. – Zwei Weißmönche (Carmeliter) – Maler Lohrmann und der Prediger Boquet. F. A. Lohrmann war Landschaftsmaler, lebte 1750 in Berlin, seit 1770 in Danzig. Boquet war von 1755 bis 1814 Prediger an der kleinen französisch-reformierten Gemeinde.





Der Kupferstecher Mathias Deisch und seine Frau beim Kaffee. Deisch wurde 1718 in Augsburg geboren und starb in Danzig 1789. Seine geschaffenen Portraits, Ansichten von Danzig usw. sind weithin bekannt. – Pferdestall eines vornehmen Polen.



Chodowiecki ist zum Kaffee bei der Wirtin des englischen Hauses, Madame Scott, in Gesellschaft ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes, des Predigers Boquet. Der Fürst Primas Gabriel Johann Podoski, Erzibischof von Gnesen und sein Bruder Graf Podoski kommen über dem Beischlag aus dem Hause von einem Besuche bei dem Kaufmann Grischow, der ihnen das Geleit gibt. Auf der anderen Straßenseite steht auf seinem Beischlag Herr Pierre Vernezobre, gebürtig aus Villemagne bei Montpelier, welcher 1725 das Danziger Bürgerrecht erwarb.

Bildhauer und Medailleur Du But, geboren in München, starb 1779 in Danzig, gehörte zu den hervorragendsten Künstlern seiner Zeit. – Der Maler Jacob Wessel (Chodowiecki schreibt Bessel) – Kaufmann van der Smissen, Eltern waren aus Altona eingewandert. – Nochmals der Maler Lohrmann.

lächelnde Miene und einen sehr gut ausgearbeiteten Kopf, auch der Körper ist recht gut, nur die linke Schulter und das rechte Bein sind nicht so gelungen. Das Kolorit ist fein, der Kopf ist fast kahl, die Maria hat einen Heiligenschein aus drei goldenen Strahlenkränzen. Die Jungfrau ist in halber Figur und etwa einen Fuß groß in einer Kassette unter Glas. Die Porträtbüste des Königs von Polen ist in Lebensgröße, sie hat einen sehr interessanten Ausdruck und ist recht gut gearbeitet und gut in der Farbe. Die Spitzen sind mit größter Sorgfalt gearbeitet, die Kleidung ist gelber Samt mit rot und gold und ein Küraß, Orden und Edelsteine sind aus Glas kunstvoll arrangiert, alles andere ist aus Wachs, man könnte es nicht besser machen. Der Peter der Große ist auch ein schönes Porträt, ein schöner Kopf mit schönen Augen, schöner Nase und schönem Mund. Die Augen sind matt und wie der ganze Kopf sehr gut in der Farbe; die in Berlin hergestellte Maske hat ihm als Modell gedient, geschmückt ist es mit kleinen Brillanten und Rubinen. Recht gut ist auch das Porträt des Prinzen von Bayern, ganz reizend aber ist seine Gemahlin, hübsch koiffiert im Geschmack der ersten Manier Monsᵣ. Putzes (?). Auch der Rat Grodeck ist recht gut, der Überschlag ist ganz durchsichtig und mit wunderbarer Sorgfalt gearbeitet. Er ist mit schwarzem gemusterten Samt, goldfarbenem Unterkleid und einem Mantel aus Moiree bekleidet, alles ist täuschend gearbeitet. In gleicher Art hat er noch einen Mennoniten gemacht, doch ist dieser in Grün und Gold gekleidet, was ihm nicht zu Gesicht steht. Das müßte geändert werden. Am wenigsten gefällt mir die Kaiserin, doch ähnelt sie sehr dem Porträt von Ericksen, sie ist in halber Lebensgröße. Dann zeigte er mir noch Modelle von Medaillenrückseiten, sie sind sehr gut gearbeitet, er hat deren viele. Die kleinen Köpfe sind mit viel Geist gezeichnet und gut gearbeitet. Von Malereien hat er das recht gut gemalte Porträt seiner Gattin und das seiner Tochter von Wessel, das seinige im Profil von Torelli und das seines Vaters von Pesne, welches ganz klein wie eine Miniatur, aber sehr gut ist. In seinem Atelier hat er Stiche nach Le Brun, den großen Christus am Kreuz mit den Engeln. Aus einem anderen Stich von Ehrlich nach Champaigne hat er eine in Andacht versunkene sitzende Maria am Kreuzesstamm ausgeschnitten. Er hat die Kreuzabnahme, den toten Christus, die Kreuzerrichtung und die Geburt Jesu von Jouvenet, das Porträt Monsᵣ. Bensemanns von Edelinck und einige andere Köpfe, auch eine Mappe mit Stichen. Er beklagt es sehr, daß man in Danzig so wenig Mut und Ermutigung findet, so z. B. fertigte er auf Veranlassung des Rates Schwartz das Porträt des Bürgermeisters Grodeck an, nachdem es fertig war, riet man ihm, es zu überbringen; er präsentierte es dem Bürgermeister. Nachdem dieser es betrachtet hatte, sagte er: wer zum Teufel hat Euch denn beauftragt mein Bild zu malen? Du But antwortete, seine Freunde hätten es ihm geraten, worauf der Bürgermeister erwiederte: „Nun gut, so können diese Euch dafür bezahlen!" Ich vergaß eine liegende nackte Frau zu erwähnen, im gleichen Geschmack, wie wir sie in Berlin haben, nur wenig verändert. Scheinbar ist ihm, als er jene sah, die Idee zu der seinigen gekommen, doch hat er sie anders gestaltet. Gegenwärtig beabsichtigt er mit den Porträts Grodecks, dem der Kaiserin, dem Peters des Großen, der nackten Frau und der schönen Jungfrau eine Lotterie zu veranstalten, das Los zu zwei Dukaten, 75 Teilnehmer sucht er dazu, zuletzt wird er noch ein Essen geben.

Von hier aus ging ich zu Monsᵣ. Rottenburg, der mich sehr gut aufnahm. Er stellte mich seiner Frau und seiner Tochter vor. Die erstere, eine geborene Brunati, ist eine Frau von 35 Jahren, die letztere 15 oder 16 Jahre alt. Er zeigte mir eine sehr schöne, mit außerordentlicher Sorgfalt gearbeitete Mutter Gottes. Ich halte sie für eine Arbeit Battonis, er hält sie für älter. Er hat auch das sehr gut gemalte Porträt des Rubens, von Mengs gemalt. Eine Tabaksdose zeigte er mir noch mit Bildnissen des Königs und Bataille, er glaubt, sie sei von meinem Bruder, doch sagte ich ihm, daß dies nicht der Fall sei. Für Montag hat er mich und Monsᵣ. Grischow nach Strieß zum Mittagessen eingeladen.

Ich begann das Miniaturporträt meiner Mutter. Dem Monsᵣ. Richard (?) habe ich sein Paket gebracht, traf ihn jedoch nicht zu Haus, deshalb übergab ich es dem jüngeren Monsᵣ. Mila, der mir eine Banknote gab. Meine Mutter hat die Wäscherin bezahlt für drei Hemden, ein Paar Strümpfe, eine Halsbinde, ein Taschentuch. Den Reuter Brasch, der am Ende der Holzgasse wohnt, bezahlte ich. Er erzählte mir, daß die Preußen zurückgingen.

20. Juni. War in der französischen Kirche und hörte Monsᵣ. Boquet. Die Versammlung war sehr klein. Er hat eine starke, affektierte Stimme, bewegt den Mund sehr und spricht alles mit übertriebener Betonung. Monsᵣ. van Waasberghe war mit dem jungen Rat Kirscheisen anwesend. Man hat die Kirche restauriert und die Tafeln Moses am Eingange entfernt.

Ich besichtigte die Kirche der Dominikaner, es ist eine große Kirche und die älteste in Danzig, erbaut um 1213. Da gerade Gottesdienst war und man das Allerheiligste in Prozession umhertrug, hielt ich mich nicht auf. Doch trat ich hinter der Kirchenfahne in den Kreuzgang ein. Ich sah hier viele Gemälde und drei oder vier Altäre, aber nichts Bedeutendes. Die Bilder sind nach Stichen Rubensscher Gemälde gemalt und stellen Kreuzwegstationen dar. Der reformierte Geistliche Monsᵣ. de la Motte, der seinen Besuch angekündigt hatte, kam um 3 Uhr. Er erzählte viel von Berlin und Danzig. Seinen

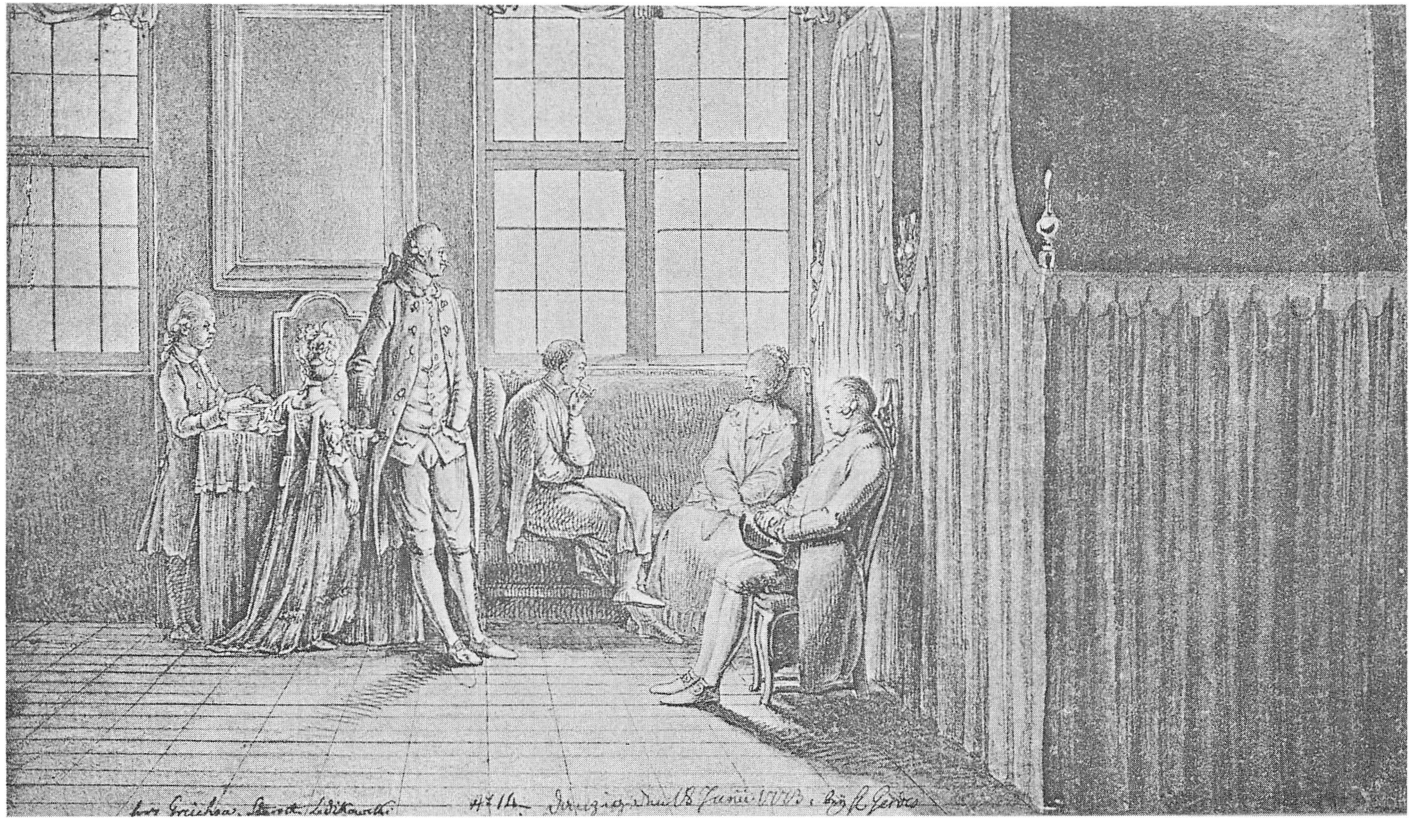
Sohn, der in Königsberg ſtudierte und der ein junger Menſch von 22 Jahren und großer Muſiker geweſen iſt, beweint er noch. Er redete mir dringend zu, doch noch acht Tage länger zu bleiben, als ich mir für meinen Aufenthalt vorgenommen hatte. Er iſt ein ſehr höflicher, kurzweiliger und leutſeliger Mann, guter Chriſt und guter Familienvater, hat allerhand gute Eigenſchaften, nur ſeinen Stand liebt er gar nicht; er ſagte, wenn er nur könnte, würde er gern mit einem Laſtträger tauſchen, der großen Laſten wegen, die mit ſeinem Amt verbunden ſeien und wegen der großen Verantwortlichkeit, die er als Geiſtlicher vor Gott empfindet.

Im Laufe der Woche hatten wir beſchloſſen, am heutigen Tage einen Spaziergang zu machen, doch das ſchlechte Wetter, welches wir ſeit Freitag haben, und der heftige Sturm, der heut ſchon von 2 bis 9 Uhr gewütet hat, und der Samstag und heut wiederkehrte, veranlaßten uns, uns zu einer Spazierfahrt zu entſchließen.

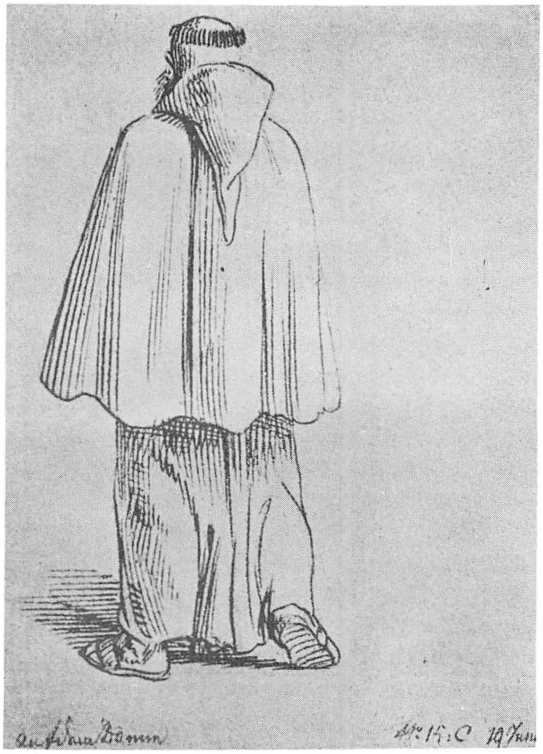
Als man aber heut früh nach einem Wagen ſchickte, war keiner aufzutreiben, auch nicht für einen Dukaten (der gewöhnliche Preis iſt drei bis vier Gulden für den halben Tag). Alſo mußten wir zu Haus bleiben, ärgerten uns jedoch nicht weiter darüber.

21. Juni. Ich hatte noch eine Sitzung mit meiner Mutter, dann kam Monſ. Griſchow, der mich eingeladen hatte, heute bei ihm zu ſpeiſen und den übrigen Tag in ſeinem Garten in Strieß zu verbringen, und holte mich mit ſeinem Sozius Monſ. Uphagen in ſeinem Wagen ab. Wir holten noch den Pater Mathis vom Dominikanerkloſter ab, trafen unterwegs Monſ. Griſchow in einem Wagen, dieſer ſtieg auch zu uns ein und wir begaben uns alle zuſammen nach Strieß, wo wir außer der Familie des Monſ. Franz Rottenburg noch ſeinen älteren Bruder Nikolaus, einen Offizier vom Regiment Belling, der deſſen Schweſter geheiratet hat, Monſ. Joſef Brunati und eine junge Demoiſelle, eine Freundin der Mad. Rottenburg, antrafen. Das Haus iſt groß und ſehr kommode gebaut, ſein Äußeres iſt nicht prunkvoll, es iſt wie alle Danziger Häuſer, und umgeben von einem ſchönen, jedoch nicht großen Garten, in deſſen Mitte ſich ein ſchöner Springbrunnen befindet, eine in einem großen Baſſin liegende Najade hält einen Fiſch im Arm, aus deſſen Mund das Waſſer ſpringt. Um dieſes Baſſin ſind drei Steinfiguren gruppiert, die den Raub der Arethuſa darſtellen. Sie ſind ziemlich gut gemacht von Herrn Meißner, einem Danziger Bildhauer. Dann ſteigt man fünfzehn Stufen zu einer Terraſſe empor und noch einmal ſoviel zur nächſten, wo ſich das Reſervoir befindet. Hier liegt ein kleiner Kahn zum Spazierenfahren. Steigt man noch höher, ſo gelangt man zur Gartenpforte. Dahinter erhebt ſich ein ziemlich hoher Berg, den wir faſt alle erſtiegen, und von dem aus wir faſt die ganze Umgegend Danzigs erblickten, die Städt, Weichſelmünde, das Meer mit vielen Schiffen, Wälder, Berge, Ebene, eine reizende Mannigfaltigkeit in der Landſchaft. Auch ſämtliche Zimmer beſichtigten wir, wo wir jedoch in bezug auf Malerei nichts Bemerkenswertes fanden, außer zwei Gemälden, davon das eine Wildbret und Geflügel und das andere, Apollo und Marſyas, Halbfiguren, von einem italieniſchen Meiſter dargeſtellt, welches als Gegenſtück einen Heiligen Sebaſtian haben ſollte, den wir jedoch nicht ſahen. Zwei Sachen ſind aus der Kollektion Brecheiſen, die ſich bei Jordan befand und von der Griſchow einen Teil gekauft hat, er hat dieſe zwei Stücke als von Rode ſtammend gekauft. In einem oberen Saale hat er zwölf der franzöſiſchen Häfen (Radierungen von Callo). Ich ſagte zu Bruder Nikolaus, ich hätte ſie alle zu verkaufen, das Stück für zwei Gulden. Das fand man billig. Nach dem Kaffee gingen die Damen mit Monſ. Griſchow und dem Offizier ſpazieren, ich blieb mit Monſ. Brunati, den beiden Herren Rottenburg und dem geiſtlichen Herrn zurück. Wir plauderten, doch wurde die Unterhaltung durch Herrn Brunati faſt etwas ungemütlich, weil er ſich über den König in einer Weiſe ausſprach, auf die einzugehen mir nicht beliebte. Als der Abend kam, zog ſich jeder zurück. Ich aß noch ein Butterbrot mit etwas kaltem Fleiſch, dann gingen wir um 11½ Uhr zur Ruhe.

22. Juni. Als ich Monſ. Schnakenburg einen Beſuch machen wollte, um von ihm eine Beſtätigung über das, was mein Bruder Antoine aus der Erbſchaft meines verſtorbenen Onkels erhalten hatte, zu holen, und mir die Papiere vorlegen ließ, die meine Schweſter über dieſe Sache in Händen hat, überredete mich meine Mutter, nicht zu genanntem Herrn zu gehen. Sie hält es für unnötig und würde ſich ärgern, wenn man ihn daran erinnerte; man könnte, im Fall ihres Todes, noch etwas aus dieſem Nachlaß herausholen, und es gälte jetzt zu vergeſſen, daß er exiſtiere. Um ſie zu beruhigen, ließ ich die Sache ruhen. Um 9 Uhr beſuchte ich Pater Mathis, den ich in der Sakriſtei antraf. Er zeigte mir zuerſt ein ſehr ſchönes und gut erhaltenes Gemälde von Jakob Jordaens, die vier Evangeliſten mit einem Engel, in Halbfigur. Sankt Johannes als Hauptfigur iſt in einem weißen, faltigen, ſchön fallenden Gewande in Profil in betender Haltung dargeſtellt. Dieſer Kopf iſt ſehr ſchön, während die Köpfe der anderen Evangeliſten konventionell gemalt ſind und ein zwar ehrwürdiges, aber alltägliches Ausſehen haben. Auch das Geſicht des Engels entbehrt des Adels, doch iſt das Ganze eine gute Arbeit, ſchön in der Farbe und in einem fein empfundenen Helldunkel, wohl eines der beſten Bilder dieſes Meiſters. Das iſt aber auch das einzige in dieſer Sakriſtei; es ſind wohl noch einige Bildniſſe von Dominikanern vorhanden, doch ſind dieſe ſchlecht gemalt, ebenſo eine Mutter Gottes, die mir die Kopie eines guten Bildes zu ſein ſcheint.

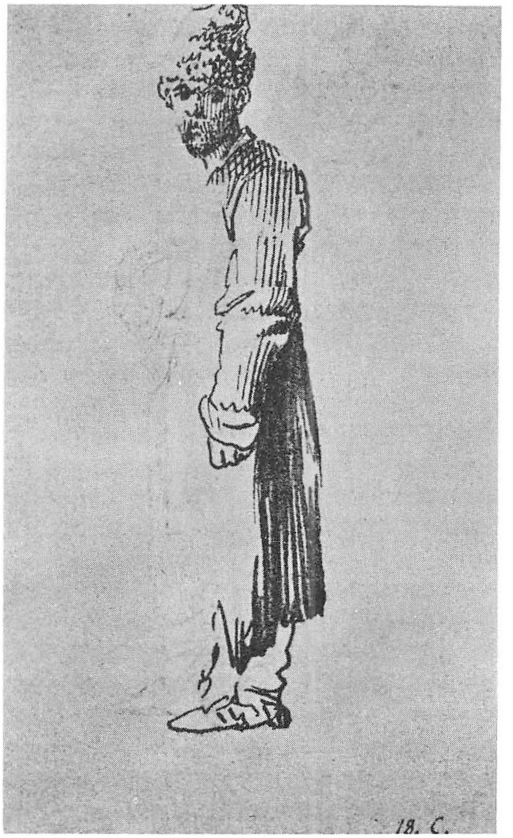


Besuchszimmer des Kaufmann Gerdes. Die sitzenden Herren sind der Starost Ledikowski, vom polnischen König 1776 zum Woywoden ernannt. Seine Gemahlin Ludovica war eine geborene Gräfin Dönhoff. Daneben Herr Grischow.



Ein Mönch auf dem Damm. – Danziger Schöne auf dem Damm – Ein Friseur Perücken zu einem Leichenzuge herumtragend. – Franz Gottfried von Rottenburg, ein angesehener Schiffsreeder, der 1756 das Danziger Bürgerrecht erwarb. Er besaß ein Landhaus in Striess mit einem wundervollen Terrassengarten und Fontaine. –

Frau von Rottenburg und ihre 15jährige Tochter. – Chodowiecki zeichnet am 19. Juni das Bildnis seiner Mutter.



Studien aus der Dominikanerkirche, Damen im Gebet. – Ein Garkoch auf dem Langen Markt. – Polnische Flößer (Schimky, Flissaken).

Der Hochaltar in der Kirche ist ein reiches Werk, in ganz (neu)vergoldeter Architektur, aber wenig schön. Das Altarbild stammt von einem Danziger Maler, dessen Namen der Pater nicht wußte. Es stellt den heiligen Nikolaus mit einigen anderen Heiligen dar, darüber eine Glorifikation. Das Bild ist gut gemalt, jedoch durch den Kerzenrauch stark nachgedunkelt. Der heilige Nikolaus ist mit einem goldziselierten Silbergewand bekleidet, augenscheinlich ist das Muster noch das gleiche, welches der Maler ihm gegeben hatte (also nicht der Restaurator des Altars). Zwei oder drei andere Heilige haben Kronen oder Heiligenscheine aus demselben Metall, dies zusammen (die blanke neue Vergoldung) mit den stark nachgedunkelten Farben des Gemäldes gibt einen unerträglichen Kontrast. Die Glorifikation, welche ebenso wie das übrige durch nachträgliche Ornamentierung (der vergoldeten Heiligenscheine und Gewänder) ziemlich verdorben ist, ist ganz gut, wenngleich man darin manches findet, was man schon aus älteren Stichen kennt.

Außerdem sind hier noch zwei kleinere, schön gemalte, aber ebenfalls stark nachgedunkelte Bilder, deren eines nach dem Sankt Zeno von Rubens gemalt ist, von dem es auch einen sehr guten Stich von Bolswert gibt, das andere ist eine Fußwaschung von einem mir unbekannten Meister. Im linken Chor ist Christi Auffahrt aus der Hölle, zu Füßen die Sünde und der Tod, mit zwei oder drei kleinen Engeln; ein sehr schönes Gemälde, das ein Original zu sein scheint, doch hängt es zu hoch, als daß ich dies mit Sicherheit feststellen konnte. Eine Kreuzigung Sankt Peters auf der anderen Seite ist allem Anschein nach ein Original des Guido (Reni), Michel Angelo Carravaggio oder Spagnoletto (Ribera). Eine Anbetung der Hirten von Jordaens entspricht in ihrer Art dem, was man aus Stichen von ihm kennt. Die Jungfrau und das Kind sind in der Beleuchtung sehr gut, alles Licht geht von dem Kinde aus. Im übrigen hat das Gemälde schöne Charakterköpfe und ist in einem Helldunkel gehalten, wie man es auf den Bildern Rembrandts sieht. Unter anderen ist hier noch eine Predigt Johannes des Täufers im Geschmack des Lucas von Leyden und eine recht gute Taufe Christi von einem Danziger Maler, der dem Pater unbekannt ist. Der Himmel darin ist besonders in einem feinen Kolorit und mit scharmanter leichter Pinselführung gemalt. Die übrigen sind durch Silberornamente (durch den Restaurator) verdorben. Recht gut ist auch eine Auferweckung des Lazarus nach einer Radierung von Rembrandt gemalt. Dann zeigte mir der Pater noch eine ganz al fresco ausgemalte Kapelle; die Fresken zeigen die Wunder des heiligen Dominikus; sie sind im Stile des alten Wentzel (?) gemalt, aber viel schlechter in der Zeichnung. Der Pater war von mir dadurch in Verlegenheit gesetzt, daß ich, trotzdem er immer die ehrerbietige Haltung beobachtete, doch nicht eine einzige Kniebeuge, nicht ein Kreuzzeichen machte, sondern an den Heiligen und den Altären vorüberging wie an leblosen Dingen, für die man immerhin eine gewisse Verehrung hat. Er wagte nicht, mir vor die Altäre zu folgen, er sagte zu mir: „Gehen Sie hin und sehen Sie." Endlich, nachdem er mich noch eine Zeitlang geführt hatte, sagte er: „Sehen Sie sich die Kirche allein an, ich werde wohl dann noch die Ehre haben, Sie wiederzusehen, aber für jetzt habe ich anderweit zu tun." Dies gesagt, ging er weg, ich tat wie er mir geheißen hatte, sah mir die Kirche an und machte mich dann auf den Heimweg.

Zu Haus begann ich an Monsr. Weber in Petersburg zu schreiben, um ihm mitzuteilen, daß ich ihm die beiden gewünschten Emailleplatten machen könne zum Preise von 100 Gulden die größere und 40 Gulden die kleinere. Ich siegelte den Brief und bewahrte Abschrift seines von Monsr. Rode erhaltenen Briefes. Ich fügte noch hinzu, daß bei dem Exemplar zu 100 Gulden die Malerei noch ebenso fein sein würde und daß, wenn er mir die Wahl des Ortes, wo mir das Geld auszuzahlen sei, überließe, ich Berlin vorschlagen würde. Ich bat ihn, mir das Geld von dem auszahlen zu lassen, der die Platten in Empfang nähme und bot mich an, sie ihm zu verpacken. Alsdann schrieb ich meiner Frau, daß ich in Beziehung auf Koehler zufrieden sei, daß ich heute nach Rußland berichtet hätte, die Affären der Kammer und Schurers könnten bleiben bis zu meiner Rückkehr, doch könne ich noch nicht sagen, wann dies sein werde. Den Kindern schrieb ich, daß sie zeichnen sollten. Dieser Brief war durch einen von Berlin erhaltenen veranlaßt. Die beiden Briefe trug ich zur Post. Monsr. Grischow kam mich zu besuchen und erzählte mir, ich soll zu Mad. Rottenburg kommen, da diese sich malen lassen will, Freitag soll ich beginnen. Als ich erwiderte, das sei zu spät, da ich nicht so lange bleiben könne, kamen wir überein, Dienstag früh anzufangen unter Vorbehalt, daß ich es so mit ihr arrangieren würde. Nachmittags stieg ich zu Pferd, um mit Mad. Rottenburg Rücksprache zu nehmen. Auf dem Pflaster strauchelte das Pferd oft, draußen ging es recht gut, besonders auf dem Heimweg, da lief es wie der Teufel. Mad. Rottenburg war einverstanden, mir Dienstag früh um 10 Uhr zu sitzen. Monsr. Brunati, der zugegen war, möchte gern eine Kopie haben, aber von bezahlen sagte er nichts. Um 4½ Uhr kehrte ich zum Stall zurück.

Meine Tante Justine bewirtete mich mit Schokolade. Bei Monsr. Gerdis, der mich eingeladen hatte, während ich bei Pater Mathis war, habe ich zu Abend gegessen. Mad. Claude war da mit ihrer älteren Schwester, auch Monsr. Wolters, Mademoiselle Gousseau mit der jungen Komtesse. Um 11 Uhr abends kam ich endlich nach Haus. Ich zeigte das Porträt meiner Mutter, alle

erkannten sie bis auf die Kinder, die vor 1½ Jahren bei ihr in die Schule gingen.

23. Juni. Ich besuchte den Zeugwärter Kapitän Gellentin, der Miniaturbilder malt. Er ist ein Mann von 50 Jahren. Er hat die Gewohnheit, zuvor auf Pergament eine Skizze des Gesichts zu machen. Diese mag vielleicht recht ähnlich sein, aber die nach der Skizze gemachten Porträts taugen nichts, sie wirken kalt und erkünstelt, obgleich er starke Schatten anwendet, in der Zeichnung aber beschränkt er sich auf das Notwendigste. Sachen, wie Wäsche, Kleidung usw., arbeitet er nach der Natur, aber er hat nichts Persönliches in der Zeichnung. Seine Porträts zeigen fast alle den gleichen Schatten und das gleiche Kolorit. Außerdem ist er noch Geometer, und in dieser Eigenschaft hat er früher viel Geld verdient, indem er alle Jahre mehrere Karten von Fahrwasser gemacht hat in bezug auf die durch das Meer hervorgerufenen Veränderungen in der Tiefe des Wassers und der Ausdehnung der Sandbänke. Er zeigte mir noch einige Stiche nach Boucher und Bildnisstiche von Bause. Hier sah ich auch meine „Schlacht von Chocim". Als ich ging, frug er noch, ob es in Berlin nicht noch einen Chodowiecki gäbe, der früher einen Mons. Uphagen gemalt habe. Ich sagte, daß sei ich selbst gewesen; das freute ihn, und er teilte mir mit, daß das Bild sich gut gehalten habe. Dann besuchte ich die Damen Kämmerer und Claude, die mir ein Porträt der Mad. Claude zeigten, welches ihr gar nicht ähnlich sieht und von einem Mons. Gasc (?) stammt, ebenso das des Herrn Kämmerer, welches von Mons. Liszewski zu sein scheint. Das Jugendporträt des Mons. Gerdis von Wessel ist recht gut gemalt. Von hier aus machte ich einen Spaziergang zur Grünen Brücke und zum Junkerhof (Artushof). Auch in die Kapelle der Krämer in der Pfarrkirche ging ich, wo sich Wandmalereien befinden, z. B. die Auferweckung des Lazarus, die Toten in der Vision des Ezechiel und die drei Frauen am Grabe, ebenso eine Allegorie auf den Handel, die ziemlich schlecht gemalt ist.

Mons. Lohrmann besuchte mich, um sich nochmals meine Bilder anzusehen, die ich ihm zeigte. Er frug nach einem Buche, in dem meine letzten Radierungen enthalten sein sollen. Ich nannte ihm den Sebaldus (Roman „Sebaldus Nothanker" von Friedrich Nicolai). Da er zu lange blieb, ließ mir meine Mutter sagen, der Herr von heute früh ließe mich zu sich bitten: dies veranlaßte ihn zu gehen.

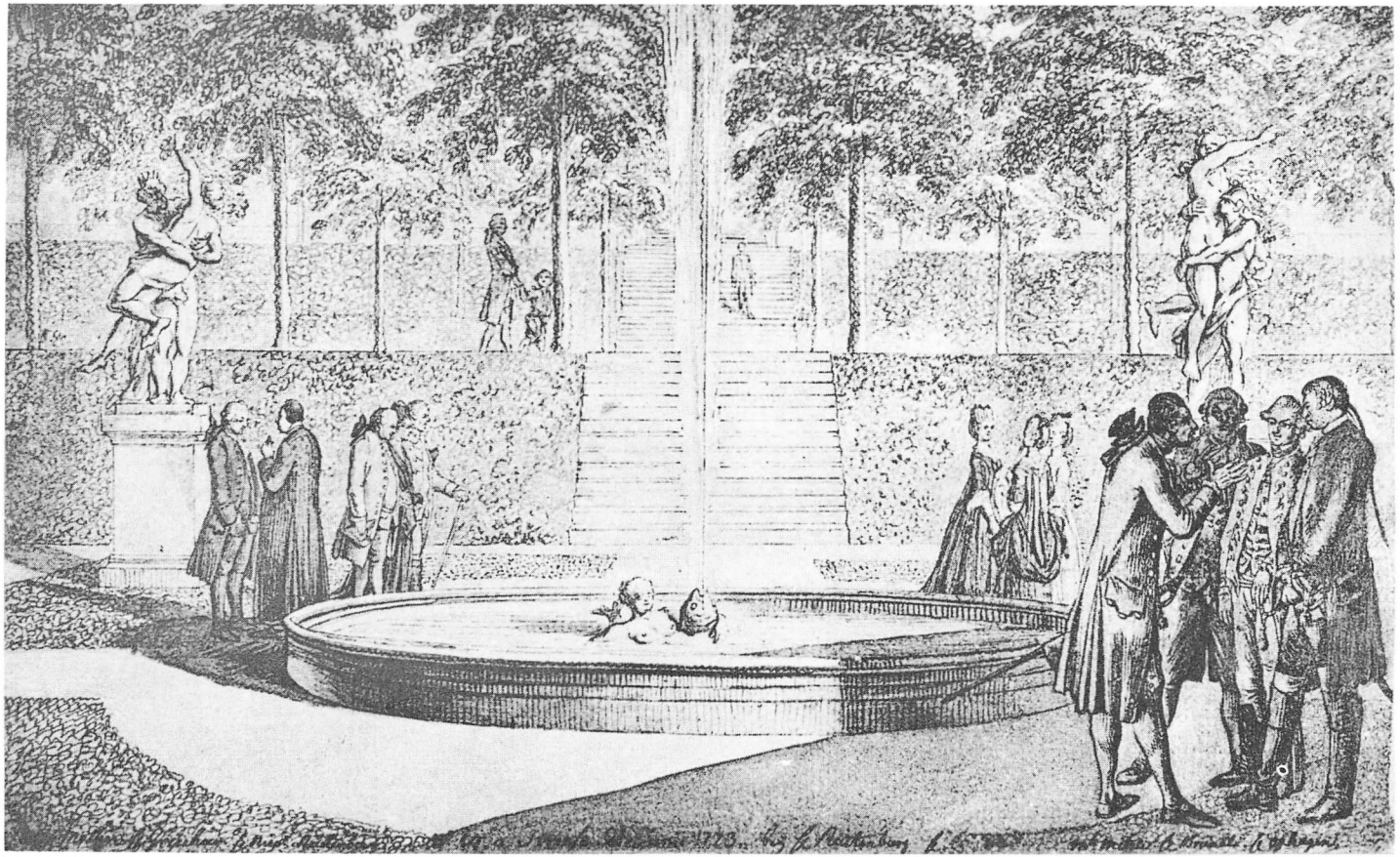
24. Juni. Ich wohnte um drei Uhr der Predigt des Herrn de la Motte bei, er begann mit einer Einleitung, las ein oder zwei Kapitel aus der Bibel, sprach das Gebet und ließ zu Anfang und Ende des Gottesdienstes ein Kirchenlied singen. Ich sprach bei Mons. Dierks vor, um zu sehen, ob er mir die 150 Gulden 6 Groschen in Dukaten umwechseln könne, er bejahte, worauf ich ihm sagte, ich würde sie ihm morgen früh bringen.

Da ich um 10 Uhr ausreiten wollte, suchte ich den Reuter auf, doch der war in der Kirche.

Während ich auf ihn wartete, war ich beim Kupferstecher Deisch, um ihn zu fragen, ob er mir nicht vier Probedrucke der vier Zeichnungen (Ätzungen)machen könne, was er versprach. Er hatte ein Papier großen Formates, mindestens von der Größe des großen Adlerpapiers, welches er von Augsburg kommen läßt. Er zeigte mir das Porträt seiner Frau in halber Lebensgröße. Gegen 10 Uhr kam ich zum Stall zurück. Der Reuter war noch nicht aus der Kirche gekommen. Als er kam, war das Pferd noch nicht gestriegelt, endlich konnte ich abreiten nach Strieß zu Mad. Rottenburg, wo ich um 11 Uhr ankam. Bis gegen 12½ Uhr arbeitete ich, man wollte mich zum Diner dabehalten, doch verabschiedete ich mich. Mons. Mathis, Gatte der Tochter der verstorbenen Mad. Brunati der älteren, welch letztere in zweiter Ehe mit Mons. Schultz vermählt war, trat ein. Ich erfuhr, daß der Dominikanerpater Mathis derselbe Louis Mathis ist, den wir früher kannten. Nach unserer Rückkehr speisten wir um 5 Uhr und machten mit meinen beiden Schwestern eine Promenade beim unteren Tor.

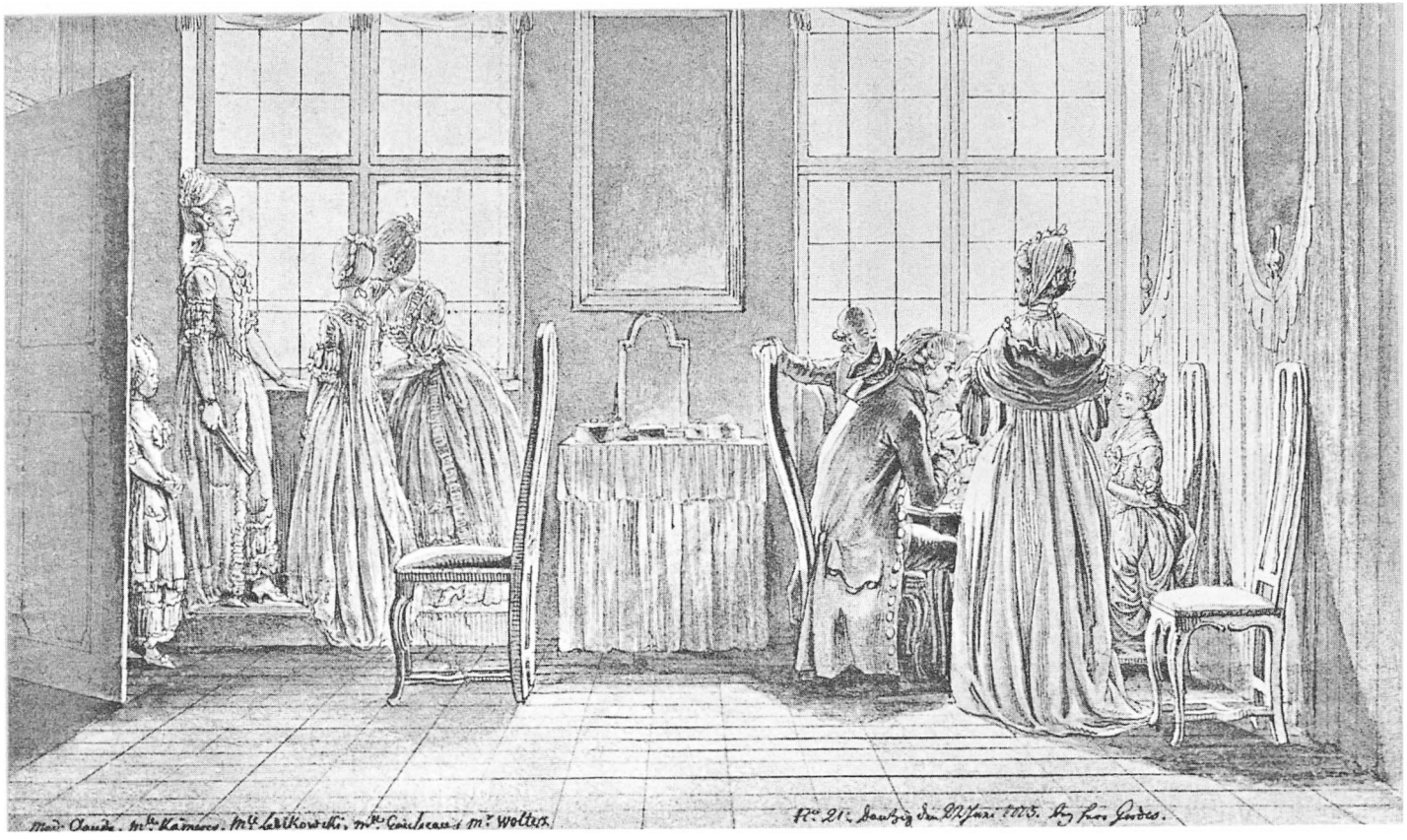
25. Juni. Meine Schwester Louise gab mir hundert Gulden, um sie ihr in Dukaten umzuwechseln. Von Berlin erhielt ich einen Brief mit einer Einlage von Schwester (Schwägerin) Chodowiecka für meine Mutter. Sie wünscht, daß ich Mons. Vernezobre oder Mons. Eichmann gelegentlich frage, wie groß das Vermögen des jungen Lainee sei, und ob er es schon habe, auch ob er nach Danzig kommen wird; aber nur bei Gelegenheit.

Ich wechselte meiner Mutter 250 Gulden in Dukaten ein. Um 11 Uhr war ich bei Mons. Grischow, um mit ihm nach Strieß zu gehen, er bat um meine Miniaturen, die er einem polnischen Edelmann zeigen will. Ich gab ihm die des Prinzen Heinrich, der Königin von Schweden und der Prinzessin von Dessau, morgen will er sie zurückschicken. Dann fuhren wir in einer Halbchaise nach Strieß. Ein Frühstück, das man uns hier präsentierte, lehnte ich ab. Wir begannen nun das Retuschieren des Porträts der Mad. Rottenburg, dann speisten wir mit besagter Dame, deren Tochter, ihren vier Söhnen, dem Präzeptor, ihrer Nichte und Mons. Brunati. Es wurden drei Fischgerichte serviert, Kabeljau, Seebarsch und Steinbutte, grüne Erbsen mit Wurst und Hühnerfrikassee, denn es war Fasttag. Nach dem Essen gingen wir im Garten spazieren und fütterten die Karpfen. Nachdem wir dann in dem anderen Garten Kaffee getrunken hatten, machten wir uns wieder an die Arbeit. Mons. Grischow scheint sehr im Banne von Madames Reizen zu stehen. Er versorgt sie mit Pariser Coiffüren, Schuhen, Hüten usw. und erzählt, daß dies die neuesten Pariser Moden seien. Um 5½ Uhr machten



Gesellschaft im Garten des Herrn von Rottenburg in Strieß. Anwesend sind unter anderen Herr Grischow, Franz Rottenburg mit Familie, dessen älterer Bruder Nicolaus, Joseph Brunatti, Legationssecretair bei dem französischen Residenten, Ratsherr Peter Uphagen. Chodowiecki im Gespräch mit Pater Matthy.

Betende Gruppe aus der Dominikanerkirche. – Ein protestantischer Geistlicher und eine Danziger Magd beim Einholen. – Danziger Dienstmädchen vom Rücken gesehen.



Chodowieckis Abendbesuch bei Herrn Gerdes am 22. Juni, anwesend sind Madame Claude mit ihrer älteren Schwester, Herr Wolters, Demoiselle Gousseau mit ihrem Zögling, einer jungen Gräfin.

Bankier Abraham Dirksen gehörte der Mennonitengemeinde an und wohnte am Buttermarkt (Winterplatz) – Zeugwärter (Aufseher im städtischen Zeughaus) sowie Miniaturmaler und Planzeichner war Herr G. Gellentin. – Pater Ludwig Matthis, richtiger Matthy, deutscher Prediger an der Dominikanerkirche. 1724 geboren, ertrank beim Baden in der See bei Weichselmünde (1776).

wir noch einen Spaziergang durch das Dorf, welches sehr hübsch und ländlich ist. Ins Haus zurückgekehrt, fanden wir Herrn Inspektor Sydow vor, der Madame seinen Besuch machen wollte. Er hat das Fieber gehabt. Nachdem sie ihm Tee präsentiert hatte, nahm mich Madame beiseite und verständigte mich, daß sie gern ihr Porträt in Kreide haben möchte nach einem Schattenriß, ebenso das ihres Sohnes Jeannot, des Lieblings ihres Gatten. Die Zeit wird sie mich wissen lassen. Danach bestieg Madame um 7 Uhr mit ihren Kindern ihren Wagen, wir gingen zu dem unsrigen. Auf der Landstraße sahen wir, daß die Damen ausgestiegen waren und unter den Bäumen hin spazieren gingen. Wir stiegen gleichfalls aus und begleiteten sie bis ans Oliwaer Tor, wo sie ihren Wagen wieder bestiegen. Mons. Grischow frug mich, ob ich lieber zu Fuß oder im Wagen durch die Stadt möchte, ich antwortete, ich möchte gehen, worauf er seinen Kutscher bezahlte und wir heimgingen.

26. Juni. Um 9½ Uhr besuchte ich Mons. David Vernezobre. Der junge Lainee ist im vergangenen Jahr in Danzig gewesen, um die Abrechnungen der Vormundschaft, die damals ablief, zu unterschreiben. Sein Geld hatte er noch nicht in Händen, aber 300 Taler. Die 18000 Gulden, die beim Tode seines Vaters vorhanden waren, sind teilweise noch in Händen Mons. Eichmanns, teilweise in Grundstücken angelegt. Er hat während seines Aufenthalts in Frankfurt jährlich 5 bis 600 Gulden ausgegeben. Er soll sehr schlecht schreiben. Von hier aus war ich bei Mons. Grischow, der mir seine Bilder, z. B. zwei von Lohrmann nach Laurens, zeigte, die er für eine Schuld von 40 Talern übernommen hat. Dann besitzt er noch vier Pastellbilder eines Warschauer Malers, die recht hübsch sind, unter anderm ähnelt eines sehr der Mad. Rottenburg. Die drei Porträts, die ich ihm gestern gegeben habe, gab er zurück. Danach waren wir bei dem Ratsherrn Mons. Schwartz, der einen heiligen Sebastian in seinem Vestibül hat, der von Tintoretto sein soll. Er ist mit großer Kraft recht gut gezeichnet. Auch eine heilige Familie auf der Flucht nach Ägypten hat er, von der er sagt, sie sei von C. Lotti, obgleich sie viel eher von Jordaens sein könnte. Auch außerdem hat er noch einige leidliche Sachen; wir sahen Köpfe, die derselbe Meister gemalt hat, von dem Mons. Meil (Kupferstecher in Berlin) ein Bild hat, einen Greis, Halbfigur und halbnackt. Dies ist ein sehr gutes Bild. Er hat denselben Wouwermann, den auch Mons. Rottenburg besitzt, dies ist zweifellos eine Kopie. Er hat noch eine andere, einen Reiter zu Pferd und einen kleinen Reiter in der Ferne, diese ist sehr originell und sehr gut erhalten. Dann hat er noch ein Bild, welches aussieht, als sei es aus einem größeren herausgeschnitten, oder als habe es früher ein anderes Format gehabt, doch scheint es ein Original zu sein. Es stellt einen Türken dar, der ein schönes weißes Pferd am Zügel zieht, welches sich aufbäumt, um sich vor den Klauen eines Löwen zu retten, der seine Tatze auf den Kopf des Mannes schlägt und ihn in die Schultern beißt. Auch besitzt er den Kopf eines Greises, der Rembrandt zugeschrieben wird, was ich jedoch nicht glaube, ferner ein sehr schönes und gut erhaltenes Werk von Berghem, eine Landschaft von Dietrich, die ganz im Stile Wouwermanns gehalten ist, ein Schlachtenbild von Peter Wouwermann, ein schönes Stück von Backhuisen, zwei Stücke Halbfiguren von Satyrn des P. Lotti, eines mit dem Namen Teniers (?) von Leichner gemalt, den Stich von Le Bas „La bon Menage", den er für sehr originell hält, einen Kopf, den er für einen Van Dyck hält, weil es mit diesem Namen bezeichnet ist, doch stammt es nicht von ihm, ein Blumenstück von Abraham Mignon, zwei Kirchen des Peter Neefs und zwei andere, von denen ich nicht weiß, von wem sie sind. Aber auch viele minderwertige Bilder hat er. Nicht vergessen werden darf ein großes Werk, Kinder darstellend, ein Flachrelief des de Witt, welches sehr schön gearbeitet ist. Alle diese Bilder sind unvorteilhaft gehängt, durchaus nicht in der Beleuchtung, die sie erfordern, da er zu viele hat für so wenig Räume. Ich nenne noch zwei Werke des Jan Bloemaerts, eines mit Rindvieh, das andere Pferde und Soldaten um eine Marketenderin gruppiert.

Mons. Grischow hat mich auch dem Wojwoden von Pomerellen empfohlen. Ich ging mittags hin, um das Porträt von Madame zu beginnen, sie ist eine hübsche Frau von 40 Jahren und spricht ziemlich gut Französisch und Deutsch. Sie will mir die Bekanntschaft mit einer anderen französischen Dame vermitteln, die radiert und malt. Ich begann ihr Bild, und ihr Gatte gab mir das seinige, ein in Italien sehr hübsch gemaltes Miniaturbild, damit ich ihm eine Kopie davon anfertige. Für Dienstag hat er mir eine Sitzung zugesagt, damit ich es vollende. Sie will mir Montag um 11 Uhr sitzen. Sie war sehr froh, einen polnischen Maler gefunden zu haben.

Mad. Claude hatte mich für Sonntag zu Kaffee und Abendessen eingeladen, doch ließ ich mich entschuldigen, da ich nach Weichselmünde wollte. Mons. Gerdis war gekommen, um mich zu sprechen, hatte mich aber nicht angetroffen. Deshalb ging ich zu ihm, um zu fragen, was er wünsche. Er wollte mich zum genannten Palatin bringen und wollte mich überreden, zu Madame Claude zu kommen, wenn es auch erst um 9 Uhr sein könnte, denn dort würde ich eine polnische Dame treffen, die ein Madonnenbild für einen Ring wünscht.

Mons. Grischow ließ nochmals die drei Porträts holen, die er mir zurückgegeben hatte, um sie dem Primas zu zeigen, auch das des Königs. Er sandte sie mir zurück mit der Aufforderung, mich morgen um 11½ Uhr zu besagtem Edelmann zu begeben. Mit ihm hat er zehn

Dukaten und mit der Palatine 8 Dukaten vereinbart. Als sie mich nach dem Preis gefragt hatte, nannte ich 8 Dukaten, was sie zu teuer fand, da ihr Gatte, wie sie sagt, in Italien nur 5 gezahlt habe. Um zwei Uhr war ich bei Monsr. Deisch, um die Probeabzüge der vier Porträts zu machen. Da er keinerlei Bezahlung nehmen wollte, gab ich seinem Drucker 3,60 und ihm ein Portät. Er gab mir von seinen Arbeiten ein Porträt von Wessel, das von Hoffmann, das des Königs von Polen, der Kaiserin von Rußland und zwei Sachen nach den Teppichen, die man dreimal im Jahr im Junkerhof aushängt. Ich versprach, ihm einiges von meinen Sachen zu schicken. Dann zeigte er mir noch Stiche nach Marchesini, Holzer u. a. in sehr schönen Abdrucken.

Um 4 Uhr war ich bei Monsr. Rottenburg, der mir das kleine Porträt eines jungen Mädchens, das in Paris gemalt worden ist, zeigte. Madame zeigte mir das ebenfalls in Paris von Mad. Pigeot gemalte Porträt ihres Gatten. Es ist sehr ähnlich und sehr fein in der Farbe. Sie las mir ein Billett der genannten Dame vor, worin diese schreibt, daß sie sehr froh darüber sei, daß man an ihrem Bilde nur kritisiert habe, die Augen seien nicht genügend geöffnet, aber sie sagt, hätten sie diesen Vorzug, so würde das Gesicht einen erstaunten Ausdruck haben, während wenn die Augen ein klein wenig geschlossen wären, man ihm eine lächelnde Miene geben könne. Auch das des Herrn Lohrmann zeigte sie mir, dieses ist abscheulich, weder ähnlich, noch taugt es etwas in Kolorit und Zeichnung; die Augen sind tot nnd die Züge grob.

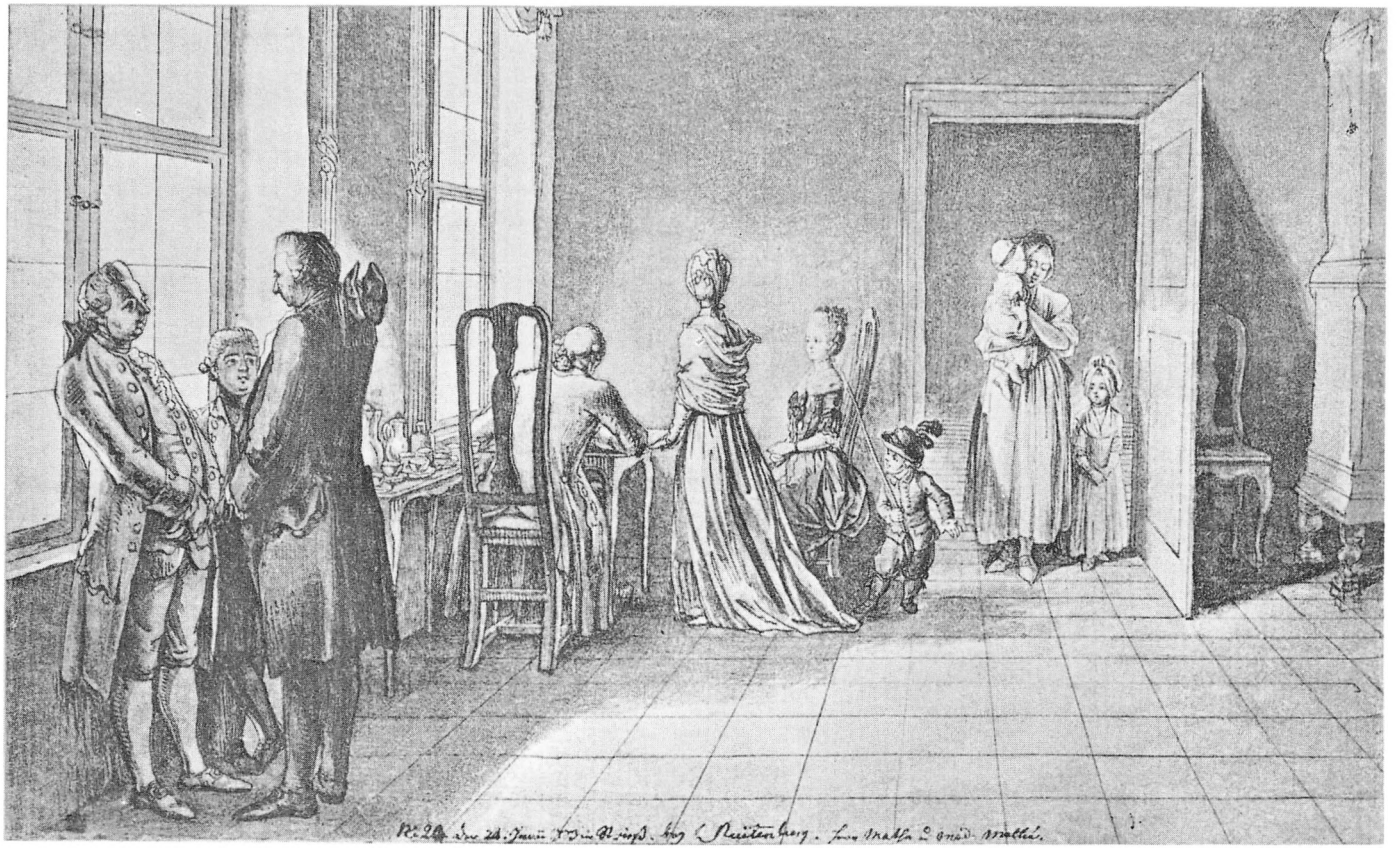
Der Sohn des Monsr. Brunati kam hierher, er ist ein junger Mann von 25 bis 26 Jahren und reichlich fade in der Konversation. Um 5 Uhr mußte ich sie verlassen. Zu Haus habe ich nach dem Abendessen noch ein wenig retuschiert. Dann ging ich aus, um mir ein Buch zu kaufen und die Pension für mein Pferd zu bezahlen.

27. Juni. Um 8 Uhr war ich in der Elisabethkirche, um Herrn de la Motte predigen zu hören über die Worte Christi: „Ich bin nicht in die Welt gekommen, um die Menschen zu verderben, sondern um sie zu retten." Nach dem Diner war ich beim Primas, um ihn zu malen. Er bat mich gleich, ich möchte ihn auf ein Pergament von der Größe eines Viertelbogens malen, worauf ich erwiderte, ich sei mit Pergament nicht versehen. Er sagte, solches gäbe es hier überall, für Montag wolle er welches besorgen. Ich antwortete ihm, wenn er wolle, könne ich ihn immer gleich auf Elfenbein malen und später in Berlin das Bild auf Pergament kopieren in einer ihm beliebigen Größe. Er erwiderte: „Ich hätte dann nur eine Kopie, aber ich möchte Ihr Gemälde stechen lassen. Ich entgegnete, wenn dies sein Wunsch sei, so würde ich seinen Kopf nach dem auf Elfenbein gemalten Original radieren, die Kleidung aber nach dem Pergament. Diesem stimmte er bei, und wir begannen die Arbeit. Doch es kam viel Gesellschaft, es wurde viel geschwatzt, und man wollte mein Porträt des Prinzen Heinrich sehen, das man ähnlich, aber geschmeichelt fand. Dann wollte man die der Damenbildnisse sehen. Ich zeigte das Porträt der Mad. Rottenburg, die man erkannte. Ich soll am Mittwoch um 9 Uhr wiederkommen der Kleidung wegen. Zu Haus arbeitete ich noch ein wenig. Der Regen hatte uns verhindert, den geplanten Spaziergang nach Weichselmünde zu machen.

28. Juni. Um 9 Uhr begab ich mich zum Fürstprimas. Monsr. Grischow, der ebenfalls dorthingekommen war, hatte ihm eine Kommode und eine Pendüle gebracht. Um 11 Uhr war ich bei der Wojwodin von Pomerellen. Sie zeigte mir das Porträt ihres Gatten und das ihrige, welches Gobel in Warschau gemalt hat. Beide sind ganz verblichen und das von Monsr. hat einen schiefen Mund. Beim Weggehen traf ich auf dem Beischlag den Pater Mathis. Nach dem Diner ging ich aus, Zeichenpapier zu kaufen. Da ich kein passendes fand, ging ich zu Monsr. Lohrmann, um ihn um Rat zu fragen. Der sagte mir, es gäbe hier nichts anderes. Er zeigte mir mehrere Gothaische Hofkalender mit unbedeutenden Bildern, unter anderen einen mit Stichen von Meil, den er mir schenkte. Auch mehrere Zeichnungen zeigte er mir, desgleichen Blätter, die er gemacht hat, um sie in Berlin radieren zu lassen. Sie sind ebensogut wie die ersteren. Auch ein ziemlich schlechtes Titelkupfer hat er angefangen und ein Trachtenbild eines Schimki (polnischen Flößers), welches absolut wertlos ist. Schließlich zeigte er mir noch Bücher mit in Krayonmanier gestochenen Zeichnungen, gedruckt in Paris; sie enthalten alle Arten Skizzen, Kopien nach Raffael, Guido Reni, Domenichino u. a. Figurenstudien, Landschaften usw. Während ich vom Haus abwesend war, war Monsr. Peltre gekommen, um mich zu besuchen, er wird morgen wiederkommen. Zur selben Zeit will der Schneider Schmidt mich besuchen, er sagte den Meinen, er habe eine Schuld von 70 Gulden.

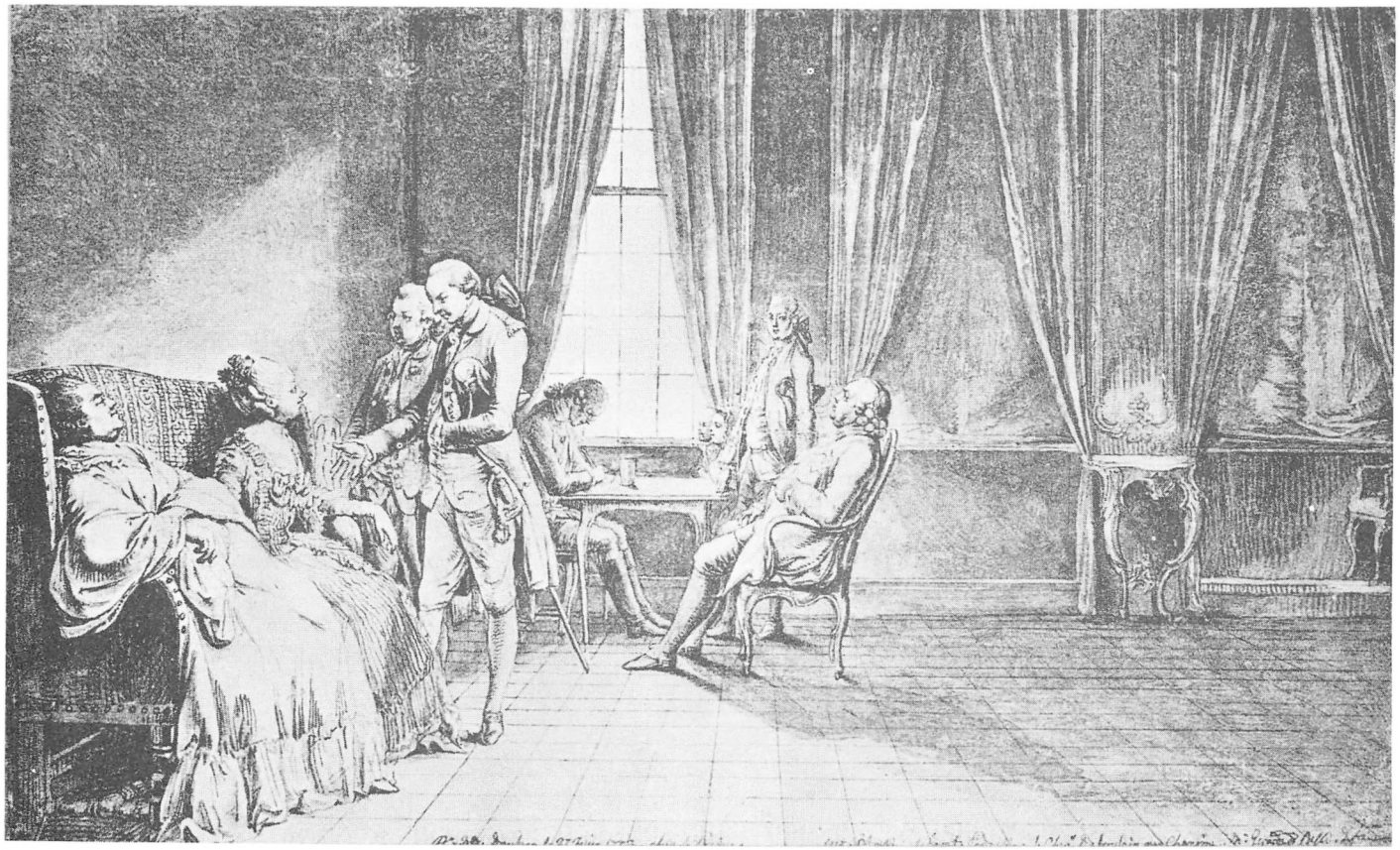
29. Juni. Monsr. Peltre kam; er wünscht, ich solle ihm eine Kopie eines Porträts der Mad. Mathis machen, die eine sehr schöne Frau sein soll. Ein italienischer Maler habe sie vor einiger Zeit ohne ihr Wissen gemalt, er will sie mir zeigen, damit ich es vervollkommne. Diesen Auftrag wies ich zurück. Als er nach dem Preis seines Porträts frug, nannte ich acht Dukaten.

Ich erhielt einen Brief von Monsr. Nicolai mit den Drucken der Stiche zum Sebaldus Nothanker und der Anfrage, ob es nötig sei, für die Neuauflage neue Platten anzufertigen, oder ob man sie nicht retuschieren könne. Ich teilte ihm mit, daß man diese nicht mehr retuschieren könne, und daß ich beabsichtige Montag hier abzureisen, also in vier Wochen in Berlin sein würde. Demnach wäre noch Zeit genug, die Stiche und die zu Basedows Buch, welche ich schon begonnen hätte,

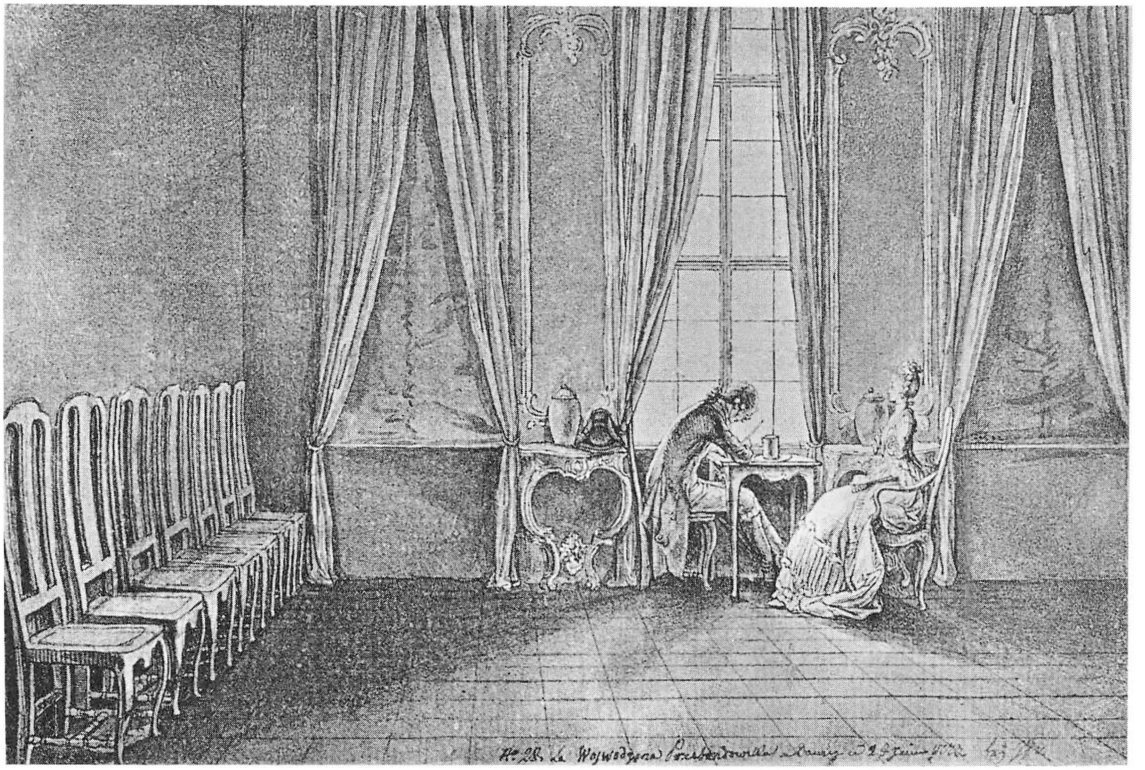


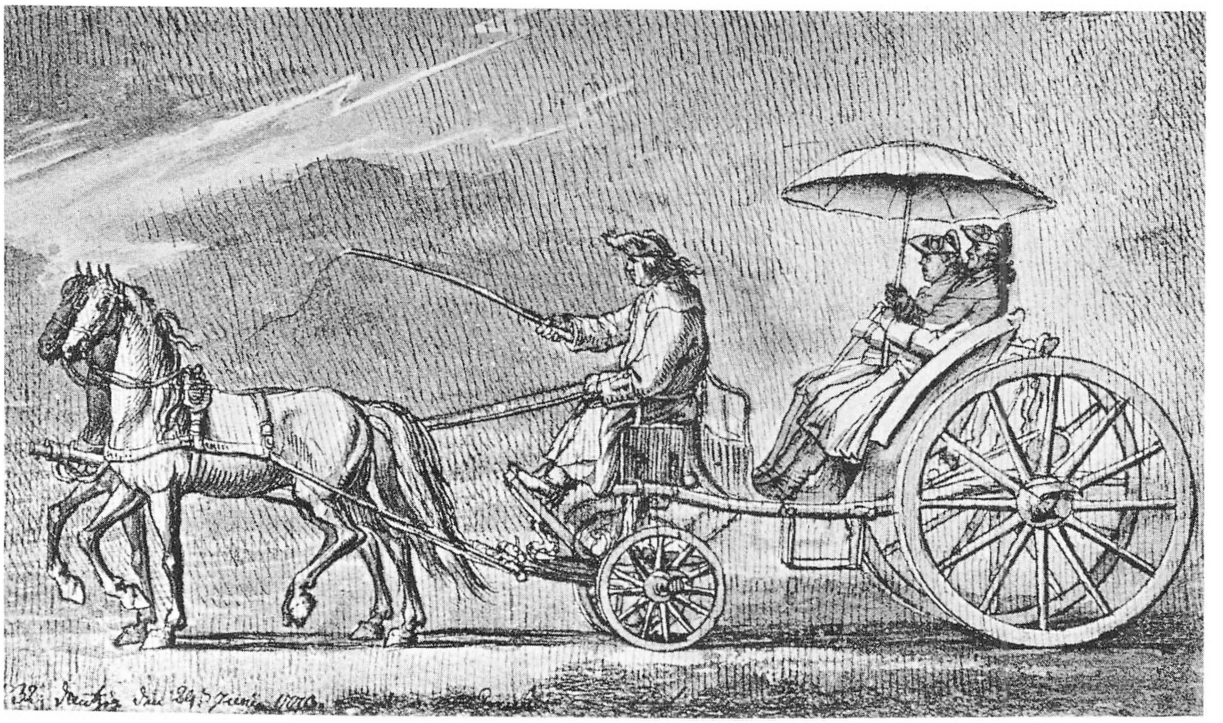
Im Hause des Herrn von Rottenburg in Strieß, woselbst Chodowiecki am 24. Juni die Hausfrau zeichnet, sind zum Besuch Herr und Madame Matthy mit ihren Kindern.

Französischer Legationssecretair Brunatti. – Ratsherr Gottfried Schwartz war ein reicher Goldwarenfabrikant und Numismatiker, welcher seine Münzsammlung dem Danziger Gymnasium legirte. – Kaufmann Vernezobre im Hauscostüm. – Inspector Sydow beim Licent (Zollhaus).



Chodowiecki zeichnet am 30. Juni den Fürst Primas von Polen und den Erzbischof von Gnesen Gabriel Johann Graf von Podoski; links im Vordergrund dessen Intendantin Madame Öhmchen, neben ihr die Gräfin Podoska im Gespräch mit Chevalier Du Bouloir.





Chodowiecki porträtiert am 26. Juni die Gräfin Przebendowska, eine geborene Baronesse von Kleist. Gemahlin des Woywoden von Pommerellen Graf Ignatz Franz Przebendowski (Graf Prebentow), besaß die Herrschaften Putzig, Rutzau und Neustadt. – Chodowiecki fährt am 29. Juni in Gesellschaft des Kaufmanns Grischow in einem Taradei nach Strieß.

fertigzustellen. Auch sagte ich ihm, daß es nicht allein die Schuld Bergers (des Kupferdruckers) sei, wenn die Platten keine Abzüge, so wie er sie wünscht, ergeben hätten, hierzu sei das Kupfer zu schlecht gewesen. Das hätte man aber weder voraussehen, noch ihm abhelfen können. Diesen Brief sandte ich ihm in einen solchen an meine Frau eingeschlossen, der ich schrieb, was ich hier täte und ihr den Tag meiner Abreise von hier bezeichnete. Auch daß ich mit dem Sohn der Kinderfrau gesprochen hätte, schrieb ich ihr. Als ich den Brief zur Post trug, sprach ich mit bei Monsᵗ. Grischow vor wegen des Besuches, den wir Mad. Rottenburg schulden. Er hatte es sehr eilig dorthin zu kommen und fand Mittel gegen alle meine Bedenken. Von da ging ich gegen 11 Uhr zum Wojwoden von Pomerellen. Er war in die Messe gegangen, Madame ließ mich heraufbitten, um alles vorzubereiten. Eine Stunde wartete ich, bis er endlich kam, wir arbeiteten dann bis 12½ Uhr. Er hat große Reisen nach Frankreich, Italien und Deutschland gemacht, hat mit Erfolg die Werke der großen Meister gesehen und spricht sich anerkennend über Battoni und Mengs aus. Die Porträts des Kaisers und des Großherzogs von Toscana lobt er.

Als ich nach Hause kam, erschien Monsᵗ. Grischow, um mich nach Strieß abzuholen. Es regnete, und wir gingen zu zweit unter einem Regenschirm. Als wir am Stadttor ankamen, regnete es stärker, wir warten eine halbe Stunde, der Regen ließ ein wenig nach, da gingen wir vors Tor in der Hoffnung, dort einem Taradei zu begegnen, da wir jedoch keinen erblickten, beschlossen wir umzukehren und in der Stadt zu speisen, zuletzt aber faßten wir doch Mut und marschierten los. An der großen Allee trafen wir einen Taradei, der uns in starkem Regen und Sturm nach Strieß brachte. Ein Taradei ist ein hübsches, sehr leichtes, mit zwei Pferden bespanntes Kabriolett für zwei Personen, das die Leute auf dem Lande von einem Ort zum andern bringt. Monsᵗ. Grischow bezahlte dafür zwei Dütchen. Man war schon bei Tisch, wir speisten mit dem Inspektor Sydow, und dem Sohn des Monsᵗ. Brunati, der ein junger, fast unerträglicher Geck ist. Er war zu Pferd und zwar auf einem Kutschpferd gekommen.

Wenn er reitet, muß er nach Tisch mindestens drei Stunden warten, ehe er aufsteigt, sonst muß er sich übergeben und ist dann mehrere Tage krank. Da Monsᵗ. Rottenburg nicht zu Hause war, durchsuchten wir das ganze Haus nach einem Zimmer, das sich verdunkeln ließe, sodaß man darin einen Schattenriß zeichnen kann. In einem solchen richteten wir uns ein, zuerst wurde Mad. Rottenburg und dann der kleine Jeannot, ein drei- bis vierjähriger Knabe, gezeichnet. Als wir von Mad. und dem Kleinen je eine Zeichnung beendet hatten, erschien Monsᵗ. Rottenburg. Wir versteckten alles und legten ihm die Rötelzeichnungen: Bildnisse meiner Kinder, meiner Frau und das meinige vor, die ich mitgebracht hatte, um sie Madame zu zeigen. Als danach auch Jeannots Bild in der Folge erschien, zeigten wir ihm dieses auch. Er erkannte es nicht sofort, dann jedoch freute er sich sehr darüber. Danach wurde noch ein wenig an Madames Miniaturporträt gearbeitet. Als ich die Bildnisse des Primas und der Wojwodin zeigte, wurden diese von fast allen erkannt. Gegen 8 Uhr machte mich Monsᵗ. Grischow aufmerksam, daß es Zeit sei, sich auf den Weg zu machen. Wir gingen also und kamen um 9 Uhr vor Monsᵗ. Gerdis Tür an, der uns beide zum Abendessen eingeladen hatte. Mad. Claude, Mademoiselle Kämmerer und ein Unbekannter waren noch anwesend. Nach dem Essen zeigte Mad. Gerdis Porträts des Wojwoden und eines gewissen Czapski, Gipsabdrücke nach Elfenbeinarbeiten eines gewissen Luck, der in Danzig lebt (Lohrmann hatte mich zu ihm bringen wollen, doch soll er am kalten Fieber erkrankt sein), das Porträt ihres Gatten in Elfenbein, das alten Arbeiten dieser Art ähnlich sieht, eine nackte Frau von vorn in Flachrelief; ein „Herkules und Anthäus" und ein „Herkules mit dem Himmelsglobus" sind sehr sauber gearbeitete Figuren, aber hie und da mit Fehlern in der Zeichnung. Das Profil eines Papstes in Holz geschnitzt von Meißner und zwei Holzschnitzereien, die Kinder darstellen, eines in der Stellung des Hermaphroditen auf dem Bauche, das andere auf dem Rücken liegend. Als wir vom Tisch aufstanden, gab mir Monsᵗ. Gerdis ein Bild der Muttergottes von Czenstochau, welches einer sehr frommen Starostin gehört, die eine Kopie davon für einen Ring wünscht. Auch ein Größenmaß gab er mir. Ich kam endlich um 11 Uhr, nachdem ich in Ablösung zweier anderer Herren die Damen Kämmerer und Claude nach Hause begleitet hatte, heim.

30. Juni. Der junge Schmidt besuchte mich. Er versicherte mir, er arbeite bei Göricke, doch wisse sein Meister nicht, daß er jetzt in Berlin lebe. Seit er mich zuletzt gesprochen, habe er 30 Gulden von seinen Schulden abbezahlt, er sei mithin nur noch 30 Gulden schuldig. Verschuldet wäre er hier angekommen, habe aber nicht im Gefängnis gesessen, sondern eine Heftigkeit gegen seinen Meister habe ihm eine Geldstrafe von 60 Gulden zugezogen; wenn er das Glück habe, Arbeit zu finden, könne er sich wohl etwas verdienen, mit leeren Händen wolle er nicht nach Berlin zurückkommen.

Monsᵗ. Peltre hatte anfragen lassen, wann er kommen könne, um sich malen zu lassen. Ich habe ihn auf morgen früh um 8 Uhr bestellt. Der Resident von Polen, Kammerherr Huzardewski, ließ mich durch Herrn van Waasberghe bitten, ihn um 11 Uhr zu besuchen, doch ließ mir später Herr van Waasberghe sagen, ich solle nicht hingehen, sondern zu ihm kommen. Als

ich um ½2 Uhr dorthin kam, sagte er mir, der Statthalter sei zum Grafen Golowkin eingeladen, was ihn verhindere mich zu empfangen. Er bat mich, ihm das Porträt meiner Mutter, das des Fürstprimas und die anderen, die ich gemalt habe, zu zeigen. Alle fanden seinen Beifall, nur das des Primas erscheint ihm nicht ähnlich. Von einem Danziger Dilettanten Husland zeigte er mir Arbeiten, Cimon und Perikles nach dem Stich von Simon Vouet, eine Tabaksdose und einen Ring mit dem Bildnis des Königs Stanislaus. Die Zeichnung ist sehr fein, doch taugt das Kolorit nichts. Der Diener Herrn van Waasberghes meldete, Mons. Gerdis wünsche mich zu sprechen. Als ich zu ihm hinüberkam, traf ich den Staroſten Ledikowski bei ihm, der die Porträts des Fürstprimas und des Palatin zu sehen wünschte. Als er beide betrachtet hatte, sagte er, er fände das Bild des Palatin ähnlicher als das des Primas. Die Mad. Rottenburg fand er sehr gut getroffen, besonders aber gefielen sie Mad. Gerdis.

Um 9 Uhr ging ich zum Fürstprimas. Die alte Dame war da, sie ist sehr dick und fast nackt unter ihrer Enveloppe. Ich zeichnete an der Kleidung des Primas, und um 11 Uhr begann ich am Kopf zu retuschieren. Er fand das Porträt heute ähnlicher als gestern. Er ist nichts weniger als bigott und glaubt, daß alle Religionen ihre Licht- und Schattenseiten haben und daß diejenige die beste sei, die uns lehrt, Gott und unseren Nächsten zu lieben. Seinen Andreasorden gab er mir mit. Die sehr hübsche junge Demoiselle Gralath, die französisch spricht, kam zu ihm und ein französischer Kavalier. Er möchte, daß ich ihm sein Porträt, sobald ich es nach meiner Skizze gemalt habe, stechen ließe. Ich versprach, wenn ich es gemalt habe, mit Herrn Schmidt (Georg Friedrich, neben Chodowiecki, der bedeutendste Kupferstecher Berlins im 18. Jahrh.) zu sprechen und ihm, falls dieser es machen wolle, dann zu schreiben und seine Adresse zu schicken. Auch sagte ich ihm, daß er für ein Porträt in Druckgröße des großen Adlerpapieres 1000 bis 1500 Gulden nehme.

Nachmittags arbeitete ich an der Kleidung des Palatin Przebendowski. Seine Sitzung ist auf morgen 11 Uhr verlegt.

1. Juli. Um 8 Uhr kam Mons. Peltre, um sich malen zu lassen. Ich begann sein Porträt. Er ist dreimal in Rußland gewesen, vor wenigen Monaten kam er erst von seiner Reise nach Moskau zurück, er scheint ein gut situierter Junggesell zu sein. Man habe Nachricht, erzählte er, daß der König von Preußen durch Rußland und andere Mächte veranlaßt worden sei, der Stadt Danzig ihren Hafen zu lassen und seine Truppen auf 6 Meilen hinter Danzig zurückzuziehen. Beim Weggehen fragte er mich, ob ich Geld brauche, ich antwortete ihm, die Bezahlung erfolge erst nach Vollendung des Porträts.

Um 11 Uhr ging ich zum Primas. Ich gab ihm seinen Andreasorden zurück. Das rote Gewand habe ich in etwas verblichenem Rot gemalt, das Gesicht aber rot untermalt, beides zur vollen Zufriedenheit des Primas und seiner Intendantin. Dann löste ich das Porträt von dem Papier, auf das es geleimt war, und kratzte ein wenig das Rot ab. Das bemerkten Alle, und der Primas frug mich, was ich da mache. Ich zeigte ihm, daß ich Farbe auf die andere Seite gesetzt hätte und erklärte, ich tue dies, um das Rot haltbarer zu machen. Dies erschien ihm und den anderen verständlich. Die Demoiselle, die gestern kam, war Demoiselle Grodeck, die Tochter des Bürgermeisters. Dann ging ich zur Palatine, die mich schon erwartete.

Sie frug mich, ob ich das Bild des Palatin da hätte; ich zeigte es ihr und sie fand es sehr ähnlich, ebenso das des Primas. Ich arbeitete an dem ihrigen, sie bemerkte, es beginne bereits ihr zu ähneln.

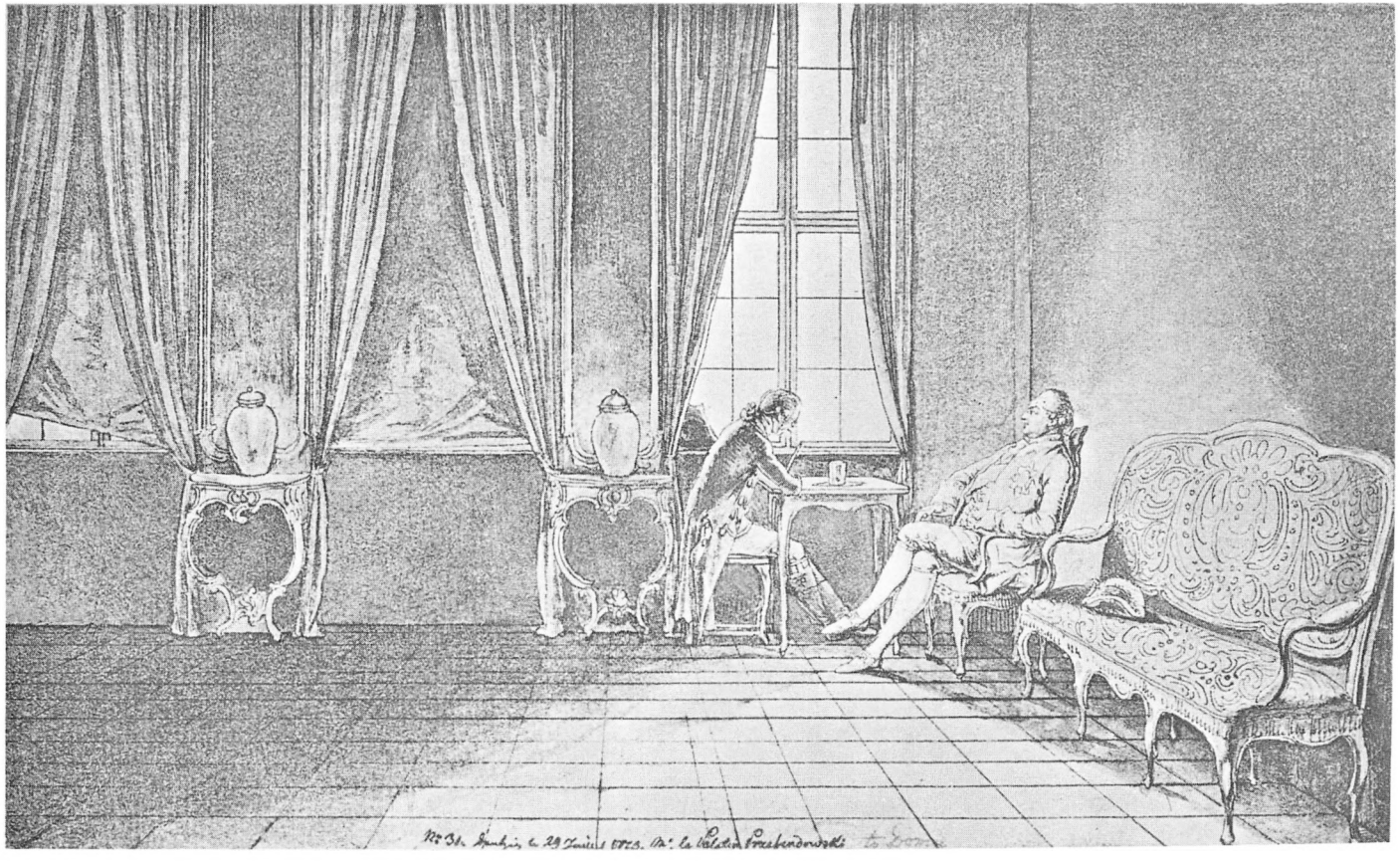
Um 12½ war ich bei Mons. Gerdis, der mich durch ein Billett gebeten hatte zu seiner Frau zu kommen, da sie mir ein Geheimnis mitteilen wolle. Das Geheimnis besteht darin, daß sie gemalt sein will, ich soll hierzu am Samstag zu ihrer Schwester kommen.

Um 2½ bin ich hingegangen und habe ihr Porträt begonnen. Sie hat viel Ähnlichkeit mit der verstorbenen Dame Quien. Mons. Gerdis, der auch anwesend war, erzählte, daß Mons. Boquet zu ihm gekommen sei, um mich zu sprechen, da er bei mir zu Hause erfahren habe, ich sei bei ihm. Er wollte gern das Bild der Mad. Rottenburg sehen. Mons. Gerdis hat ihm gesagt, ich sei nicht mehr bei ihm, ich sei morgens dagewesen und habe ihm das Bild gezeigt, welches sehr ähnlich sei.

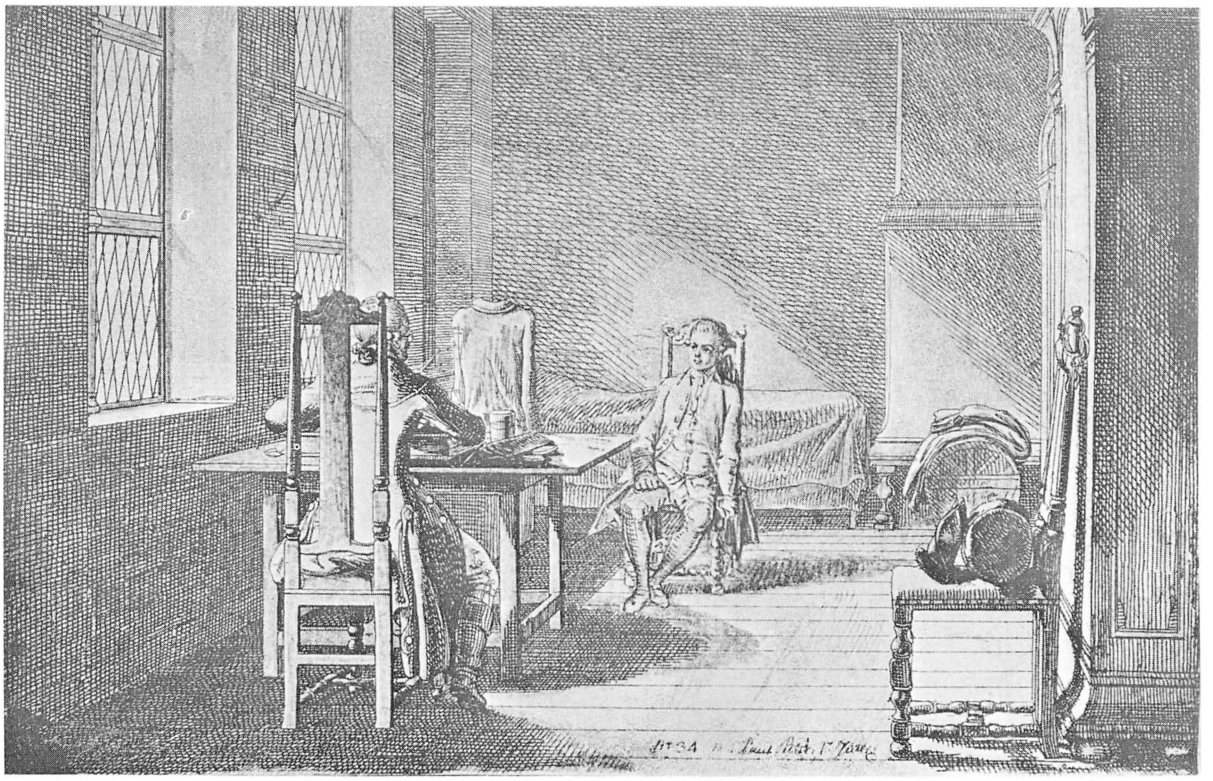
Um 4½ Uhr kam ich nach Haus zurück. N. B. der Staroſt, der immer bei Mons. Gerdis ist, heißt Ledikowski, und der junge Mann, der Dienstag abend dort speiste, heißt Texier und ist von Hamburg gekommen. Meine Tante war in Gesellschaft bei der Familie Kulmerus. Anläßlich des Vorübergehens des Primas am Hause, in dem sie sich befanden, sprach man auch von mir. Ich sollte demnach wohl den Doktor Kulmerus besuchen, zumal da er ja bei mir gewesen ist, wo er Kaffee getrunken haben soll. Ich mache mir noch keine Gedanken deswegen, aber ich versprach hinzugehen.

2. Juli. Ich erhielt Nachricht von Berlin.

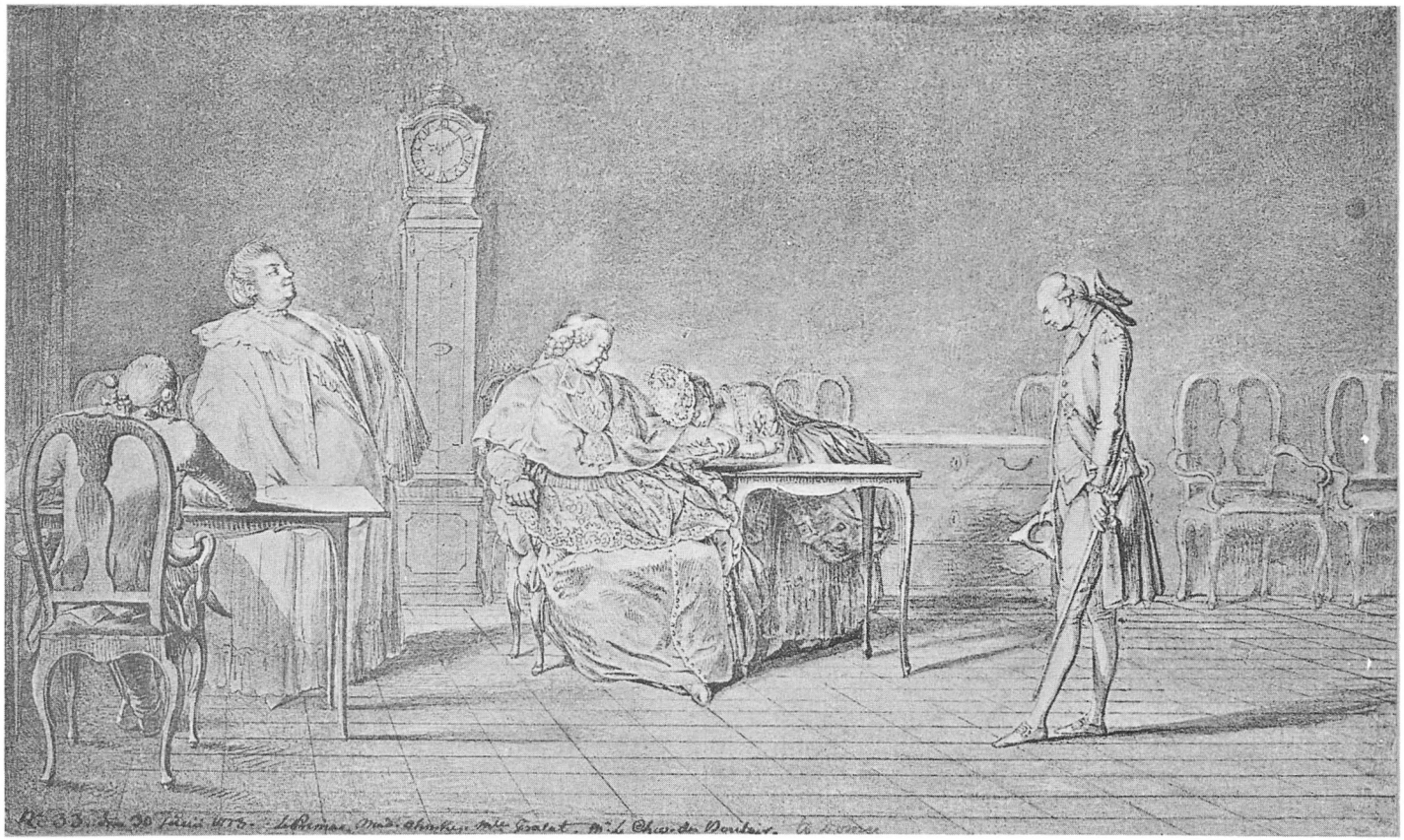
Um 8½ Uhr kam Mons. Peltre. Früher hat er mehrere Porträts hübscher Demoiselle besessen, die er hatte einrahmen lassen, doch einstmals, als er gefährlich erkrankt war, hat er sie alle vernichtet. Er wollte nicht, daß man sie nach seinem Tode fände; wenn Mad. Mathis erführe, daß er sie malen lassen wollte, würde sie ihm das nicht verzeihen. Ich ergriff diese Gelegenheit, um ihm zu sagen, daß seine Forderung mir nicht konveniere, und er gestand mir alsdann, daß ich der



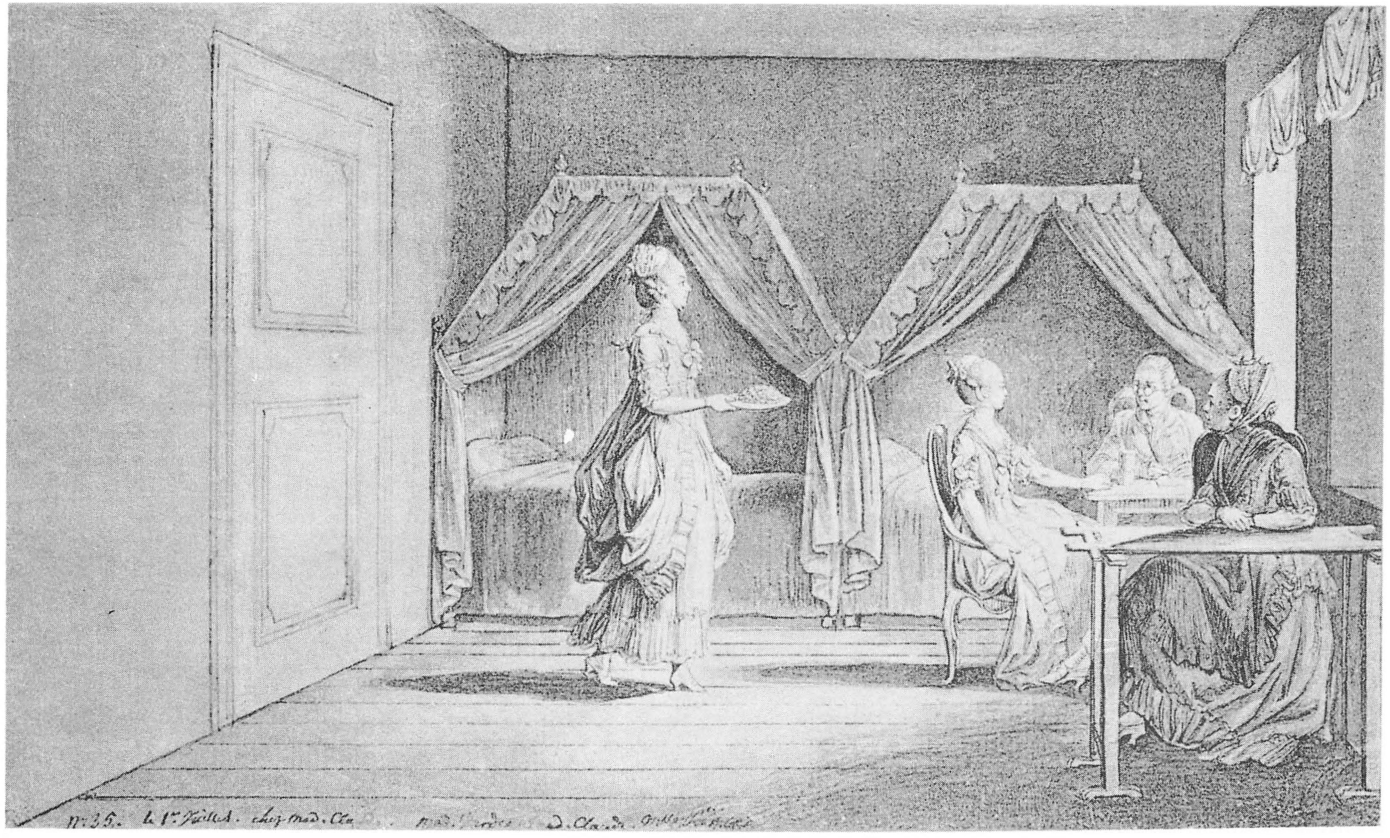
Chodowiecki malt den Woywoden Przebendowski.



Fräulein von Rosenberg, älteste Tochter des Syndikus und einmaligen Königlich Polnischen Kriegsrates Heinrich Wilhelm von Rosenberg. – Chodowiecki malt in seinem Zimmer den Kaufmann Paul Peltré, 1739 in Danzig geboren, sein Vater stammte aus der Gegend von Lyon, kam 1735 als Seidenwarenhändler nach Danzig.



Chodowiecki malt am 30. Juni das Miniaturbildnis des Fürst Primas. Die junge Dame, die dem Primas den Ärmel küßt, ist Demoiselle Gralath, rechts der Chevalier Du Bouloir. Renate Elisabeth Gralath, später in erster Ehe mit dem Bürgermeister Conradi verheiratet, stirbt 1808 als Gattin des Ministers von Schrötter.



Chodowiecki malt Frau Gerdes am 3. Juli in der Wohnung ihrer Schwestern, der Damen Kämmerer und Claude.

erste sei, der soviel Delikatesse des Gewissens besäße, um ihm das zu verweigern. Er hat, seitdem er die Porträts vernichtet hat, sich verschiedene andre wieder anfertigen lassen.

Um 10½ Uhr machte ich Visite bei Monsʃ. Boquet Ich zeigte ihm die angefangenen Porträts mit Ausnahme der des Herrn Peltre und der Mad. Gerdis. Er hat Verse gemacht und wünscht, daß diese unter die Bilder gesetzt würden. So z. B. unter das des Primas:

„De Podoski ce brillant équipage
Vous dit quel rang a vos yeux;
Le rang qui lui convient dans tout cœur généreux,
Vous le lisez sur son visage."

Er hat mich für Montag zum Diner eingeladen und will nach dem Diner mich zu den Demoiſellen Rosenberg führen, die sehr aimable und berlineriſch sein sollen. Von hier aus ging ich zu der Palatine, deren Porträt ich vollendete. Ich versprach ihr, es zusammen mit dem ihres Gemahls anfangs nächster Woche zu bringen. Sie sagte mir, wenn ich morgen zum Reſidenten von Polen zu gehen wünsche, so brauche ich bloß zwiſchen 8 und 9 Uhr zu ihr zu kommen, ſie würde mich dann durch einen ihrer Diener dorthin führen lassen.

Um 1½ Uhr war ich bei den Damen Kämmerer und Claude; Mad. Gerdis war noch nicht da, man ließ ſie holen, dann kam ſie. Sie erzählte mir, ſie habe geträumt, der junge Mann, den ich jetzt male, ſei der junge Gibſon. Ich ließ ſie bei dieſem Glauben.

Um 4 Uhr kam ich nach Haus, und wir, meine Mutter, meine älteſte Schweſter und ich gingen Herrn Fabritius zu beſuchen, der uns ſehr gut aufnahm. Er zeigte mir das Porträt ſeines Schwiegervaters, des Paſtor Jenin, von Fabritius ſelbſt ziemlich ſchlecht gemalt. Zu Haus arbeitete ich noch ein wenig.

3. Juli. Um 8 Uhr ging ich zu Monsʃ. Peltre, um ihn zu malen. Ich wollte verhindern, daß er zu mir käme, da ich ſchon um neun Uhr zur Palatine gehen wollte. Er lag noch im Bett. Im Stiegenhaus hängt ein Gemälde mit Wildpret, das von einem guten flämiſchen Maler zu ſein ſcheint, mit Figuren von Jordaens. Ebenſo ein Triumphzug Silens von van Balen, ein Gemälde mit Tieren, das an Berghem erinnert. Er hat in goldenen Rahmen die 14 franzöſiſchen Häfen (Radierungen von Callot), die er zum Preis von 1 Louis 9 das Stück aus Paris erhalten hat. Auch ſeine Familie, von Weſſel gemalt, zeigte er mir. Die Figuren ſind von außergewöhnlicher Länge und ſchlecht gezeichnet, doch ſind die Köpfe ziemlich hübſch gemalt. Auch hat er eine Porträtzeichnung von demſelben Meiſter nach dem Stich der beiden Freunde, die Männer im modiſchen Habit ſind ziemlich ſchlecht gemacht. Von Toreli hat er den Kopf eines jungen Mädchens mit Hut.

Von ihm ging ich um 9 Uhr zur Palatine, die mich mit einem ihrer Heiducken zu dem Kammerherrn Huzardewſki ſchickte, deſſen Sammlung ich ſehen wollte. Er hat einen ſehr ſchönen Kopf eines alten Mannes von Rembrandt, eine gute Kopie nach Raffael, die Jungfrau mit 2 Kindern, eine ſtark beſchädigte Andromeda eines Italieners, von der er ſehr viel hält, eine gute Miniatur; eine hl. Jungfrau, 2 Piecen, Plünderungen darſtellend von Chaſtillon, 2 gute, aber fleckige Tierſtücke, die mir von Van der Kabel zu ſein ſchienen, ſie ſind gut gemacht, aber ſtark nachgedunkelt. Ein gutes Bildnis eines vlämiſchen Meiſters, vielleicht Moerfeld (?), ein Martyrium eines Legionärs von Diepenbek, zwei ſehr ſchöne, aber kleine Anſichten von Lyon von Greuvenkok, 2 Piecen mit Halbfiguren des Konzertes von Rane (?), ein ſehr gutes Fruchtſtück von van Deylen, einen wunderſchönen Kopf mit Hut von Rembrandt, ein Stück von Potter, Bauern in einer Tabagie darſtellend. Er pries mir einen Firnis von in Waſſer aufgelöſtem Gummiarabikum. Ich erklärte ihm die Nachteile, die dieſer hätte. Auch einen Gürtel zeigte er mir, der den ins Waſſer Gefallenen vor dem Ertrinken bewahren ſoll.

Es wurde mir gemeldet, die Kammerherrin Mad. von Keyſerling wünſche mich zu ſprechen. Ich war dort, ſie will ſich malen laſſen. Vor 20 Jahren iſt ſie bei meiner Mutter in die Schule gegangen. Sie erinnert ſich noch recht genau an das Geſicht meiner Mutter, das ſich, nach meiner Miniatur, ſeitdem nicht verändert haben ſoll. Donnerstag nachmittag um 2 Uhr ſoll ich ihr Porträt beginnen.

Von da ging ich um 11 Uhr zu Mlle. Kämmerer, wo ich Mad. Gerdis ſchon antraf. Ich arbeitete an ihrem Porträt weiter und zeigte das des Monsʃ. Peltre, den man erkannte; dies bewies, wie man ſich getäuſcht hatte, als man glaubte ich male Monsʃ. Gibſon.

Um 2 Uhr kam Monsʃ. Peltre und ſaß bis ziemlich gegen ¼4 Uhr. Ich wollte ausreiten, um mein Pferd zu bewegen, doch war es zu regneriſch.

Monsʃ. Huzardewſki hat zwei Profilbildniſſe von Männern, die gut zu Tizians Zeiten gelebt haben könnten. Der eine iſt im Panzer mit einem Pferdekopf im Hintergrunde, der andere iſt im bürgerlichen Gewand. Beide ſind in Italien in farbigem Wachs modelliert, aber mit ſolcher Fineſſe und Naturtreue, die alles andere, was ich in der Art geſehen habe, übertrifft.

4. Juli. Das Porträt der Mad. Gerdis habe ich etwas retuſchiert und das der Palatine Przebendowſka beendet.

Um 8 Uhr ging ich in die Peterskirche, wo ich den Paſtor Jenin hörte, einen alten Mann von gutem Ausſehen, dem das von Herrn Fabritius gemalte Porträt, das ſich bei Paſtor Fabritius befindet, nicht ſehr ähnelt. Er predigt gut, aber mit affektierter Stimme, wie alle

Danziger Prediger. Auf dem Rückwege sah ich mir die Katharinenkirche in der Altstadt an. Dies ist die Kirche, die das zweite Glockenspiel hat. Sie ist lutherisch. An Gemälden sieht man hier nur einen Christus auf einem Eselsfüllen in Jerusalem einreitend. Dies befindet sich unter der Orgel links vom Altar. Das Stück ist ganz gut in den Farben, nur hier und da etwas zu braun. Man sieht darauf sehr gute, aber auch sehr schlechte Köpfe, die Zeichnung selbst taugt nichts. Der Ausdruck in den Gesichtern ist flach. Es wirkt im ganzen konventionell.

Ferner sind noch zwei Gemälde auf Holz vorhanden, die von mehreren hier genannten Personen der Kirche gestiftet wurden, mit folgenden Darstellungen: der Herr ruft die Mühseligen und Beladenen. Es ist nicht schlecht gemalt in der Art des de Bruyn, mit guten Köpfen und gut gezeichneten Gestalten, doch ohne viel eigene Erfindung. Ferner ist die Hure der Apokalypse auf dem Tier dargestellt mit vielen Menschen, die ihr zu Füßen liegen, Könige, Priester u. a. m. Ferner findet man hier einige gut gemalte Porträts von Geistlichen, darunter eines im Stile des Monsᵗ. Falbe. Von hier ging ich nach Haus zurück. Im Vorbeigehen betrachtete ich im Junkerhof noch ein wenig das große Gemälde des jüngsten Gerichts, auf dem sich viel Schönes befindet. Nachmittags arbeitete ich noch ein wenig. Um 4 Uhr ließ mich Monsᵗ. Boquet bitten, den ihm zugedachten Besuch auf Dienstag abend und bei den Demoiselles Rosenberg auf Dienstag nachmittag zu verlegen. Ich dankte ihm.

5. Juli. Der Schneidergeselle Schmidt hat mir einen Brief für seine Mutter gebracht. Er kennt den Weg von Grüneberg nach Dresden, wieviel Meilen es sind von Grüneberg nach Görlitz weiß er nicht, aber von da nach Dresden sind 14 Meilen, von da nach Leipzig nochmals 14. Die Wege sollen sehr gut und leicht einzuhalten sein.

Wegen des Regens und Windes konnten wir nicht spazieren gehen.

Um 8 Uhr ging ich aus, um die Pension für mein Pferd zu bezahlen. Seine Hinterfüße waren angeschwollen, weil es nicht geritten worden war. Brasch führte es in die Reitbahn, um es zu bewegen. Das hat ihm sehr gut getan.

Um 6 Uhr war ich bei meinem Glaser, um 8 viereckige Gläser für die begonnenen Porträts schneiden zu lassen. Er hatte an jedem Fenster (es waren deren 9 oder 12) seiner Werkstatt eine recht hübsch gemalte Scheibe. Auch solche, die aus Fenstern herausgenommen waren, zeigte er mir, mit sehr gut gezeichneten farbigen Figuren. Er sagte, sie seien von einem Manne Namens Ehlers.

Ich kaufte noch braunes und grünes Papier zum Aufziehen der Bilder.

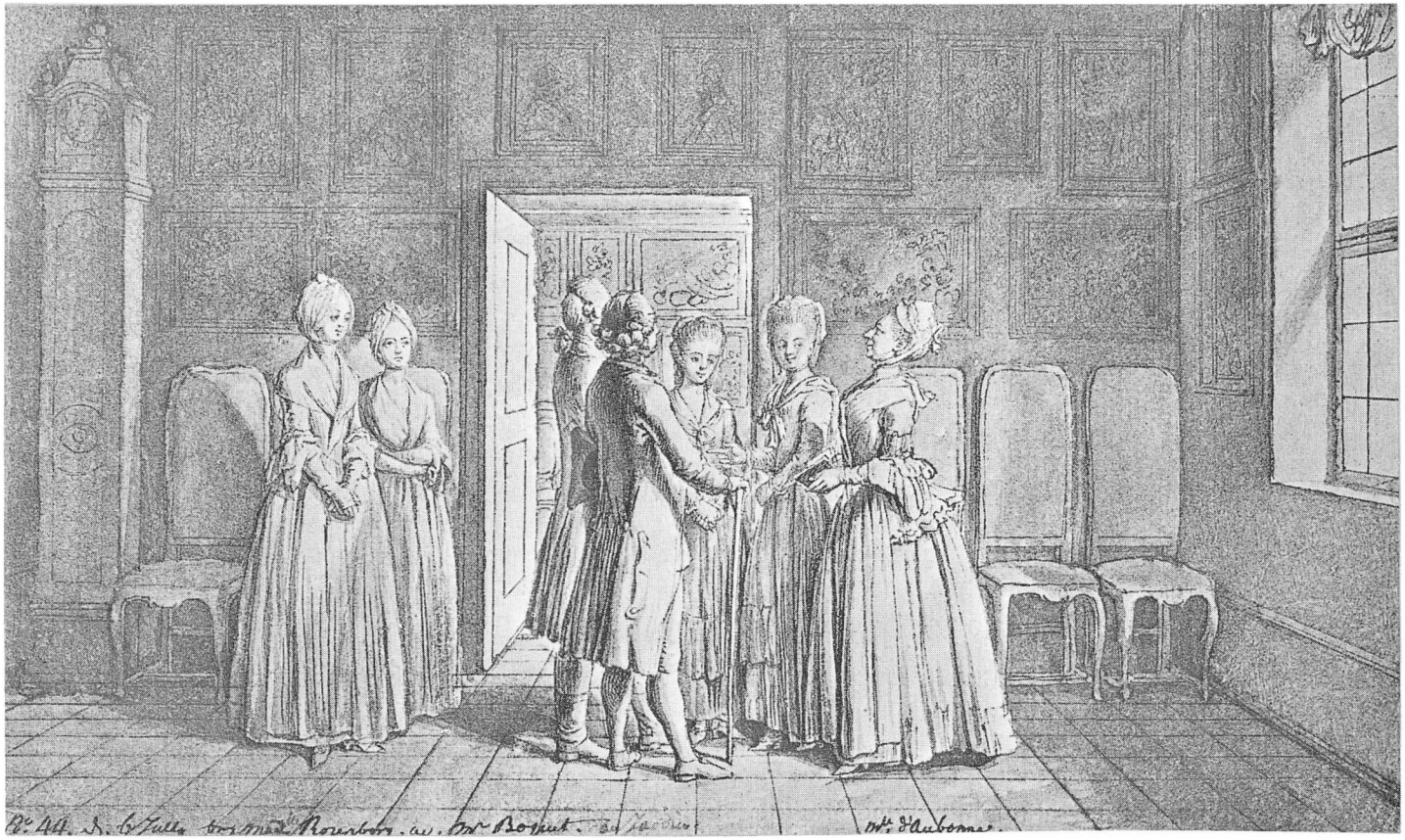
Das Porträt der Mad. Rottenburg habe ich beendet und aufgezogen, ebenso das der Palatine Przebendowska; dann arbeitete ich weiter an dem des Palatin und begann das des Primas fertig zu machen.

Um 11 Uhr war ich bei Mad. Gerdis, um mit ihrem Bilde zu Ende zu kommen. Sie lud mich für morgen zum Mittagessen ein, worauf ich ihr mitteilte, daß mich Monsᵗ. Boquet bereits eingeladen habe. Da kam Monsᵗ. Gerdis und bat mich, ihm das Porträt der Mad. Rottenburg anzuvertrauen. Ich tat es, und er brachte es, noch bevor die Sitzung beendet war, zurück.

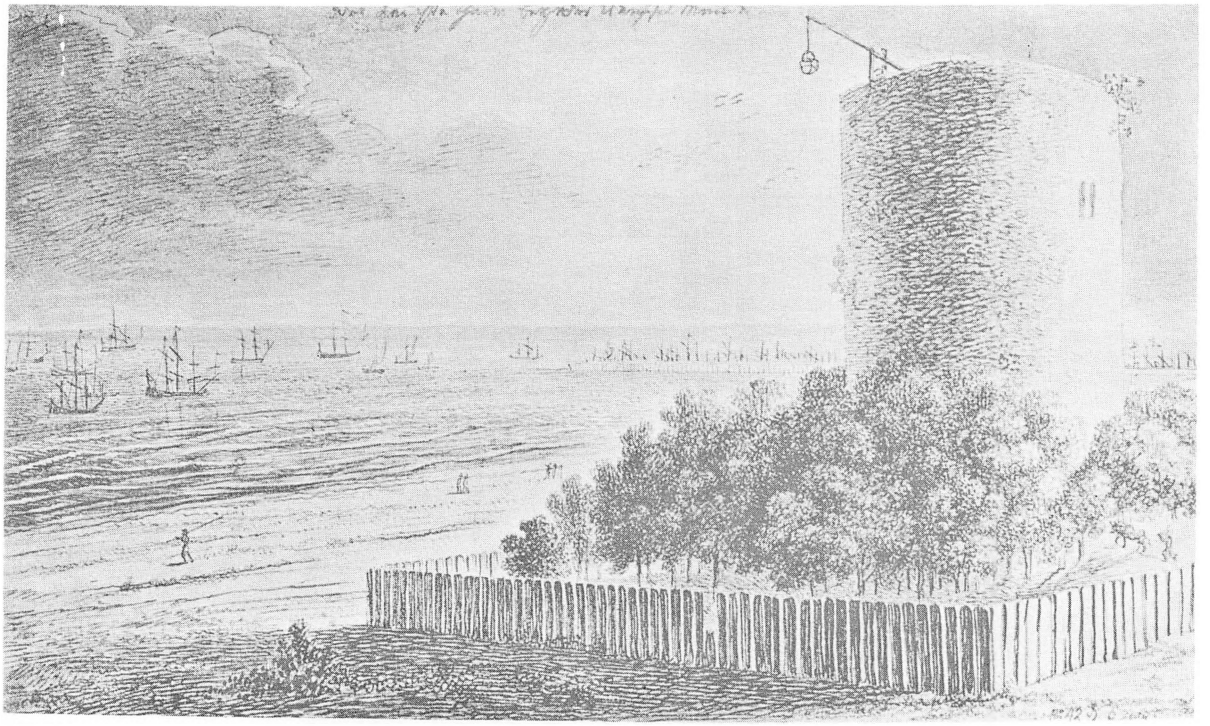
1 ½ Uhr begab ich mich zu Pferd nach Strieß zu Monsᵗ. Rottenburg, um ihm das Porträt von Madame zu überbringen. Dort war eine junge Demoiselle, ich vermute eine Tochter des Monsᵗ. Metzel, und die Demoiselle Adelgunde Brunati. Diese fand das Porträt sehr ähnlich, doch als ich das der Gerdis zeigte, erkannte es niemand, man vermutete, es sei jemand von der Verwandtschaft des Wojwoden. Als ich sagte, wen es vorstelle, fand man es sehr geschmeichelt, doch Demoiselle Rottenburg erklärte, sie habe schon sagen wollen, daß es Mad. Gerdis sei, doch habe es sie getäuscht, daß Mad. Gerdis eine andere Coiffüre trage als sonst. Ich zeigte ihnen die anderen Porträts, die alle ihren Beifall fanden, besonders das der Palatine Przebendowska fand man sehr ähnlich und erkannte auch Monsᵗ. Peltre. Ich machte ihnen den Vorschlag, die Rötelporträts mit nach Berlin zu nehmen, und sie durch den Fourier zurückzuschicken, was ihnen zusagte. Um 3 Uhr ging ich dort fort und begab mich nach Oliva. Der Abbé, dem ich einen Besuch machen wollte, war nicht zu Haus. Ich ließ mir dann die Jakobskirche öffnen, eine kleine, aber sehr hübsche Kirche, sie ist sehr reich dekoriert. Ein Gemälde von van Dyck, die heilige Familie darstellend, ist ein Geschenk Monsᵗ. Rottenburgs. Es ist ein schönes Bild, die Gestalten in Lebensgröße und ganzer Figur, der Kopf der Jungfrau, fast Profil, ist sehr schön und gut erhalten. Sie hat schwarzes Haar und betrachtet mit Wohlgefallen den kleinen Jesus, der, die Augen auf sie gerichtet, den kleinen Johannes liebkost. Zu Füßen des kleinen Heiligen liegt ein Lamm. Sankt Joseph sitzt hinter der Jungfrau und hat den Kopf in die Hand gestützt. Das Gemälde ist teilweise gut erhalten, teilweise aber auch verdorben und restauriert. Die Köpfe der Jungfrau und des Joseph sind gut, der des Jesus leidlich erhalten, aber sein linker Arm ist ganz entstellt. Der kleine Johannes ist von sehr angenehmer Farbe, die linke Hand der Jungfrau, die auf eine Säule gestützt ist, ist ganz bleich. Auch Körper und Beine des Kindes haben sehr gelitten, doch das hindert nicht, daß dies ein sehr schönes Bild ist, das, wenn ich mich nicht irre, von Bolswert gestochen wurde. Aber dies ist auch das einzige hier; der ganze beträchtliche Rest ist den Teufel nichts wert.

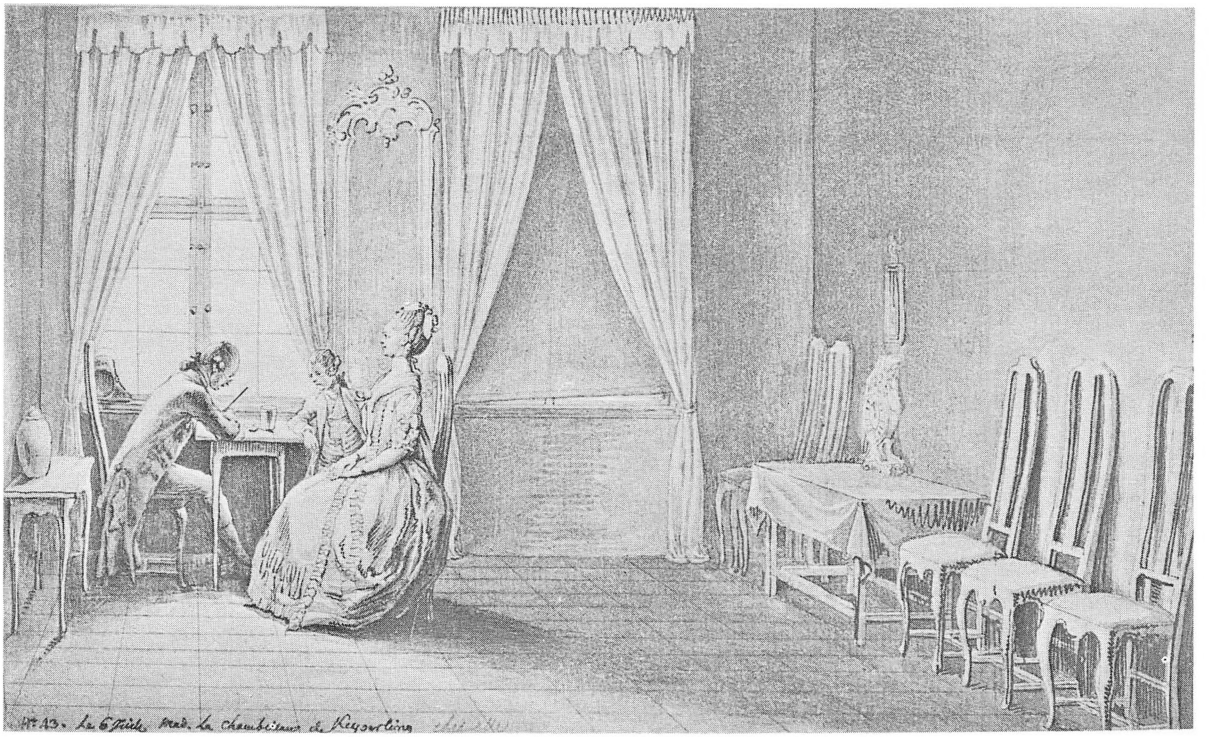
Chodowiecki begibt sich am 2. Juli mit Mutter und Schwester nach dem Buttermarkt, und die sich dranschließende Lastadie, um dem dort wohnenden Pastor der französischen Gemeinde in Danzig, Herrn Ludwig Jakob Fabritius, einen Besuch abzustatten, der damals Extraordinarius an der St. Petrikirche war.

Pastor Jenin, Schwiegervater des Pastor Fabritius, gleichfalls Prediger an der französischen Pfarrkirche Sankt Peter. – Der Glaser, der die Gläser für Chodowieckis Miniaturbildnisse schnitt. – Demoiselle Metzel, eine Nichte des Herrn von Rosenberg.



Die vier Töchter des Herrn von Rosenberg empfangen am 6. Juli in ihrer Villa vor dem Olivaertor den Besuch Chodowieckis und des Pastors Boquet in Gegenwart ihrer Erzieherin Demoiselle d'Aubonne.





Der Leuchtturm von Weichselmünde, den Chodowiecki am 5. Juli besuchte, die sogenannte große Bliese in Neufahrwasser, deren Bau 1758 begonnen wurde. – Am 6. Juli arbeitet Chodowiecki am Bildnis der Gemahlin des Kammerherrn Grafen von Keyserling. Sie war die Tochter des englischen Konsuls Baron Gibsone in Danzig. Die Keyserlings erwarben 1786 die Herrschaft Neustadt.

Von hier aus war ich in der großen Kirche, die auch sehr reich verziert ist und gefüllt mit Gemälden, aber ich fand nur ein einziges gutes, von einem italienischen Meister, dessen Namen ich nicht mit Sicherheit angeben kann, doch könnte es sehr wohl von Giordano sein. Es stellt den toten, in einer Grotte liegenden Christus dar, der von zwei Engeln angebetet wird. Es ist ein Stück von außerordentlicher Schönheit, gut gezeichnet, komponiert, gemalt und erhalten. Der Ausdruck in den Gesichtern ist gut wiedergegeben. Christus halb liegend, halb sitzend, den Körper gegen den Felsen gelehnt, die Beine ausgestreckt, die rechte Hand auf den Schenkel gelegt, dies alles ist mit großer Zartheit gemalt, aber mit viel Schatten, so daß die Figur gut heraustritt. Die unbestimmte Farbe ist nicht unangenehm und auch nicht übertrieben. Der Kopf ist schön, der Körper, Arme, Beine, Knie, Schenkel alles sehr natürlich und in hellem Tageslicht. Die beiden Engel auf der andern Seite des Bildes sind in kräftigen Farben gemalt, die Gewänder sind bunt. Dieses Bild ist länger als hoch und ist in einer Muschelgrotte postiert und stark beleuchtet, was ihm sehr wohl tut. Auf diese Weise macht es außerordentlichen Effekt. Die anderen in großer Anzahl vorhandenen Bilder taugen alle nichts.

Es gibt hier eine Unmenge kleiner Altäre, von denen einige sehr originell sind, was die Architektur anbelangt. Als ich die Kirche verlassen wollte, begann ein Mönch vom Orden der Zisterzienser eine Unterhaltung mit mir. Er hatte mich für einen Polen gehalten und war erstaunt darüber, daß die Polen noch nach Danzig kämen, trotz des hohen Zolles, den sie dem König von Preußen zahlen müssen. Auf meine Frage, ob viele Brüder in seinem Kloster seien, sagte er, gegenwärtig seien es zu viele, da der König ihnen ihre Revenüen so stark herabgesetzt habe.

Von hier aus war ich im Garten des Abtes, wo ich nichts Bemerkenswertes entdeckte, sowohl was die Größe als die Anlage anbetrifft. Eine große und zwei kleinere Fontänen sind da und 4 Wasserfälle, die aus Felsgestein hervorquellend über sehr hübsch arrangierte, mit Moos und Wasserpflanzen bedeckte Steine herabstürzen.

In den zwei Galerien, die sich an beiden Seiten der Fassade des Gebäudes erstrecken sind schlechte Camaieux-Gemälde angebracht. Beim Fortgehen trat ich in eine Schenke, wo ich eine Flasche Bier trank und ein Brötchen aß. Dann ritt ich nach Weichselmünde. Ehe ich dort ankam, näherte ich mich der Küste. Das Meer war vom Sturm heftig bewegt. Es ist ein schönes Schauspiel, die aufeinanderfolgenden Wellen zu beobachten, die sich, Schaum bildend, eine an der anderen brechen. Die Farbe ist ein gelbbräunliches Grün. Man sah viele große Schiffe, die draußen vor Anker lagen, da sie der Stadt des Sturmes wegen nicht näher kommen können. Weitergehend kam ich an die Weichsel, wo ich ebenfalls viele Schiffe sah. Hier ist sie nicht so breit, aber an ihrem Ufer sah ich eine Erde, die aussah, als sei sie mit viel Wasser vermengt und sei dann dem festen Lande entlang laufend, eingetrocknet, wäre dann in Stücke gesprungen, die oft voneinander getrennt, meinem Pferde und selbst mir Angst einflößten, daß wir dort versinken könnten. Weiterhin erblickte ich den Leuchtturm, der von beträchtlicher Höhe, verhältnismäßig breit und oben platt ist. Er ist aus Ziegelsteinen erbaut und mit Kalk übertüncht. Obenauf befindet sich der eiserne Krahn. Dieser Turm ist ganz von Bäumen und einem Palliſadenzaun umgeben, er steht auf einer kleinen Anhöhe. was ihm ein sehr angenehmes Aussehen gibt.

Endlich kam ich nach Weichselmünde, einer kleinen, von Wasser und Sumpf umgebenen Festung. In ihrer Mitte erhebt sich ein kleiner, runder weißer Turm, die Festungsmauern sind rot. Sie liegt etwas erhöht, sodaß man schon von ferne die Schildwachen patrouillieren sieht. Da es schon spät und mir der Weg unbekannt war, kam ich nur bis in die Nähe und informierte mich über den kürzesten Weg, der zur Stadt zurück führt. Ich kam durch Neu-Schottland (einen sehr hübschen Ort mit artigen Landhäusern; von preußischen Soldaten bewacht), durch die Allee, die von Langfuhr zur Stadt führt und war dann um 8 Uhr zu Haus.

6. Juli. Ich begann mein Tagewerk mit Schreiben nach Berlin, wohin ich den Brief des jungen Schmidt an seine Mutter sandte. Ich teilte mit, daß ich noch zwei Porträts angefangen habe und im Begriff sei, ein drittes zu beginnen, aber mein möglichstes tun würde, um Ende nächster Woche abreisen zu können. Das Porträt des Palatin Przebendowski habe ich vollendet und an dem des Primas gearbeitet. Monſ. Peltre ließ sich entschuldigen. Um $12\frac{1}{2}$ Uhr speiste ich bei Monſ. Gerdis mit den Damen Claude und Kämmerer und Monſ. Wolters. Man erzählte mir, daß Monſ. Mara sich von neuem Unannehmlichkeiten mit der Verwaltung zugezogen habe, da er sich weigerte, sich am Brandenburger Tor visitieren zu lassen. Man zeigte mir ein Miniaturporträt der Mad. Gerdis von Herrn Kleins Sohn in Öl gemalt, ebenso das Miniaturbild der Kammerherrin Mad. von Keyserling von einem gewissen Schultz, welches abscheulich ist.

Um 3 Uhr war ich bei genannter Dame und begann ihr Porträt. Um $4\frac{1}{2}$ Uhr kam ich wieder nach Haus, wo ich den Pastor Boquet erwartete, der mich um 5 Uhr zu den Damen Rosenberg abholte. Dies sind vier Demoiſellen, von denen die älteste und die jüngste sehr hübsch sind. Die älteste ähnelt sehr der Prinzeſſin Ferdinand in ihrer Jugend. Sie haben eine französische Gouvernante, eine Demoiſelle Aubonne aus Berlin, die von einer Madame Sary (?) erzogen worden

sein soll, und die aus Papier mit außerordentlicher Finesse und Sorgfalt sehr hübsche Kränze und Blumen arbeitet. Sie haben den „Parc“ und „Les russes“ (zwei Kupferstiche von Chodowiecki). Bei Mons. Lohrmann haben sie zeichnen gelernt, aber sie sind nicht zufrieden mit ihm. In einem der Zimmer hängen Stiche, in einem anderen Bilder, aber unter den ersteren ist nichts Besonderes, unter den letzteren nichts Gutes. Sie haben mich für Freitag vormittag eingeladen. Um 7 Uhr verließen wir sie, nachdem wir noch ihren Garten gesehen hatten, der sehr hübsch ist, wenn auch die Figuren, von denen ich glaube, daß sie von Meißner sind, nichts taugen. Wir begaben uns zu Mons. Boquet, wo wir Mad. Scott fanden und Mad. und Mons. Roß mit zwei Demoiselles. Während des Essens erschien Mons. Grischow. Um 10¼ verließen wir die Gesellschaft. Mons. Boquet hat sich von Mons. Schmidt, Schüler und Schwiegersohn von Fabritius, in Pastell malen lassen. Ebenso wie beim Porträt seiner Frau ist eine Ähnlichkeit vorhanden, trotzdem ist es schlecht. Er besitzt auch das Porträt des Mons. Sainé, welches sehr ähnlich sein soll, doch hat er eine säuerliche, widerspenstige Miene und gelben Teint, aber schöne Haltung und die Malerei daran ist gut. Doch scheint es mir für ein Werk von Mons. Lenfant nicht gerade bedeutend zu sein. Auch ist es durch Abwaschen stark beschädigt.

Hier in Danzig soll ein junger Bildhauer namens Eggersen gelebt haben, der sehr geschickt gewesen sein soll; man vermutet, daß die zwei Gruppen bei Lohrmann von ihm stammen.

Man ist sehr unzufrieden mit Mons. Lohrmann, weil er die Bilder der Schiffe, für die er das Geld auf Subscription im voraus erhalten, noch nicht vollendet hat, wie er es seit langem versprach. Er legte die Subscription auf, als in Danzig die Unruhen wegen der Landeskinder des Königs von Preußen begannen, die dieser zurückverlangte, und als viele Leute Pässe von Herrn Jung brauchten; da Lohrmann im Hause des Besagten viel aus und ein ging, versuchte man, sie durch seine Vermittlung zu bekommen, man opferte deshalb fünf, acht und zehn Dukaten, um ihn sich günstig zu stimmen.

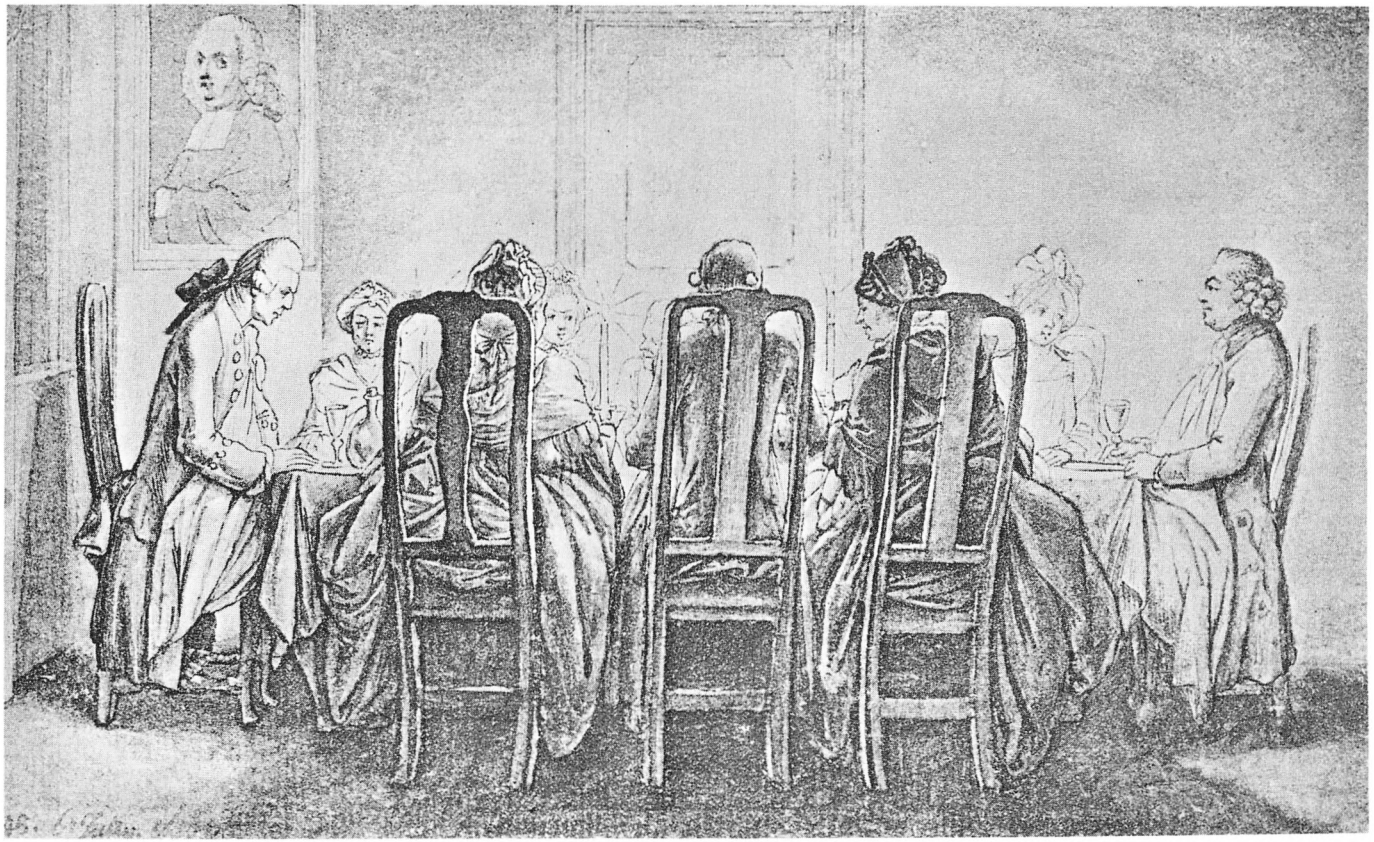
7. Juli. Um 7 Uhr kam Mons. Texier sich malen zu lassen. Er fragte nach dem Preis, ich antwortete acht Dukaten, er wird um 4 Uhr wiederkommen. Ich machte das Bild des Primas fertig, beschnitt es und legte es unter Glas ebenso wie das Porträt des Palatin und der Palatine Przebendowska. Um 11 Uhr war ich bei der Kammerherrin von Keyserling, sie frug gestern nach dem Preis der Porträts. Acht Dukaten.

Um 12½ Uhr war ich bei der Palatine und brachte ihr die beiden Porträts und die Armbänder. Sie sagte mir, sie fände die Malerei sehr gut, das Porträt ihres Gatten sehr ähnlich und das ihrige geschmeichelt, doch sagte sie das mit einer Miene, die ausdrückte, daß ihr das durchaus nicht mißfiele. Als sie mich bezahlte, versicherte sie mir, sie würde immer und überall sagen, sie habe zehn Dukaten bezahlt. Auch daß die Komtesse Czapska sie gebeten habe, mich zu ihr zu schicken, sagte sie, und daß sie mich von einem Domestiken dazu würde abholen lassen.

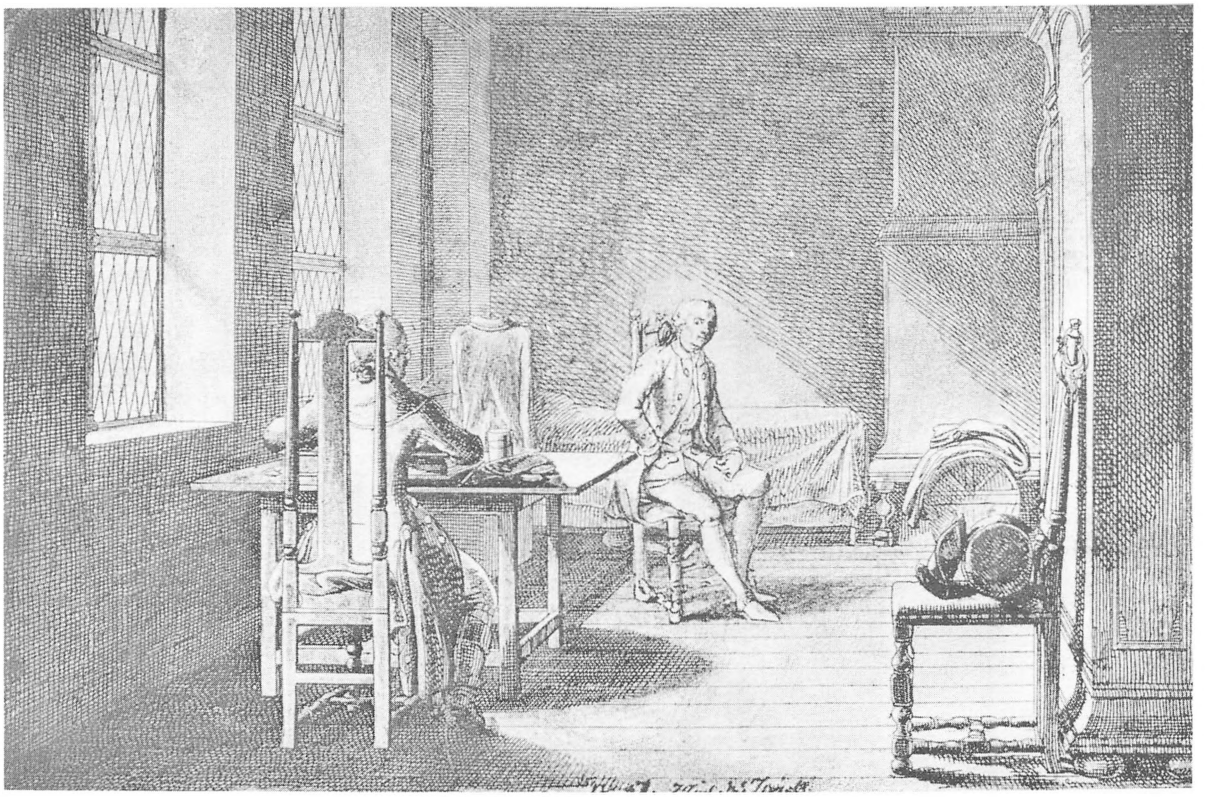
Nachdem ich sie verlassen hatte, ging ich zum Primas, um ihm sein Porträt zu bringen, er war bereits bei Tisch, deshalb zog ich mich zurück. Ich ließ mich von dem Domestiken der Palatine nach dem Damm führen in ein gelbes Haus fast am Ende links an der Ecke in die zweite Etage. Auch hier war man bereits bei Tisch, trotzdem wurde ich gemeldet. Eine junge Dame, die ich für die Hausfrau hielt, erschien und führte mich in ein anderes Zimmer. Ich begrüßte sie und sagte, die Palatine habe mich geschickt. Sie erwiderte, sie sei nicht die Dame des Hauses, aber eine ihrer Freundinnen, sie ließe sich entschuldigen, um 1 Uhr könne sie nicht sitzen, doch könne dies morgen zu jeder von mir gewünschten Zeit geschehen. Ich sagte ihr, daß ich um 11 Uhr wiederkommen würde und ging heim. Meine Schwester bat mich um das Porträt des Primas und meiner Mutter, da sie sie dem Pastor de la Motte zeigen wollte. Ich gab ihr diese und meiner Tante die Porträts der Königin von Schweden, der Prinzessin von Dessau, die sie Mons. Mädeler zeigen wollte, der Lust habe, seine Tochter malen zu lassen. Ich kehrte zu der Mad. von Keyserling zurück. Sie erzählte, es ginge ein Gerücht um, der König halte Fahrwasser besetzt, das für die Stadt von Wichtigkeit sei. Von hier ging ich wieder nach Haus, wo ich Mons. Texier vorfand, der mich erwartete. Ich begann sein Porträt und bestellte ihn auf morgen früh 6 Uhr wieder.

Ein Bonmot: Ein Mennonit trifft einen anderen Mennoniten, der auf einem kleinen Wägelchen zur Stadt kommt und ohne Überrock nur mit Weste bekleidet ist. Der erstere fragt ihn: Wat sind Sie vor einer Landsmann? Antwort: Ick bin von West-Preuße (der König nennt seine Eroberungen in Polen Westpreußen). Warum sitt jeh denn so in der Weste? Antwort: Eben deswegen, weil ick von Westpreuße bin, de König von Preuße hat uns den Rock utgetrocken on man de Westen hett he ons gelatten.

Ein anderes: Der General von Stuttersheim, durch Schottland (kleiner Ort in der Nähe von Weichselmünde) reisend, sieht einen Mennoniten im Hausgewand vor seiner Tür, seine Pfeife rauchend. Auf die Frage, wer und was er sei, wird ihm geantwortet, er sei Mennonit. Der General, begierig, von ihm selbst zu erfahren, was sein Glauben sei, fragt ihn, was er mache. Er antwortet: Ich handele so een beetiken. Womit denn? Eh, met allerhand Saacken; zugleich zeigt er ihm allerhand Kleinigkeiten, wie Bänder, Schnürsenkel usw. Was



Das Abendessen am 6. Juli bei Pastor Boquet, bei dem außer Chodowiecki auch Herr Grischow, Madame Scott und das Ehepaar Roß mit zwei Töchtern anwesend sind.



Demoiselle Chrzaszcowska und Pater Matthy. – Eine Bürgerfrau. Chodowiecki malt in seinem Zimmer am 7. Juli den Kaufherrn Texier.

glaubt ihr denn? frug ihn der General. Ja, det darff ick wohl nich sagen. Warum denn nich? Ja, jeh würden böse wären. Ei warum? sagt nur. Jh, ick glowe, wir wären alle arme Lüde weren.

Als der König den Primas fragte, warum er nicht in Polen sei, antwortete ihm dieser: Sire, meine Gesundheit erfordert, daß ich beständig in freier Luft atme.

Eines Tages sagte der König zum Primas beim Fortgehen: Betet zu Gott für mich, damit ich in das Paradies komme. Der Primas, der ein Stück Land, das Paradies genannt, besaß, das sich auf vom König erobertem Boden befand, antwortete: Seit Ew. Majestät im Besitz des Paradieses ist, habe ich dort nichts mehr zu sagen.

Jn Oliva sprach ein Mönch mit mir von den gegenwärtigen Vorgängen, er sagte: Der König von Preußen gibt uns brave Soldaten, die werden uns beschützen, daß man uns nicht noch das, was er uns gelassen, nehme.

Um 6½ kam Monsˉ Texier. Wir setzten das Porträtieren fort. Er frug mich nach einer Dame, die von Monsˉ Jordan geerbt haben soll.

8. Juli. Um 10 Uhr war ich beim Primas, den ich nicht zu Hause traf. Von da ging ich zur Gräfin Czapska, einer geborenen Prinzessin Sangierska. Sie erzählte mir, sie habe das Porträt des Wojwoden von Pomerellen und das der Wojwodin gesehen, fände aber das erste ähnlicher als das zweite, man erkenne sie wohl, doch seien die Augen nicht ganz richtig, sie glaube gern, daß es sehr schwer sei, jemanden richtig zu treffen, schon mindestens zwölf Maler hätten versucht, sie zu malen. Ich antwortete, daß ich ja dann dies als Dreizehnter recht gut probieren könne. Auf ihre Bitte, ihr das Porträt des Primas zu zeigen, gab ich es ihr. Sie sagte, er habe eine sehr ernste Miene, zweifellos schlechter Nachrichten wegen, die er während des Malens erhalten habe. Jhr Gemahl, ein schöner Mann mit schwarzem Knebelbart und schwarzen stechenden Augen, trat ein. Sie ließ auch ihn das Porträt sehen und, soviel ich verstehen konnte, fand er es gut. Nach ihm erschienen zwei junge Demoiselleˉ; die eine von beiden hatte ich gestern gesprochen, die andere war eine Brünette mit einer großen schwarzen Haube. Während die erste die Hand der Komtesse mit vieler Bescheidenheit küßte, küßte sie ihr die andere wohl zwölfmal und versuchte auch ihre Knie zu küssen. Dies führte sie auch tatsächlich aus, küßte dann wieder die Hände, wieder die Knie. Die Gräfin küßte sie währenddem auf den Nacken und den Hals. Beim Abschied wurden dieselben Zeremonien wiederholt, alsdann küßte die junge Demoiselle noch die Hände und die Augen, während sie zur Tür ging. Ich hatte immer Lust, die Gräfin zu fragen, ob diese jungen Demoiselleˉ allen denjenigen, die ihnen begegneten eine gewisse Anzahl Küsse zu verabreichen gewillt seien, aber ich hielt mich zurück, um nicht über Angelegenheiten, die ihnen Religion zu sein schienen, zu scherzen.

Jndem wir von diesem und jenem redeten, frug mich die Komtesse, ob ich Mademoiselle Gousseau aus Berlin kenne. Ich bejahte und sagte, daß ich in Gesellschaft mit ihr zusammengetroffen sei, und daß sie bei der Gräfin Ledikowska wohne. Die Gräfin sagte mir, daß die Demoiselle, die gestern mit mir gesprochen habe, ihre Tochter sei (sie war mit der Kußliebhaberin eingetreten). Ich machte meine Reverenz und fuhr fort zu arbeiten. Man hatte dem Grafen vorgeschlagen, sich malen zu lassen, aber er lehnte es ab und Madame sagte, er fürchte das Gemaltwerden. Ich riet ihr, sie solle ihn sich hier auf einen Stuhl niedersetzen lassen, dann würde ich ihn malen.

Das Porträt des Primas war auf dem Tisch liegen geblieben, man zeigte es Mademoiselle Ledikowska, die es sehr lobte, ebenso mehrere Herren, die auch eingetreten waren. Sie fand, daß ihm nichts als die Sprache fehle. Ich zeigte ihr den König, den man sehr ähnlich fand, aber die Komtesse erklärte ihn als zu schön, da sie das Porträt nach anderen, die sie von ihm besaß, beurteilte. Die andern fanden, daß es gut sei.

Dann zeigte ich noch das Porträt der Kammerherrin von Keyserling, die von allen erkannt wurde und die Porträts der Königin von Schweden und der Prinzessin von Dessau.

Endlich nach zwei Stunden Arbeit empfahl ich mich der Komtesse und kündigte dem Grafen an, nachmittags würde ich zu ihm kommen. Er antwortete: „Nai, nai!“ aber einer seiner Kavaliere sagte: „Er wird wohl kommen.“ Draußen kam mir Mademoiselle Ledikowska, die in einem andern Zimmer gewesen war, nach, um mir Adieu zu sagen. Um 4 Uhr erschien Monsˉ Peltre, um sein Porträt vollenden zu lassen. Er bat, mich mit einem Auftrag an den alten Herrn Benda beschweren zu dürfen. Dann erzählte er mir, Graf Golowkin habe der Stadt durch eine Stafette mitgeteilt, daß man die Ansprüche des Königs auf Fahrwasser als gerecht anerkenne und mithin die Kaiserin nicht helfen könne.

9. Juli. Gestern habe ich mit jeder meiner Schwestern um vier Dukaten gewettet, daß die Tante (wenn die Demoiselleˉ Näther in die Lotterie gesetzt hätten, die gestern nachmittag in Langfuhr gezogen wurde, und sie mit besagten Demoiselleˉ dorthin gegangen wäre, um der Ziehung beizuwohnen) mindestens vierzig Taler gewonnen haben würde. Da ich die Wette verlor, wollte ich heute beim Frühstück meine Schuld bezahlen, was Veranlassung zu großem Wortwechsel gab. Endlich nahmen sie das Geld an, aber mit dem stillen Vorsatz, es mir gelegentlich doch wieder zurückzugeben.

Um 8 Uhr gingen wir, meine Mutter, Schwester Luise und ich in die Peterskirche, wo wir Herrn Pastor Fabritius

predigen hörten über die Art der Pflichterfüllung bei Guten und Bösen. Er hielt eine sehr gute Predigt und scheint dem Pastor de la Motte vorzuziehen zu sein. Als wir aus der Kirche kamen und den Junkerhof passieren wollten, trafen wir Monsr. Wilhelm Junkers, der uns ansprach und mich bat, ihn in der Großen Mühlengasse zu besuchen. Ich versprach es ihm. Zu Haus fand ich einen Brief von Berlin vor mit Klagen, daß ich noch nicht zurückkäme, Monsr. Nicolai habe einen „Parc" (Radierung Chodowieckis) und drei Almanachs von 70, 71, 72 und 73 holen lassen. Drei von unsern Kindern seien zum Geburtstag der jungen Baudouin gewesen.

Meine Schwester brachte mir die acht Dukaten zurück, wickelte sie in ein Papier und legte sie auf den Tisch, da ließ ich sie liegen und schwur, sie nicht anzurühren. Um 10 Uhr, nachdem ich das Porträt des Monsr. Peltre aufgezogen hatte, war ich bei den Rosenbergs, doch waren sie noch nicht wieder zu Haus. Während ich sie erwartete, ging ich unterdessen zu Monsr. van der Smissen, um das Geld für Monsr. Bernoulli zu holen; er zahlte mir gegen Quittung 16 Gulden. Er zeigte mir ein Gemälde seines Bruders, eine Jagd in Gouachefarben nach einem Stich. Ich zeigte ihm das Porträt des Monsr. Peltre, das er sehr ähnlich fand, er ging es seiner Schwester zu zeigen und sagte mir beim Zurückkehren, seine Schwester würde mir einen Brief für Monsr. Bernoulli mitgeben. Von hier kehrte ich zu den Demoiselles Rosenberg zurück. Ich wurde von der älteren empfangen, die mich ins Studierzimmer ihres Vaters führte, der mir einige Radierungen von Rembrandt, große Porträts der königlichen Familie von Frankreich, und mehrere gute Sachen nach Poussin und Le Brun zeigte, darunter einen Stich nach einem großen Deckengemälde Le Bruns von Audran, in dessen Mitte man Jupiter und Mars die Waffen Frankreichs bekränzen sieht, ein schönes Stück. Ferner von demselben Meister einen römischen Triumphzug, eine ganz gestochene Ausgabe der Werke des Horaz mit vielen Vignetten und Schlußstücken von Picard, eine Ausgabe des Virgil mit ebenfalls vielen Schmuckstücken von demselben. Seine Töchter baten ihn sehr, sich malen zu lassen, was er ihnen versprach. Dann führte er mich in ein anderes Zimmer, in dem er zwei in Wachs modellierte Pferde und alle möglichen anderen Kuriositäten hat, jedoch nichts Außergewöhnliches. Endlich ging er mit mir hinunter, damit ich seine Gemälde betrachten könne, unter denen sich jedoch nur zwei gute Sachen von Veith befinden, eins davon in Schneyers Art, das übrige sind Kopien eines gewissen Hoffmann nach Stichen oder Gemälden.

Ehe ich zu ihm ging, war ich noch beim Primas, um ihm sein Porträt zu bringen, mit dem er sehr zufrieden war. Er bezahlte es sofort. Dann fragte er, ob ich das Porträt noch brauche, ich sagte, er könne es bis zu meiner Abreise behalten, da würde ich es zurück erbitten. Hierauf erkundigte er sich, ob ich noch eine Dame malen könnte. Ich sagte, ich würde es versuchen; er erwiderte, dann solle ich bloß die Stunde angeben, zu welcher ich kommen könne. Als ich ihm die Verse des Monsr. Boquet zeigte, lobte er sie und sagte, er fände sie sehr schmeichelhaft und sei dem, der sie gemacht habe, sehr verbunden.

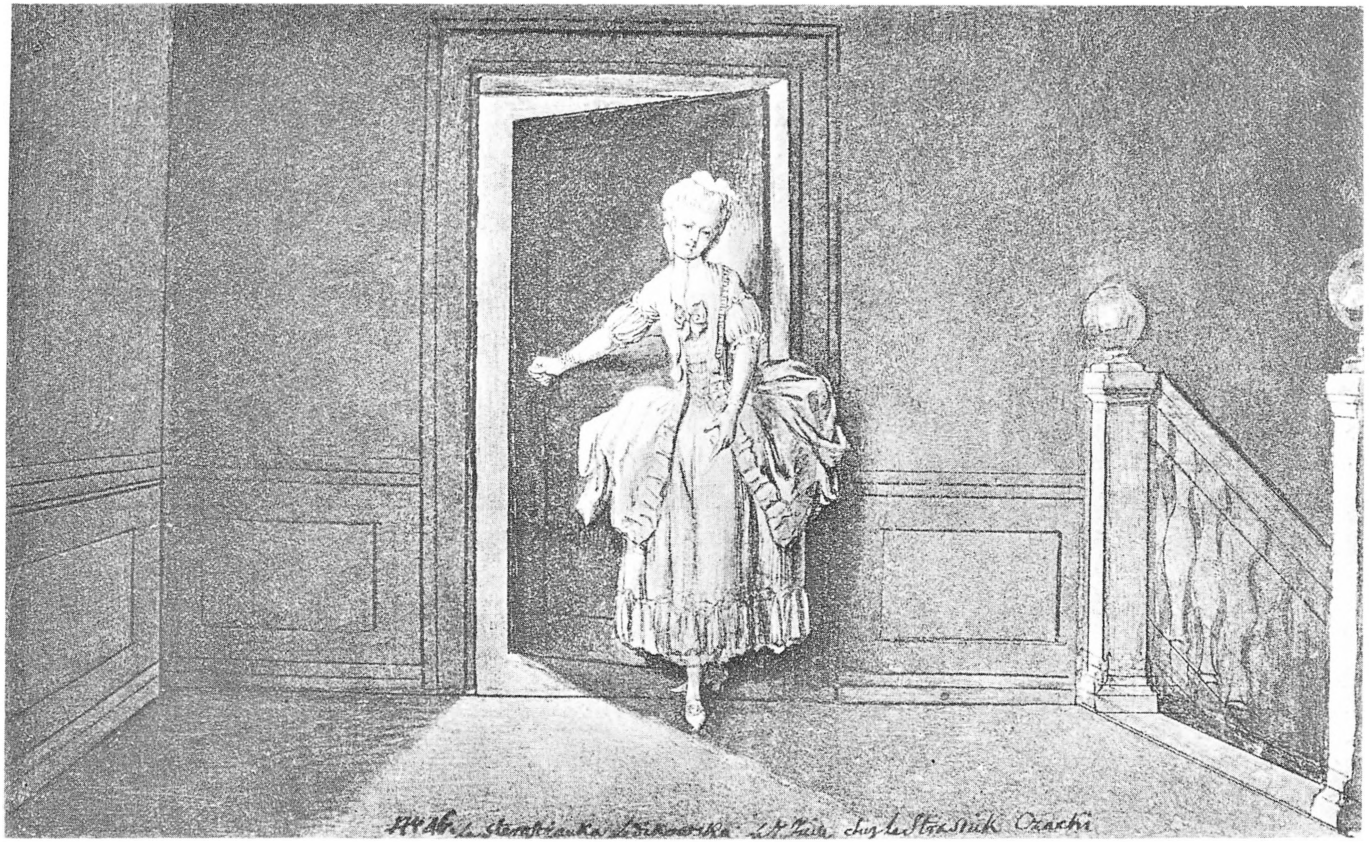
Zu Haus zeigte ich meiner Schwester die Dukaten, die ich von ihm erhalten hatte, denn sie war in steter Sorge, er möchte mich nicht bezahlen; Monsr. de la Motte hatte ihr vergangene Woche, als sie ihm das Porträt zeigte, viel Schlechtes von ihm gesprochen, er sei power, und ein schlechter Zahler.

Um 2 Uhr war ich bei der Generalin Czapska. Ich zeigte ihr die Rötelbilder meiner Frau und meiner Kinder, ebenso das meinige. Man erkannte mich sofort, und es machte ihr viel Freude, die anderen zu betrachten. Danach begann sie, sich nach meiner Mutter zu erkundigen. Ich zeigte ihr das nach ihr begonnene Miniaturporträt, worauf sie erklärte, sie möchte gerne ihre Bekanntschaft machen, um es sich von ihr zum Kopieren zu leihen. Sie zeigte mir das von ihr selbst nach einem Gemälde von Wessel (in Schabkunstmanier) gestochene Porträt Deischs, welches recht ähnlich geraten ist. Während der Sitzung frug ich sie ein wenig über ihre Manier in der Schabkunst aus. Sie gab erst nur zögernd Auskunft, dann sagte sie, ich früge zu viel, sie könne doch nicht alle ihre Geheimnisse preisgeben. Ich sagte, ich hätte nicht geglaubt, daß es solche gäbe, aber wenn sie die Sache als Geheimnis behandeln wolle, so verstünde ich das und würde nichts mehr fragen. Darauf sagte sie, sie habe Deisch (ihren Lehrer in der Schabkunst) versprochen, nichts zu verraten. Als wir hierauf noch von anderem sprachen, z. B. vom Drucken, sagte sie mir, sie arbeite nie mit der Presse, sondern mache die Probedrucke auf eine Gipsplatte (um die sich sehr leicht abnutzende Kupferplatte zu schonen); dies fand ich ratsam zu befolgen und mußte innerlich lachen, daß sie mir da ein Geheimnis preisgegeben, nach dem ich nicht gefragt hatte, und was mir in Zukunft von Nutzen sein konnte. Sie suchte einen solchen Abdruck, derselbe ist sehr zart und einer Zeichnung sehr ähnlich. Um 3 bat sie mich mit der Arbeit aufzuhören und die Sitzung morgen fortzusetzen.

Zu Haus vernahm ich, daß ein Mann in einem blauen Rock dagewesen sei, der mich hatte sprechen wollen. Morgen vormittag will er wiederkommen. Die Dukaten, die mir meine Schwester wiedergegeben, und die ich auf dem Tische liegengelassen hatte, waren, als man den Tisch für das Mittagessen deckte, in ein Kästchen gelegt und dieses auf den Schrank gestellt worden, wo das Porträt des Primas lag. Da ließ ich sie liegen.

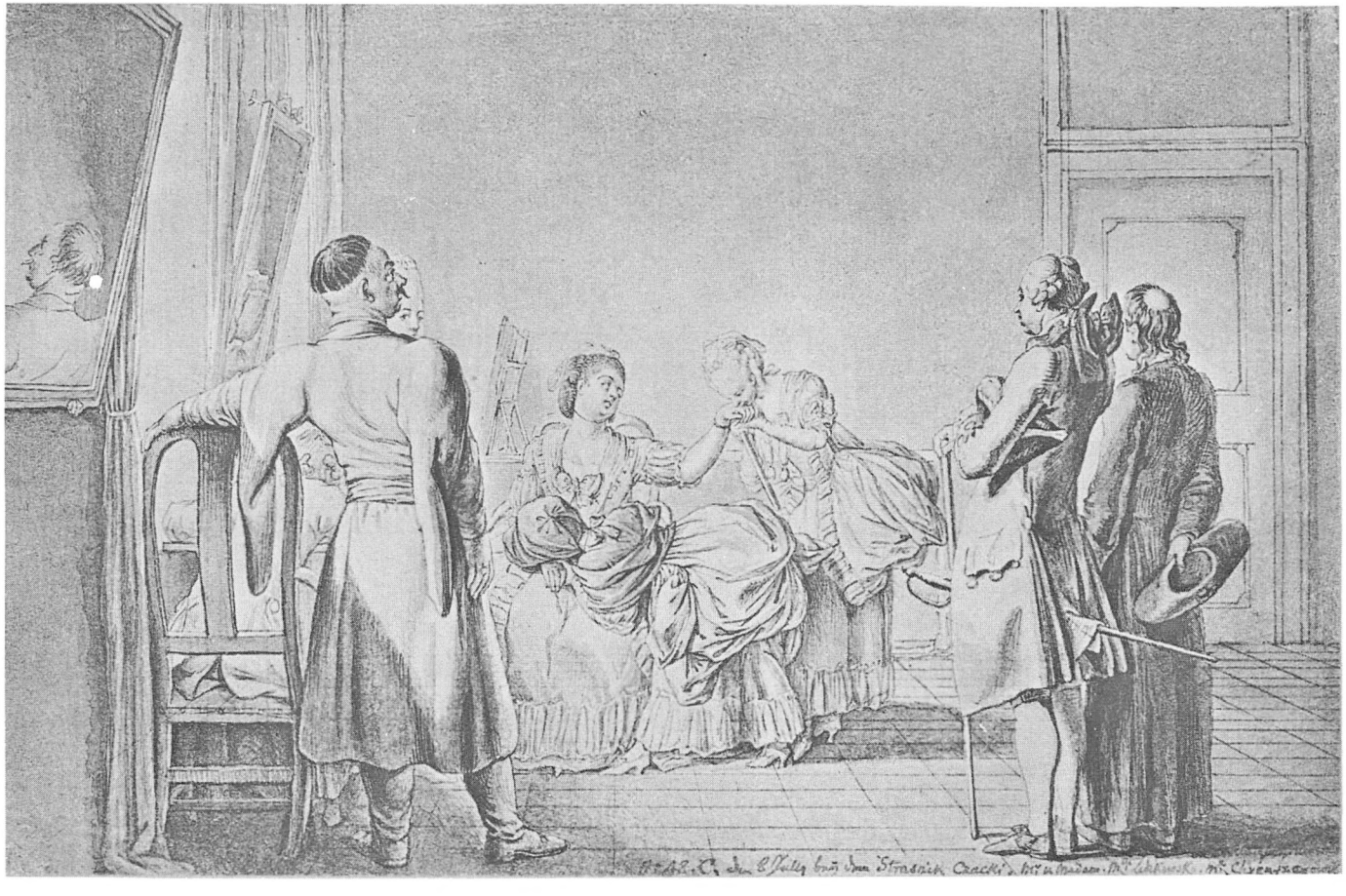
Auch Monsr. Lohrmann war in meiner Abwesenheit dagewesen.

Ich beendete die Kleidung im Bilde der Mad. Gerdis.

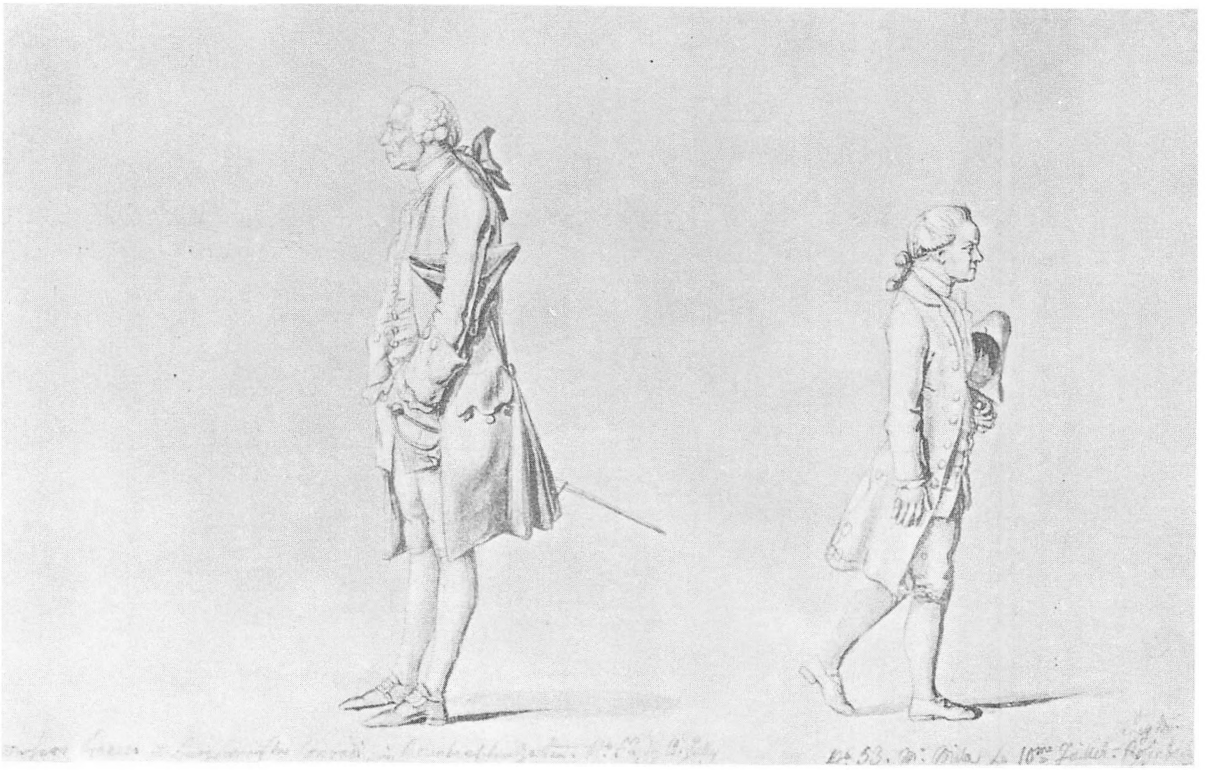


Demoiselle Ledikowska, die Tochter des Starosten, ist Chodowiecki auf den Vorplatz gefolgt, um ihm Adieu zu sagen.

Demoiselle Chrzaszcowska. – Herr Wilhelm Junkers. – Der Fürst Primas, auf ihn gemachte Verse lesend, welche ihm von Chodowiecki überbracht wurden.



Chodowiecki besucht am 8. Juli die Gräfin Czapska, um sie zu malen. Links der Gemahl der Gräfin im polnischen Nationalkostüm.



Ein englischer Kaufmann. – Der Cantor der französischen Kirche, Herr Humbert Gros. – Im Rosenberg'schen Garten der Bürgermeister von Danzig, Herr Eduard Friedrich Conradi und Herr Mila. Conradi wurde bereits 1755 Bürgermeister und verblieb in dieser angesehenen Stellung bis zum Ende des Danziger Freistaates (1793).

10. Juli. Um 6½ Uhr kam Monſ. Texier, ich vollendete ſein Porträt. Um 9 Uhr brachte ich Herrn Peltre das ſeinige und empfing das Geld dafür. Er zeigte mir das Porträt ſeines Großvaters, das von Dubuiſſon recht gut gemalt iſt, es ſoll auch ähnlich ſein. Von hier aus ging ich zu Monſ. Roſenberg, deſſen Porträt ich begann. Der Chirurg Remmers kam auch hierher.

Als ich nach Hauſe kam, hörte ich, Monſ. Griſchow ſei dageweſen, ohne zu hinterlaſſen, was er gewollt habe.

Mittags kam Mad. Gerdis, mich um das Porträt der Mad. von Keyſerling und das der Komteſſe Czapſka zu bitten. Sie lud mich auf morgen zum Diner ein, doch entſchuldigte ich mich. Nach einer halben Stunde ſandte ſie die Porträts zurück. Sie ließ auch den Ring mit dem hl. Nepomuk holen.

Um 1½ Uhr war ich bei der Gräfin Czapſka, ſie befand ſich noch unter den Händen ihres Coiffeurs. Ihr Porträt hat ſie ihrem Neffen geſchickt, einem kleinen zwölfjährigen Knaben. Er hat ſie erkannt, aber zu dick befunden. Auch ihrem Dominikaner hat ſie es gezeigt, der bei ihr war, er erkannte ſie auch und lobte das Bild. Ich überbrachte ihr die Komplimente meiner Mutter und teilte mit, daß ſie ihr die Folge unſrer Familienbilder bringen würde, das machte ihr Freude. Monſ. Deiſch kam und lobte das Porträt. Nach beendeter Sitzung wünſchte ſie, das Porträt des Königs zu ſehen. Sie fand es ſehr ähnlich und möchte es gern in Kupfer ſtechen. Auch die anderen Miniaturen bat ſie ſehen zu dürfen; während ich ſie ſuchte, nahm ſie mir das Portefeuille weg, damit ich ihr nichts verberge. Sie lobte beſonders das Porträt der Mad. Gerdis, ebenſo auch das der Keyſerling. Auch erkannte ſie Monſ. Texier, desgleichen Monſ. Roſenberg. Sie zeigte alle den anderen Anweſenden. Als ſie an das des Vaters (im Familienkreiſe übliche Bezeichnung des Schwiegervaters) kam, rief ſie aus: „Wie häßlich", es war die farbige Kopie. Trotzdem ſagte ich ihr, es ſei das Original und das Porträt meines Schwiegervaters. Als ſie dies vernahm, entſchuldigte ſie ſich vielmals. Endlich empfahl ich mich. Sie teilte mir mit, ſie ginge aufs Land, käme Mittwoch erſt zurück und beſtellte mich auf Donnerstag nachmittag wieder. Deiſch bat um Erlaubnis, meine Mutter beſuchen zu dürfen.

Um 4½ Uhr ging ich von Haus weg um auszureiten. Ich ritt den Wall entlang, vom Hohen Tor bis an das Jakobstor, dies paſſierte ich und ging zu den Demoiſellen Roſenberg. Ich bat ſie, mir das Emaillekäſtchen zu zeigen, das ich gemacht haben ſoll, doch konnten ſie dies nicht, da ihr Vater nicht anweſend war, der es eingeſchloſſen hatte. Aber er ſollte bald kommen. Während wir ihn erwarteten, zeigten ſie mir ein Porträt ihres Vaters, das der jüdiſche Arzt gezeichnet hat. Einige Ähnlichkeit iſt vorhanden, doch erſcheint er viel zu jung. Ebenſo zeigten ſie ein Bildnis des zweitälteſten Fräuleins, ein herzlich ſchlechtes Amateurbildchen. Eine Überſetzung der Geßnerſchen Idyllen wurde mir auch vorgelegt, die in Lyon im Jahre 1762 gedruckt und mit ziemlich ſchlecht gezeichneten Vignetten Pouſſins, von Watelet geſtochen, verſehen iſt. Ich zeigte ihnen die Porträts, die ich bei mir hatte, ſie erkannten das der Mad. Gerdis und lobten das ihres Vaters, ebenſo wie das des Monſ. Texier. Als der Vater ankam, ließ er mich zu ſich kommen. Ich fand bei ihm den Bürgermeiſter und Magiſtratspräſidenten Monſ. Conradi, dem er mich vorſtellte. Dieſer kam mir ſehr freundlich entgegen, ſagte mir, meine Verwandten hier ſeien die gottesfürchtigſten und billigſt denkenden Leute in der reformierten Gemeinde, er kenne ſie wohl, habe ſie auch geſprochen, ſie ſeien die beſten Menſchen. Er informierte ſich auch über meinen Bruder und Monſ. Ayrer, ob dieſer ſich etabliert habe. Auch lud er mich ein, ihn zu beſuchen und verſprach mir, falls ich Weichſelmünde zu beſuchen wünſche, einen Paſſierſchein, den er in Wahrheit vor einigen Tagen erſt einem preußiſchen Kapitän verweigert habe, ihn aber mir, in dem er immer ein Kind der Stadt ſieht, noch zu verweigern, wäre ihm unmöglich. Ich zeigte ihm alle meine Porträts, doch machte es ihm einige Mühe, die Ähnlichkeiten aufzufinden.

Um 5½ Uhr empfahl ich mich. Unten fand ich Monſ. Mila bei den Damen; er iſt in der Tat ſo klein, wie man mir erzählt hat. In der großen Allee begegneten mir die Damen Kämmerer, Claude und Gerdis mit Fromery und ſeinen Kindern, die auf der rechten Seite der Allee promenierten. Ich trat zu ihnen, um ſie anzuſprechen. Sie hatten geſtern beim Primas ſoupiert, der außerordentlich zufrieden mit ſeinem Porträt ſein ſoll, das er an der ganzen Tafel herumgezeigt hat. Die Dame Öhmchen (Hausdame des Primas) hatte geäußert, ſie erwarte mich heute um 11 Uhr, doch war niemand gekommen mich zu ihr zu rufen. Ich ging alſo und wandte mich nach dem Meere zu, doch da ich mich im Weg geirrt hatte, mußte ich umkehren und einen neuen einſchlagen. Nahe ans Meer gekommen, erblickte ich ein Schiff, das mit vollen Segeln näher kam, nach und nach zog man ſie alle ein. Ich wollte mein Pferd ins Meer reiten, damit es die Füße bade, aber es hatte Furcht vor den Wellen, die gegen den Strand ſchlugen. Längs der Küſte ritt ich hin bis nach Fahrwaſſer, das zweifellos ein Kanal iſt, den man gebaut hat, um die Weichſel mit dem Meere zu verbinden. Ich ritt Fahrwaſſer entlang, es war von vielen Schiffen, die hier günſtigen Wind erwarteten, belebt. Endlich geriet ich an einen Plankenzaun. Dann verſuchte ich den Weg, der zur Stadt führt, wiederzufinden. Ich paſſierte Neu-Schottland, die große Allee, den Wall und war um 9 Uhr wieder zu Haus. Die Gräfin Czapſka hatte um zwei Porträts geſchickt, die ſie jedoch nicht erhalten konnte, und Monſ. Lohrmann hatte mich beſuchen wollen, als ich nicht zu Haus war.

11. Juli. Um 8½ Uhr ging ich mit meiner Mutter, meinen Schwestern und meiner Tante Justine in die Elisabethkirche, wo wir Herrn Pastor de la Motte hörten. Nach dem Gottesdienst wollte ich Mons. Wilhelm Junckers besuchen, doch war er nicht zu Hause. Ich ging also, nachdem ich noch die Marienkirche besucht hatte, heim.

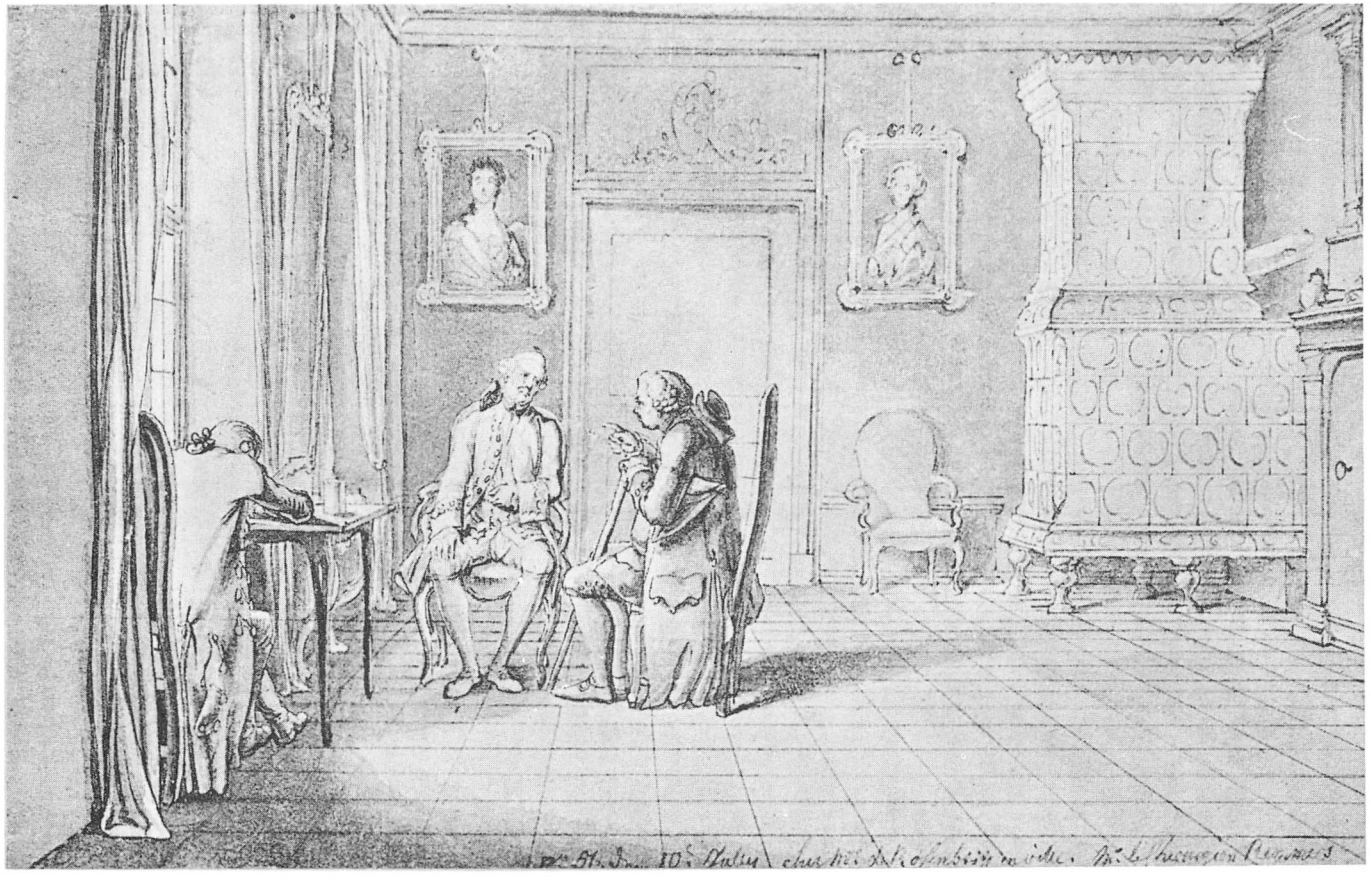
Nach dem Mittagessen begab ich mich mit meiner Mutter, meinen Schwestern und der Magd nach dem Fischmarkt, wo wir uns für 1 Schilling pro Person über den Fluß setzen ließen, dann gingen wir bis an die Weichsel. Barren nennt man die fliegende Brücke, die man hier passieren muß. Kaum waren wir an die Weichsel gekommen, da traf auch schon die Treckschute von Weichselmünde ein, doch war sie bereits voll besetzt, so daß es unmöglich war, an Bord zu gelangen, man hätte riskiert ins Wasser gestoßen zu werden. Die Leute drängten in solcher Eile vorwärts, daß wir kein Mittel fanden, hindurchzukommen. Also mußte am Ufer eine Stunde gewartet werden, bis die nächste Treckschute kam. Unterdes hatte sich die Menschenmenge wieder vergrößert, es waren wieder genau so viel, wie das erstemal, aber da wir jetzt vor den anderen waren, kamen wir doch, indem wir uns schieben ließen, an Bord. Meine Mutter, meine Schwestern und die Magd gingen in die Kajüte, wo sich ein Tisch und an beiden Seiten Bänke befanden. Die zwei Bänke waren besetzt und auf dem Tisch saß man von beiden Seiten Rücken an Rücken, hier und da auch einer auf dem anderen. Vorder- und Hinterteil des Schiffes waren mit stehenden und sitzenden Menschen angefüllt.

Im ganzen waren es mindestens 100 Personen, denn auch auf dem Kajütendache hatten sich Leute plaziert. Ich meinerseits saß auf dem Hinterteil des Schiffes zwischen dem Mast und einer jungen Bürgersfrau, die meinen Arm umklammert hielt aus Furcht, ins Wasser zu fallen. Dabei erklärte sie mir die Orte am Ufer, die wir passierten. Die Treckschute, die bei der Abreise stark die Ruder gebrauchte, die Weichsel ist hier ziemlich breit, wendete beim Holm, einer Insel, von der der König Besitz ergriffen hat, in ein schmales, rechts von dieser Insel, links vom festen Lande begrenztes Wasser ein. Auf dem Holm sieht man Bauernhäuser und Felder, ebenso am Ufer des Flusses auf dem festen Land. Man spannte ein Pferd vor die Treckschute, welches dieselbe zur Seite des Flusses entlang gehend, bis nach Weichselmünde zieht. Nahe Weichselmünde kommt man wieder in die Weichsel und landet rechts bei zwei Gasthäusern. Wir traten in das erste ein und tranken Bier mit Zucker. Während ein Gericht Aale zubereitet wurde, das wir bestellt hatten, machte ich mit meiner jüngeren Schwester einen Spaziergang bis zum Tor der Festung, doch gingen wir nicht hinein, da der Eintritt verboten ist. Jetzt wurde uns eine Schüssel mit drei ungeheuer großen Aalen serviert, die wir sehr gut fanden. Um 6½ Uhr schifften wir uns wieder nicht ohne Schwierigkeiten ein, aber doch etwas besser als vorher. Die Menge derer, die hinein wollten, war weniger groß. Wir kehrten auf demselben Weg zurück und kamen um 8 Uhr zu Haus an. Auf dem Schiff traf ich mit dem Kantor der französischen Kirche zusammen, mit dem ich mich über die Zeitereignisse unterhielt. Er sagte mir, wo er herstamme und frug mich, woher ich käme, seit wann ich in Danzig sei usw. Als ich sagte, ich sei aus Danzig, frug ein gutgekleideter Mann mit dem Aussehen eines Kaufmanns, der zu meinen Füßen saß, denn ich saß wieder am Schiffsende neben dem Mast, nach meinem Namen und erzählte mir, daß er mich vor meinem Wegzug gekannt habe, daß ich am Damm in dem Haus neben der Ecke gewohnt hätte, er selbst habe gegenüber gewohnt, er hieße Godoff, doch sagte er nicht, daß er der Sohn des Schusters meines Vaters war. Meine Mutter erzählte mir das später. Über die Weichsel kann man sich auch auf von Männern oder Frauen gelenkten Schaluppen übersetzen lassen und dann den Weg, den das Pferd der Treckschute läuft, zu Fuß entlang gehen; man kommt auf die Art ebenso schnell ans Ziel wie das besagte Schiff. Der Weg beträgt eine gute halbe Meile.

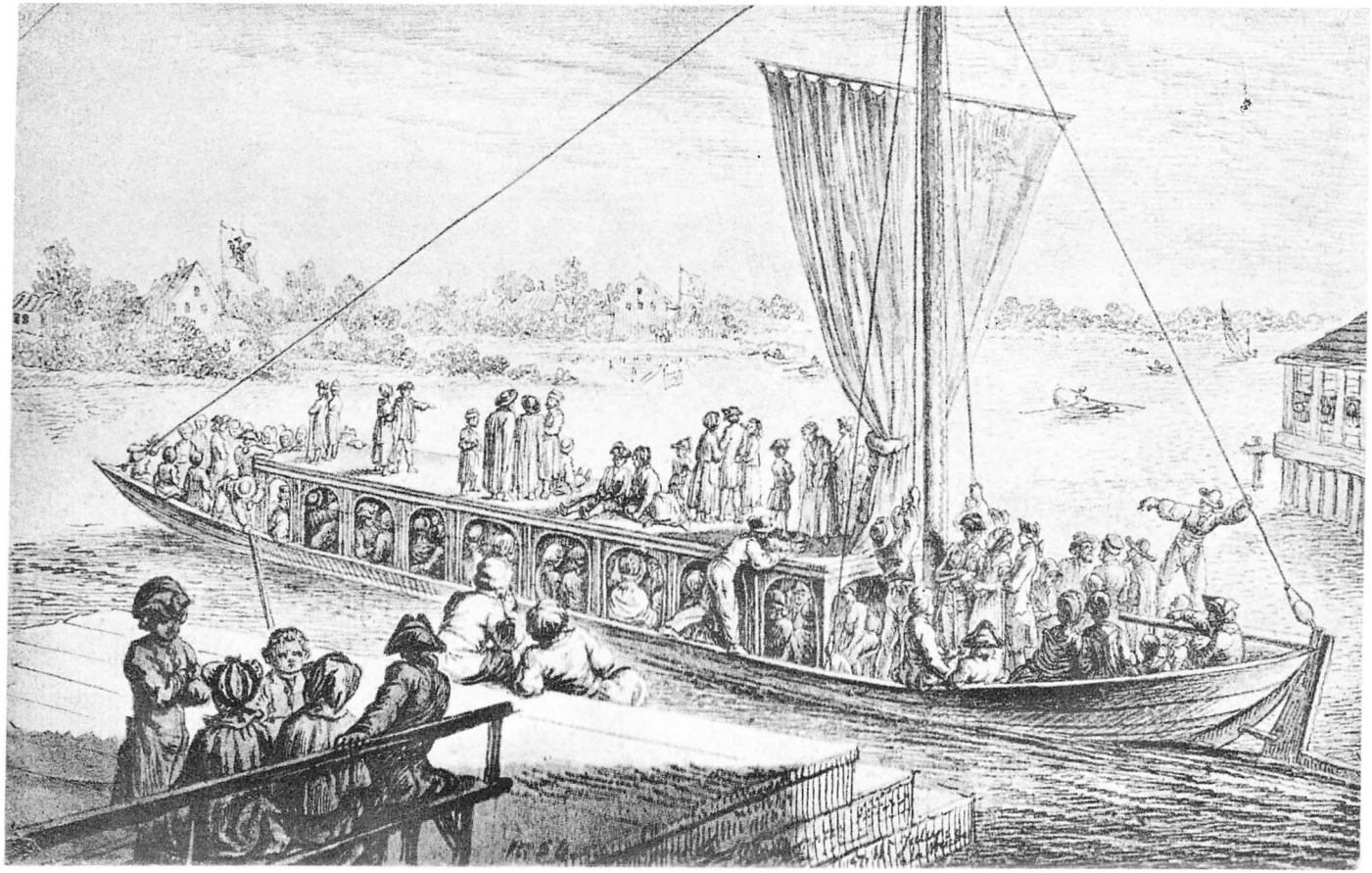
12. Juli. Nach dem Aufstehen vollendete ich das Porträt des Mons. Texier. Als er um 8 Uhr gekommen war, bat er mich, ihm auch die andern Porträts, die ich noch in Arbeit habe, zu zeigen. Er erkannte Mad. Keyserling, Mad. Gerdis usw., aber bei letzterem meinte er, daß die Nase nicht genügend hervortrete. Ich sagte ihm, das ließe sich noch machen.

Um 2½ Uhr war war ich bei Mad. Gerdis, um sie auf eine halbe Stunde am Nachmittag zu bitten. Sie lag noch zu Bett, ihr Gatte empfing mich und sagte, sie sei nicht wohl, sie habe Kopfschmerz. Dann nahm er mich am Arm und lud mich ein, mit ihm zu ihr zu kommen. Beim Eintreten meldete er mich als ihren Arzt. Ich sagte ihr guten Tag, erkundigte mich nach ihrem Befinden und machte ihr meinen Vorschlag, doch wurde er nicht angenommen. Mad. Gerdis wollte am Nachmittag aufs Land gehen und erst Mittwoch abend zurückkehren. Die Sitzung wurde deshalb auf Donnerstag nachmittag 2 Uhr verschoben. Von hier ging ich um 9 Uhr zu Mons. Rosenberg, wo ich an seinem Porträt weiter arbeitete. Er ist ein sehr geschwätziger Mensch und redet fast nur von sich, seinen Reichtümern und seinen Rittergütern. Auch ein Engländer kam, den ich schon mit Mons. Grischow am Abend auf der Rückkehr von Strieß gesehen hatte.

Hierauf besuchte ich Mad. Öhmchen, eine dicke Frau von 60 Jahren, Intendantin des Primas und wahrscheinlich seine Busenfreundin. Diese Frau scheint ein-



Chodowiecki malt am 10. Juli Herrn von Rosenberg im Beisein des bekannten Chirurgen Remmert.



Chodowiecki, am Mastbaum stehend, macht am 11. Juli mit seiner Mutter, seinen Schwestern und einer Dienerin auf der Treckschuite eine Spazierfahrt. Eine ängstliche Bürgersfrau hat sich an seinen Arm gehängt. Das Fahrzeug wurde über die Weichsel bis zur Holminsel gerudert und dann von einem Pferde bis Weichselmünde gezogen.

mal schön gewesen zu sein, sie hat sehr gute Manieren, viel Geist und viel Lebensart. Ich sagte ihr, Mad. Gerdis habe mir berichtet, daß sie mich am Sonnabend um 11 Uhr erwartet habe, ich sei aber nicht gekommen, weil der Primas mir die Stunde habe mitteilen wollen, doch sei niemand zu mir gekommen. Mad. erwiderte, wenn ich wolle, könne ich sofort beginnen. Da ich mit dem Nötigen versehen war, machte ich mich an die Arbeit. In ihrer Gesellschaft befanden sich der Arzt Mons. Wolff, die Komtesse, Nichte des Primas, kam ebenfalls und ein anderer Herr, Offizier der Danziger Bürgerwehr, der manche Verwünschungen gegen den König vorzubringen wußte. Ferner kam ein Schneider, der Komtesse Maß zu einem Hauskleid zu nehmen. Mad. Öhmchen bewirtete uns mit einem sehr guten Likör, den sie selbst aufgesetzt hatte, sowie mit schönen Kirschen. Der Kavalier machte, ehe die Gräfin erschien, einige Aufschneidereien über seine Ausschweifungen, auf die Mad. Öhmchen mit viel Finesse antwortete und sie auf fein ironische Art ins Lächerliche zog. Um 1 Uhr wollte ich weggehen, aber Mad. Öhmchen lud mich ein, zu Mittag zu bleiben. Da sie dies jedoch meinem Empfinden nach nicht mit dem nötigen Nachdruck tat, so dankte ich. Aber da kam der Primas selbst herein und nötigte mich. Ihm glaubte ich es nicht abschlagen zu dürfen. Ich bat Mad. Öhmchen nur um die Erlaubnis, auf einen Augenblick nach Haus gehen zu dürfen; sie gestattete dies und erinnerte mich dabei an mein Versprechen, ihr einiges zu zeigen. Es fiel mir ein, daß dies die Profilbilder meiner Familie seien, und ich ging nach Hause, sie zu holen und meine Mutter zu benachrichtigen, daß ich beim Primas speise.

Mons. Wilhelm Junckers war dagewesen und hatte mich eingeladen, ihn zu einer Tasse Kaffee um 5 Uhr und zum Abendessen zu besuchen, auch solle ich ihm die Porträts meiner Angehörigen zeigen.

Als ich zum Primas zurückgekehrt war, setzten wir uns zu Tisch: Der Primas, die Komtesse, Mad. Öhmchen, der Chevalier, Mons. Grischow, der Starost Ledikowski, der Graf, ein Domherr, zwei polnische Subalternbeamte und ich. Außerdem befand sich noch ein Tisch im Zimmer, an dem zwei Herren vom Hause und drei Kinder saßen. Vor dem Diner fragten der Graf und Mad. Öhmchen, jeder einzeln, nach dem Preis einer Kopie vom Porträt des Primas. Ich erwiderte: 8 Dukaten. Bei Tisch stellte Mons. Grischow dieselbe Frage im Auftrage des Primas und empfing dieselbe Antwort. Er bat mich, das Porträt der Mad. Rottenburg klein im Oktavformat zu malen und es ihm zu schicken, ebenso das des Primas. Ich bot ihm an, sein Porträt im Profil zu zeichnen. Er nahm es an für morgen abend um 8 oder 9 Uhr. Nach dem Diner ging man ein wenig vor die Tür, wo ich Mad. Öhmchen die Porträts meiner Familie zeigte. Der Fürst trat hinzu und spendete seinen Beifall. Ich bot ihm wie auch Mad. Öhmchen an, sie ebenfalls so zu zeichnen, was beide akzeptierten. Darauf wurde zum Kaffee gerufen, den wir um 4 Uhr oben nahmen. Ich empfahl mich, und als ich nach Hause gehen wollte, bat mich der Chevalier noch, ihn für 5 Dukaten zu malen, was ich jedoch abschlug. Um $4^1/_2$ Uhr machte ich mich auf den Weg zu Mons. Junckers, aber da es noch reichlich früh war, besuchte ich vorher die Damen Kämmerer, die gerade im Begriff waren, mit ihrer Schwester aufs Land zu reisen. Ich zeigte ihnen meine neuesten Sachen und ging dann zu Mons. Junckers, wo ich Kaffee trank. Alles was ich an Zeichnungen und Malereien bei mir hatte, legte ich ihm vor, was ihm viel Vergnügen bereitete. Er hat zwei ziemlich große Töchter. Nachdem ich ihn verlassen hatte, war ich bei einem Bildhauer (im Karthäuser Hof, Heiliggeiststraße, nicht weit vom Glockenturm), den mir Mons. Junckers zur Anfertigung von Rahmen für die meiner Mutter mitgebrachten Porträts empfohlen hatte, doch machte er mir wegen der Schreinerarbeiten der Rahmen so viel Umstände, daß ich zu einem Tischler im Klosterhof der Dominikaner ging, den ich nicht zu Haus traf, doch führte man mich zu seiner Frau herein, die ich mit ihren beiden Töchtern antraf. Ich gab mich zu erkennen, indem ich sie daran erinnerte, daß ich mit ihr und ihrem Bruder bei Mons. Sostmann gewesen sei, und daß wir uns gegenseitig bei der Konfirmation besucht hatten. Das erinnerte sie daran, daß sie mich gekannt hatte, sie stellte mir ihre beiden Töchter vor und erkundigte sich nach meinem Ergehen. Ich erzählte ihr, daß ich verheiratet sei und 5 Kinder habe, was ihr viel Vergnügen machte. Auch zeigte ich ihr die begonnenen Porträts, von denen sie einige erkannte. Um 6 Uhr kehrte der Schreiner zurück und wir einigten uns auf einen Dukaten für 13 Rahmen. Ich gab ihm 2 Gulden Anzahlung, wofür er mir versprach, sie Mittwoch abend abzuliefern.

Von da ging ich nach Hause. Mons. Henry Junckers schickte mir gegen 10 Uhr eine Einladung, morgen um $8^1/_2$ Uhr mit ihm nach Schidlitz zu gehen und dort bis zum Abend zu bleiben. Ich entschuldigte mich.

13. Juli. Um 9 Uhr war ich bei Mons. Rosenberg, seine jüngere Tochter war da, weiter ging ich zu Mad. Öhmchen, bei der sich auch die Komtesse Podoski, Schwägerin des Fürsten, befand. Kaum hatte ich zu arbeiten begonnen, als sie mich fragte, wie wir unsere anderen Malereien in der Akademie machten usw. Der Fürst erschien mehrmals während der Sitzung, lobte jedesmal meine Arbeit und zeigte mir ein Porträt, das ein Italiener in Warschau gemalt hatte, und das sehr schön ist. Endlich gegen 1 Uhr wollte ich mich empfehlen, aber Mad. Öhmchen bat mich im Auftrage des Fürsten zu bleiben. Ich ging also nach Haus, sagte dort Bescheid und kehrte gegen 1 Uhr zurück. Man rief zu Tisch, es waren die-

selben Leute da wie gestern, mit Ausnahme des Staroſten Ledikowski, den beiden polniſchen Subalternbeamten und Monſ. Griſchow. Dafür waren anweſend ein junger franzöſiſcher Malteſerritter und eine Madame Wolff. Nach dem Diner waren wir vor der Tür (auf dem Beiſchlag). Auf die Bitten der Gräfin zeigte ich dem Malteſerritter das Porträt der Mad. Gerdis, das die Gräfin reizend fand und glauben machen wollte, es ſei das ihrige. Aber er erkannte es ſofort. Hierauf zog ich mich nach Hauſe zurück.

Monſ. van der Smiſſen brachte mir um 1 Uhr einen Brief für Monſ. Bernoulli. Monſ. Deiſch kam und erzählte uns viel von Augsburg und den Augsburgern, unter anderem von Rugendas. Er ſoll ein kleiner Mann geweſen ſein, der ſeine rechte Hand nicht gebrauchen konnte; er hatte nur zwei Söhne, von denen der ältere ein ſehr kluger Menſch, der jüngere aber ein kompletter Narr war; daß er in ſeiner Jugend immer auf dem Lande gelebt habe, um Tiere zu zeichnen, was er ſehr gut konnte, daß er dort nur mit Rindern, Hirten und Schweinen verkehrt und ſich dabei wenig umgängliche Manieren angeeignet habe. Er verheiratete ſich mit einer Frau, die ſich ihm gar nicht anpaſſen konnte, ſie waren beſtändig in Meinungsverſchiedenheiten. Wenn er ſich mit ihr gezankt hatte, was oft vorkam, ſo ging er ſeinen Ärger in einem Bierhaus, wo auch Branntwein geſchenkt wurde, zu erſäufen und blieb dort längere Zeit, je nachdem der Streit mehr oder weniger lebhaft geweſen war. Dann ſchickte ſeine Frau den Sohn von Schenke zu Schenke, um ihn zu ſuchen. Eines Tages traf er ihn mit einem Werber, der einem Erſatzmann, der es an Reſpekt hatte fehlen laſſen, 50 Stockſchläge geben ließ. Dies flößte ihm Verlangen ein, den Effekt kennen zu lernen, er bot dem Unteroffizier Geld, damit er ihm eine gleiche Baſtonnade gäbe. Dieſer frug nach 25 Schlägen, ob er nun glaube, den Effekt beurteilen zu können. „Nein," ſagte er, „ich bin ja ſehr zufrieden mit den 25, aber ich weiß doch noch nicht, wie 50 tun. Ein andermal, am Karfreitag, als man die Prozeſſion hielt, ſah er, wie ſich viele Leute in einem großen Zimmer eines großen Hauſes verſammelten, ſich entkleideten, einen Kelch aufſtellten und ſich auf dem Rücken bis aufs Blut geißelten; nach dieſer Beſchäftigung gingen ſie in Prozeſſion. Das wollte er auch probieren und probierte es auch tatſächlich. Als er eines Tages einen großen Lärm mit ſeiner Frau hatte, tat er ein Gelübde, ſich ſeinen Schnauzbart während eines ganzen Jahres wachſen zu laſſen, das hielt er auch und führte hundert andere ähnliche Narrheiten aus. Kilian (auch ein Augsburger Kupferſtecher) ſoll außerordentlich raſch gearbeitet haben.

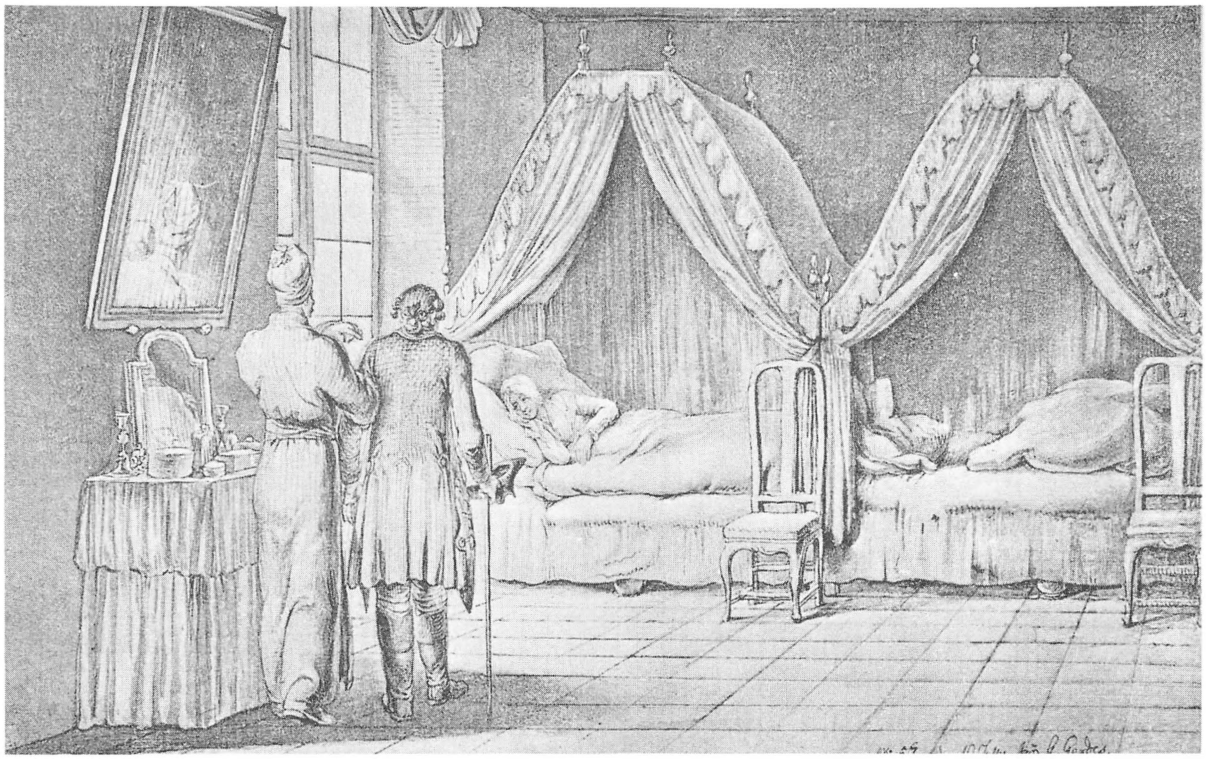
Um 3 Uhr ging ich zu Monſ. Griſchow, der nicht zu Haus war. Doch traf ich Mad. Scott mit ihrer Tochter Mad. Boquet vor ihrer Haustür. Sie baten mich zu ſich und wollten meine Arbeiten ſehen. Auch Monſ. Boquet erſchien, ſie fanden Monſ. Roſenberg ſehr ähnlich und erkannten alle anderen. Was Monſ. Griſchow anbetrifft, ſo erkannte er, da er die Bilder bei Kerzenlicht betrachtete, nur Mad. Gerdis. Nach dem Abendeſſen zeichnete ich noch die Profile dieſer vier Perſonen. Um 10½ Uhr ging ich mit den Boquets. Kaum hatte ich ſie verlaſſen, ſo fiel ich lang hin auf die Naſe.

14. Juli. Um 9 Uhr ging ich zu Monſ. Roſenberg, um ſein Porträt zu beenden. Von da ging ich zum Neugarten. Die Kirche war geöffnet, ich trat ein, doch fand ich nicht ein einziges paſſables Bild außer den Porträts einiger Geiſtlichen, die leidlich waren. Neben der Kanzel befindet ſich ein Gemälde, das Knieſtück eines ſchwarz gekleideten Mannes darſtellend, und ein vom Sturm gegen Felſen geſchleudertes Schiff. Unter dem Gemälde iſt in Goldbuchſtaben zu leſen, daß dieſer Mann auf dem Meer an der ſchwediſchen Küſte in großer Lebensgefahr das Gelübde tat, die Kanzel neu aufzubauen, was er auch tatſächlich ausführte.

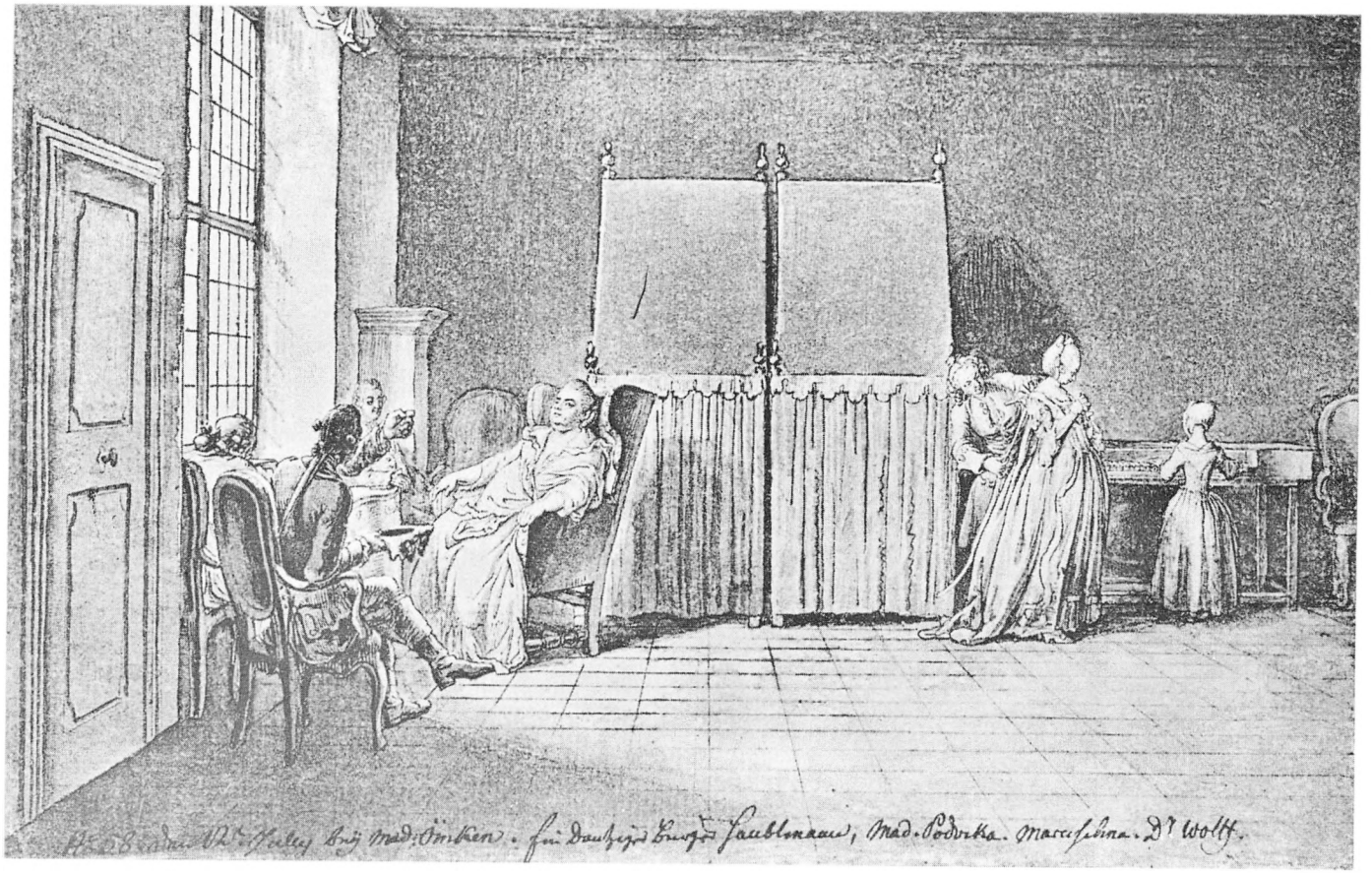
Ferner ſah ich das Palais des Grafen Mainzilek (?), von dem viel geredet wird; es iſt ein ſehr weitläufiges Gebäude mit 2 vorſpringenden Flügeln, hat aber nur ein Erdgeſchoß mit ziemlich hohem Manſardendach. In der Mitte ſpringt ein Halbrund von doriſchen Säulen in Etagenhöhe hervor. Auch zum Palais des Reſidenten von Rußland kam ich; es iſt ein gewöhnliches Haus, wie die Bürgerhäuſer, jedoch ſehr breit und hoch. Zu beiden Seiten ſind Nebengebäude aufgeführt, doch nicht zuſammenhängend mit dem Mittelgebäude. An der Faſſade befindet ſich ein Portal, über dem der ruſſiſche Adler angebracht iſt, auch iſt ſie geſchmückt mit 2 Reihen joniſcher Säulen, die wiederum kleine, unbedeutende Vaſen tragen.

Von hier ging ich zu Mad. Öhmchen, die ſchon vollſtändig geſchmückt war. Während ich ihr Porträt vollendete, erſchien der Primas verſchiedene Male und lobte meine Arbeit ſtets ſehr. Nachdem es beendet war, trug ſie es zum Primas, der mich durch den Hausmeiſter zum Diner bitten ließ. Ich entſchuldigte mich mit anderweitiger Verabredung. Nachmittags war ich bei Mad. Scott. Ich begann Monſ. Griſchows Porträt zu beenden und fing um 3 Uhr das der Mad. Scott an. Gegen 4 Uhr kamen Monſ. und Mad. Boquet, ebenſo Monſ. Mila. Zuerſt beendete ich das Porträt von Monſ. Boquet, dann das von Madame. Beide Porträts ließ ich hier, da man ſie Monſ. Griſchow zeigen wollte. Morgen um 7½ Uhr verſprach ich beide abholen zu wollen, dann ging ich.

15. Juli. Um 7½ Uhr ging ich in die Eliſabethkirche. Monſ. de la Motte predigte über den Text, daß wir nur durch den heiligen Geiſt befähigt ſeien, Jeſum Chriſtum unſeren Herrn zu nennen.



Chevalier Du Bouloir und Gräfin Podoska. – Starost Ledikowski und Gräfin Podoska. – Herr Gerdes führt Chodowiecki zu seiner wegen Kopfschmerzen zu Bett liegenden Frau.



Chodowiecki malt Madame Oehmken, die etwas zweideutige Intendantin des Fürst Primas, dessen „amie de coeur", die 60jährige, früher sehr schöne, aber immer noch geistreiche und feine Dame, ist. Zugegen ist ein Danziger Bürgerhauptmann, welcher auf die preußische Regierung schimpft, die Gräfin Podoska, welche sich ein Kleid anmessen läßt und Dr. Nathanael Matthäus Wolff, 1724 in Konitz geboren, nach Besuch des Danziger Gymnasiums Medizinstudium in Leipzig und Halle, war Leibarzt des Fürsten Czatoriski und siedelte 1772 nach Danzig über. Ein hervorragender Gelehrter, er erbaute 1780 auf dem Bischofsberge eine Sternwarte.

Nach der Predigt war ich bei ihm, ich traf ihn in seinem Garten. Man richtete den Kaffeetisch. Ich zeigte ihm das Bildnis der Mad. Öhmchen und die anderen. Den Monsr. Rosenberg und einige andere erkannte er. Dann erschien seine Tochter und eine Demoiselle Correy, denen ich sie auch zeigen mußte, doch erkannten sie fast niemanden.

Monsr. de la Motte führte mich nach oben, um mir die Bildnisse seiner Kinder zu zeigen und von mir ein Urteil über die Ähnlichkeit zu hören. Ich sagte ihm ein Mittel, wie man defekte Stellen überarbeiten oder ergänzen könne, darauf stellte er die Anfrage, ob ich sie nicht ausbessern könne, doch entschuldigte ich mich. Er teilte mir noch mit, daß im September sein Sohn durch Berlin reisen und mich besuchen würde. Ein Stilleben hat er noch, welches seine Mutter mit 99 Talern bezahlt haben soll. Zuletzt schlug er mir eine Partie Billard vor, ich spielte und verlor 2 Partien an seinen Sohn.

Monsr. de la Motte macht sehr zierliche Schreiner- und Drechslerarbeiten. Um 10½ Uhr empfahl ich mich und ging Herrn Bürgermeister Conradi zu besuchen, der mich sehr gut empfing. Er bat, meine Porträts sehen zu dürfen, die ich ihm auch zeigte. Bei ihm weilte ein schwarz gekleideter Herr, der sie auch betrachtete. Besonders gut fand er den Monsr. Rosenberg. Dann sagte er mir noch viel Schönes über meine Familie, auch von meinem Vater sprach er, von dem er glaubte, er habe falliert, doch bewies ich ihm das Gegenteil. Dann kam noch Monsr. Jansen, ein Agent, ich weiß nicht von welcher Branche, dem er mich auch vorstellte. Er erzählte mir, Monsr. Dietz von Berlin sei vom König auf dessen Kosten nach Rom geschickt worden, um dort zu studieren.

Nach diesem erschien noch der lutherische Geistliche, dem er mich gleichfalls vorstellte, worauf mir dieser viele steife Komplimente machte. Endlich empfahl ich mich, Monsr. Conradi noch bittend, sich meiner Angehörigen anzunehmen, was er versprach.

Ich ging nach Hause, um eine kleine Platte für das Porträt der Gräfin Podoski vorzubereiten, zu der ich mich gegen Mittag begab. Sie war schon vorbereitet und erwartete ungeduldig mein Kommen. Ich begann ihr Porträt. Man bat, die anderen sehen zu dürfen, die ich zeigte. Man fand sie alle recht ähnlich. Sie wünschte auch, der Primas möge das Porträt meiner Mutter sehen, ich zeigte es ihm, und es fand seinen Beifall. Monsieur hatte ein kleines französisches Buch mit bon mots, aus dem er ihr vorlas, unter anderem von zwei Mädchen, die Piquet spielten und von einem Herrn gefragt wurden, wie hoch sie spielten? Sie antworteten: „Wir spielen nicht um Geld, wir spielen um die Ehre." „Na ja," sagte der, „aber da habt ihr doch nichts zum Bezahlen". Diese Lektüre gab zu verschiedenen Diskursen von Seiten der Gräfin Anlaß. Auch von Monsr. Conradi, dem Sohn des Bürgermeisters, sprach man, der gestern bei ihnen gewesen war. Die einen fanden ihn außerordentlich häßlich und dumm, die andern, jedoch mit Ausnahme der Gräfin, erklärten, wenn es sein müsse, so würden sie ihn heiraten. Das gab Monsieur Anlaß zu erzählen: Sein Schwiegervater hatte eine recht hübsche Tochter, die unter seiner Aufsicht erzogen wurde, und die viel von ihrer Großmutter und ihrer Mutter geerbt hatte. Ein junger Mann, auch aus reicher Familie, namens Howard, bat um ihre Hand und gefiel ihr sehr gut. Der Vater gab seine Einwilligung, aber als er von einigen mutwilligen Streichen hörte, die der junge Mann auf seinen Reisen gemacht hatte, ebenso daß dieser bereits einen Teil seines Vermögens verausgabt hatte, bereute er sein Versprechen und änderte seine Gesinnung. Da er nun fürchtete, seine Tochter möchte ihm einen Streich spielen, ließ er eines Tages den jungen Conradi zu sich kommen, der gerade von einer Reise zurückgekehrt war. Als Patrizier, von guter Familie und vermögend bot er ihm seine Tochter und sein Vermögen an, wenn er sich entschließen könne, diese auch gegen ihren Willen zu heiraten. Der Vorschlag wurde akzeptiert. Der Vater ließ einen Geistlichen kommen und beide kopulieren, trotz der Tränen und Verzweiflung der Tochter. Einige Zeit danach sandte der Vater des jungen Howard zwei Boten zu der Neuvermählten und ließ ihr sagen, daß, wenn die Heirat nicht ihren Wünschen entspräche, so glaube er, es würde ihm leicht fallen, Mittel und Wege zu finden, sie für nichtig zu erklären. Doch ließ sie ihm zurücksagen, daß es jetzt eine vollendete Tatsache sei. Einige Jahre lebte sie recht gut mit ihrem Gemahl und hatte zwei Kinder von ihm. Aber mit einmal begann sie melancholisch zu werden, ja fast wahnsinnig. Sie sprach nur von Howard und rief nach ihm. Man bewachte sie gut, doch fand sie eines Tages Gelegenheit, aus dem Hause zu kommen und in das des genannten Howard zu flüchten, der so ehrenhaft war, ihren Gemahl hiervon zu benachrichtigen, der sie bereits überall mit vieler Mühe suchen ließ. Danach konnte sie den Anblick ihres Gatten und ihrer Kinder, von denen das älteste gestorben ist, nicht mehr ertragen. Mad. Öhmchen hat mich noch zum Diner eingeladen, ich wollte absagen, aber da ich als Grund nur angeben konnte, ich müsse zur Gräfin Czapska gehen, sagte sie, sie würde zu jeder von mir gewünschten Zeit servieren lassen, auch könne ich die Tafel verlassen, wann es mir passe. Da akzeptierte ich.

Um 2½ Uhr stand ich von der Tafel auf und ging zur Generalin Czapska, die mich jedoch nicht empfing, sondern auf morgen wiederbestellte. Danach war ich bei dem Tischler, ihn wegen der Rahmen zur Eile zu mahnen. En passant stieg ich zu Monsr. Henry Junkers hinauf. Ich fand aber nur seine zwei Töchter, die mir sagten, ihr Vater sei nicht zu Haus, wohl aber die

Mutter, die ein krankes Bein habe, doch verhindere sie dies nicht mich zu empfangen. Die ältere ging zu ihr, aber als sie zurückkam, sagte sie, die Mutter habe sich ein wenig aufs Bett gelegt, doch würde sie bald erscheinen. Was den Vater beträfe, so habe dieser sich auch hingelegt, würde jedoch ebenfalls kommen. In der Tat kamen beide, empfingen mich sehr wohl, präsentierten Kaffee und baten mich, ihnen die Porträts, die ich gemacht habe, zu zeigen. Sie ließen einen gewissen Monsieur holen, der über ihnen wohnt, damit dieser sie auch sehe, leider war es diesem nicht gegeben, sie mit Leichtigkeit zu erkennen. Als ich mich hier verabschiedet hatte, wollte ich noch der Mad. Gerdis einen Besuch machen, die mir am Morgen hatte sagen lassen, daß sie krank sei. Ich fand sie in Gesellschaft des Starosten Ledikowski und Monsr. Wolters und seiner Gemahlin. Sie klagte über heftiges Kopfweh und versprach mir sagen zu lassen, wann sie mir wieder sitzen könne. Um 5½ Uhr kehrte ich nach Haus zurück und begann an dem Porträt der Mad. von Keyserling zu arbeiten. Nach dem Abendessen kam der Tischler und brachte die dreizehn bestellten Rahmen.

16. Juli. Das Porträt der Mad. von Keyserling habe ich beendet und aufgezogen, ebenso das des Monsr. Rosenberg, den Hintergrund auf dem der Podoska und die Augen der Czapska habe ich verbessert. Der Geistliche de la Motte ließ im Namen der Mademoiselle von Düren anfragen, ob ich sie porträtieren wolle. Ich ließ zurücksagen, daß ich Montag abzureisen gedächte und deshalb nichts mehr annehmen könne.

Um 10½ Uhr ging ich aus. Zuerst war ich bei dem Tischler, wegen des Glases für die Bilder meiner Familie; von da bei Monsr. Rosenberg. Die älteste Tochter führte mich zu ihrem Vater hinauf. Ich übergab ihm sein Porträt; als ich es der Tochter zeigte, küßte sie es. Ein anwesender, vermutlich reformierter General fand, daß die Augen der Mad. von Keyserling nicht blau genug seien. Monsr. Rosenberg lud mich auf Sonntag zum Diner ein, ich entschuldigte mich, doch versprach ich beim Abschied der ältesten Tochter, daß ich versuchen würde zu kommen. Von hier aus ging ich zum Primas. Mad. Komtesse Podoska war noch nicht anwesend, doch kam sie bald. Sie hatte sich noch mehr geputzt als gestern, auch war sie heute viel leutseliger, nur mit dem Chevalier schmollte sie. Man lud mich zum Diner ein, doch entschuldigte ich mich. Nach 1 Uhr ging ich zu der Palatine und brachte ihr das kleine gewünschte Porträt. Sie bot mir ihre Dienste, ich ihr die meinigen an.

Von hier aus begab ich mich zu Mad. von Keyserling. Man war dort gerade bei Tafel, und der General, den ich am Vormittag bei Monsr. Rosenberg getroffen hatte, war auch anwesend, ebenso Monsr. von Keyserling. Man lud mich ein, mit an der Tafel Platz zu nehmen oder wenigstens ein Glas Wein zu trinken, doch dankte ich für beides. Das Porträt von Madame fand man sehr wohl getroffen, ebenso die anderen, die ich zeigte. Man fragte nochmals nach dem Preis und versprach das Geld zu schicken.

Danach ging ich zur Generalin Czapska, die sich noch unter den Händen ihres Coiffeurs befand. Während ich auf sie wartete, unterhielt mich ihr Neffe. Ich zeigte ihm die Porträts der Mad. Öhmchen und der Komtesse, er erkannte sie und auch die anderen. Während der Arbeit zeigte sie mir Porzellan, welches sie selbst sehr hübsch gemalt hatte. Sie hat es in einem Topf gebrannt wie Emaille. Auch Stiche und Zeichnungen, sowie ihre Radierungen zeigte sie mir.

Um 3 Uhr ging ich zu Mad. Scott, um die Profilbilder, die ich vorgestern dort gezeichnet hatte, zu holen.

Zu Hause zeigte ich sie meiner Mutter und meinen Schwestern, die kleine Maclean, der die Familie bekannt ist, erkannte sie alle.

Um 4 Uhr kehrte ich zum Primas zurück, man war gerade beim Kaffee und lud mich dazu ein. Ich dankte jedoch und bat den Grafen zu mir. Wir etablierten uns im Refektorium. Der Chevalier erschien, um uns Gesellschaft zu leisten, mit ihm seine Gemahlin, und Demoiselle Öhmchen, eine Nichte der Mad. Öhmchen, die Tochter eines Staatsrates. Sie hat etwas affenähnliches an sich und ein kokettes Wesen, aber sonst scheint sie eine gute Tochter zu sein. Nach der ersten Sitzung ging ich nach Haus. Auf dem Wege dahin sprach ich bei Brasch vor, um ihm zu sagen, daß ich ausreiten wolle. Ich machte mich zurecht, ritt dann durch die Lange Gasse, den Langen Markt, den Langen Garten den Wall rechts entlang, so daß ich bei meiner Rückkehr durch das Hohe Tor eine Tour um die halbe Stadt gemacht hatte. In den Stall gekommen, machte mich der Reitknecht darauf aufmerksam, daß mein Pferd ein Eisen verloren habe.

Um 8 Uhr kam ich nach Haus. Nach dem Abendbrot sagte meine Schwester, sie wolle mir Geld geben, damit ich es für Anton (den schwachsinnigen Bruder) auf Zinsen lege. Ich sagte ihr, Anton brauche nichts, sie solle ihr Geld behalten, um sich etwas zugute kommen zu lassen, aber sie behauptete, genug für ihr Auskommen zu haben.

Man wollte mir ein Fußbad bereiten, aber da meine Füße noch nicht genügend abgeschwollen sind, wollte ich das nicht riskieren.

Um 9 Uhr kam der Chevalier, mich zu fragen, ob ich eine Kopie des Porträts der Komtesse Podoska machen könne und machen wolle. Ich antwortete, wenn er sich gedulden wolle, so würde ich ihm eine solche anfertigen. Für den Preis . . . für den Preis? Ich verlangte acht Dukaten. Dann sprach er noch von seinem Porträt,

für das er sechs Dukaten bot. Er scheint zu glauben, wenn ich den Primas für zehn Dukaten male, müsse ich alle anderen für fünf Dukaten machen. Darauf sagte ich ihm, ehe ich für diesen Preis arbeitete, würde ich lieber meinen Fuß in den Steigbügel setzen und mich aus dem Staube machen.

Um 9½ Uhr war ich bei Mdlle. von Düren, der ich gestern auf Zureden meiner Schwester hatte sagen lassen, ich würde kommen, und wir kamen überein, morgen um 11⅛ Uhr zu beginnen.

Von hier aus ging ich wieder nach Haus und arbeitete noch ein wenig an den begonnenen Porträts. Um 11 Uhr begab ich mich zum Primas, um am Porträt der Gräfin Podoska weiterzuarbeiten, die mir, seit ich bei Demoiselle von Düren gewesen war, weniger unangenehm erschien. Der Resident von Frankreich war hier und wünschte das Porträt der Generalin von Czapska zu sehen, da, wie er sagte, bei mehreren Leuten sich Meinungsverschiedenheiten darüber gebildet hätten, die einen fänden es ähnlich, die anderen behaupten das Gegenteil. Nachdem er es gesehen hatte, versicherte er, es sei ähnlich, nur dürfe die untere Partie des Gesichts ein wenig schmäler sein.

Um 1 Uhr zog ich mich zurück, obgleich mich Mad. Öhmchen zur Tafel einlud. Ich entschuldigte mich damit, zu Haus schon gegessen zu haben. Um 1½ Uhr begab ich mich zu genannter Dame Czapska, der ich erzählte, was mir Monsr. Gerard, der Resident von Frankreich, gesagt hatte. Nachdem ich mit Malen aufgehört hatte, spielte sie mir ein Menuett, das sie für ihre eigene Komposition ausgab, auf ihrem Reiseklavier, welches aus vier Teilen zusammengesetzt ist, die man auseinandernehmen kann. Sie spielt mit zartem Anschlag und viel Geschmack. Nachdem ich sie verlassen hatte, war ich beim Grafen Podoski, doch merkte ich, als ich mit Malen beginnen wollte, daß ich meine Pinsel vergessen hatte und eilte, sie zu holen. Wir sprachen viel über Moral und Politik, doch ist er über alles, was nicht sein Land betrifft, nicht sehr unterrichtet. Er ist durchaus kein Royalist und behauptet, es sei das Unglück des Landes, wenn ein Piaste auf dem Throne säße, denn, sagte er, er hat nicht soviel Anhänger wie ein fremder Fürst und besetzt alle Ämter mit seinen Verwandten, was andere am Emporkommen hindert.

Man sagt, der König habe ein starkes Mauerwerk um das Elbinger Schloß zerstören lassen, dabei habe man im Keller mehrere Kisten mit Reliquien, Kirchenschätzen und Heiligenfiguren gefunden, alles aus gediegenem Golde, mit Edelsteinen besetzt. Ein Kasten, den man öffnete, soll auf dreißig Tonnen Gold geschätzt worden sein.

Man schließt aus diesem Fund, daß der König nun alle alten Gebäude niederreißen lassen wird. Mad. la Komtesse erschien, um das Porträt zu sehen, sie findet, es sei heute schon besser als gestern, und nahm es mit, um es in einer Gesellschaft beim Primas zu zeigen. Man brachte es später wieder zurück. Der Graf erkundigte sich, soviel ich es verstehen konnte, bei denen, die das Porträt zurückbrachten, wie man es gefunden habe. Man antwortete ihm: Bardzo dobrze, Bardzo podowna, das heißt also: sie ist vollkommen gut, vollkommen ähnlich. Ich kehrte nach Hause zurück und versuchte, am Porträt der Gräfin Czapska weiterzuarbeiten.

Schwester Luise gab mir hundert Taler, um die Zinsen für Antons Unterhalt zu verwenden; nach einigen Debatten nahm ich es an.

18. Juli. Ich vollendete das Porträt der Gräfin Czapska und brachte es ihr. Sie war sehr zufrieden damit, daß ich es unter Glas gelegt hatte und tat es in das Portefeuille ihres Gatten. Dann ließ sie mir durch einen polnischen Diener zehn Dukaten übergeben mit vielen Danksagungen für meine Mühe und der Bitte, noch dazubleiben bis zur Rückkehr des Strasnik, um ihn ebenfalls zu malen. Allerdings würde das noch vierzehn Tage dauern. Ich versprach ihr, ehe ich abreiste, sie nochmals zu besuchen, damit sie von meinem Weggange unterrichtet sei.

Da es bereits zu spät geworden war, um noch in die Elisabethkirche zu gehen und noch zu früh für die französische Kirche, ging ich zu Monsr. Lohrmann. Er stand gerade aus dem Bett auf, sah ganz vereitert aus und wischte sich beständig mit einem leinenen Tuch ab. Er hat einen polnischen Offizier, geborenen Engländer, gemalt, ein recht guter Kopf. Wie er sagt, hat er dabei sein Schäfchen geschoren. Dann klagte er, daß er viele Entwürfe gemacht habe, die aber in der Ausführung alle mißlängen, worauf ich ihm erwiderte, daß es dann doch besser wäre, wenn er sie unausgeführt ließe. Die Koch hat er auch in Öl gemalt nach dem Stich von Banse, sie ist recht gut geworden, aber ich weiß nicht, ob es jemand ähnelt. Auch das Porträt einer Frau von ... in Berlin hat er gemalt, die sich jetzt als Gastwirtin hier niedergelassen haben soll. Als ich um 8½ zur Kirche gehen wollte, rief mich Monsr. Boquet vom Fenster aus zu sich. Ich ging zu ihm hinauf, Monsr. Vernezobre der Vater und der Kantor waren bei ihm. Monsr. Boquet ist immer noch krank, deshalb soll der Kantor die Predigt lesen. Um 9 Uhr ging ich mit Mad. Boquet zur Kirche, sie lud mich zum Abendessen ein, ich versprach zu kommen, wenn es mir möglich wäre. In der Kirche waren nur wenige Leute anwesend, unter ihnen der Bürgermeister Weichmann und der Schöffe Wolters. Der Kantor, der sehr schlecht liest, las eine Predigt Monsr. Malhans von Frankfurt am Main über die Gottesfurcht.

Nach der Kirche war ich zu Haus. Ich übergab meiner

Mutter eine Rolle mit 50 Dukaten und eine andere mit 19½ Louis, um sie mir aufzubewahren. Hierunter befinden sich die hundert Taler, die mir meine Schwester gab, damit die Zinsen für Anton verwendet würden.

Um 11½ Uhr begab ich mich zu Demoiselle von Düren, um ihr Porträt zu beginnen. Ihr Bruder spielt recht gut auf einem Klavier, dem ein Flötenregister verbunden ist, was einen ganz reizvollen Effekt macht.

Als ich dahin ging, traf ich den Polen Lautier, der sehr erstaunt war, mich zu sehen. Er war vor zwei Tagen aus Königsberg gekommen.

Als ich Demoiselle verlassen hatte, suchte ich noch den Reuter auf und bestellte mein Pferd auf 5 Uhr, ging dann in die Kirche der grauen Mönche, die hier in der Nachbarschaft ist. Ich fand hier nur ein einziges passables Bild, es ist ein Ecce-Homo, eine Komposition mit drei Personen in Lebensgröße. Der Christus ist recht gut gemacht. Das Altarbild, welches das heilige Abendmahl darstellt, ist recht gut und im Stile der alten deutschen Bilder.

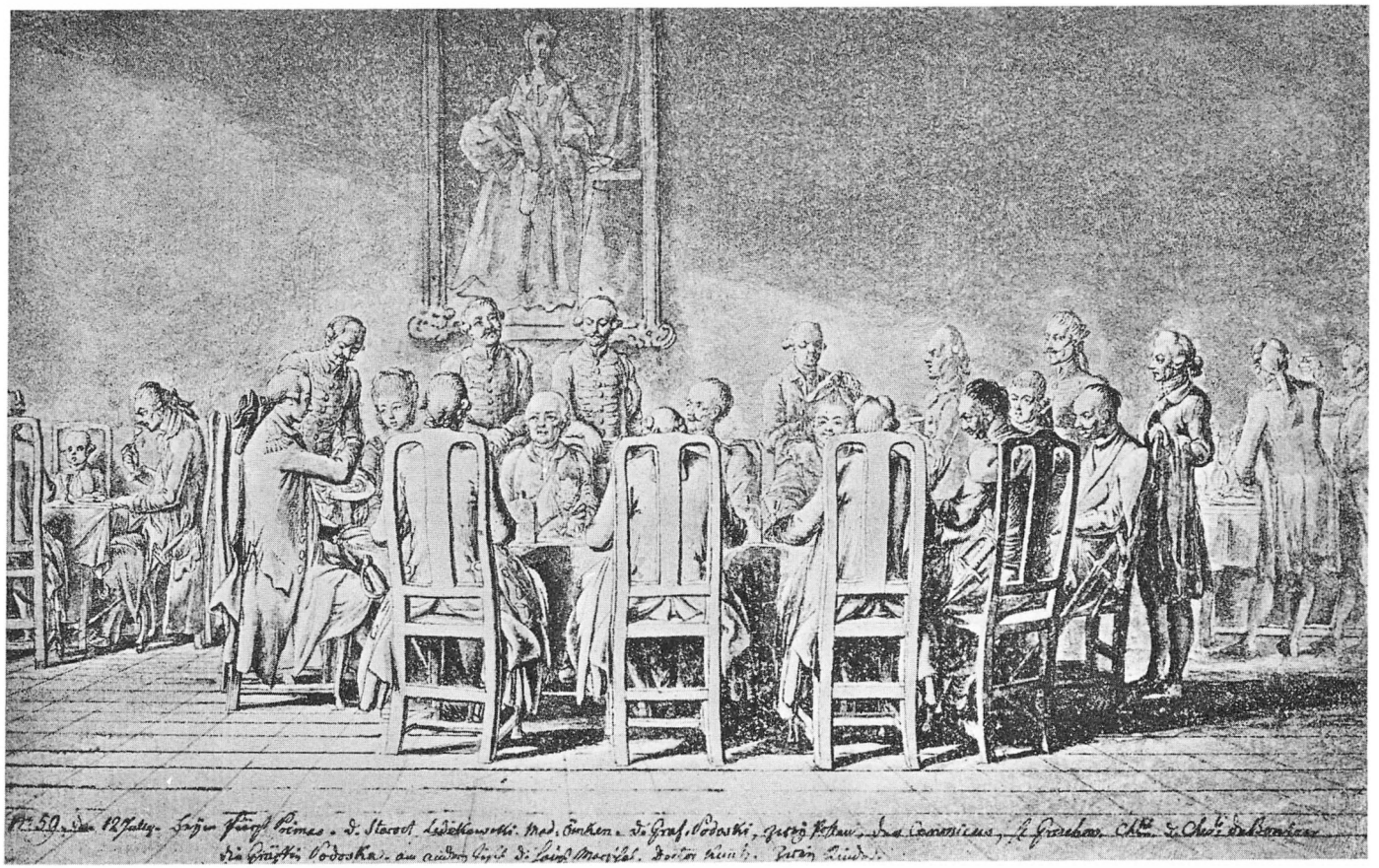
Diese Kirche hat, was das Innere angeht, einige Ähnlichkeit mit der der Dominikaner. Der Hochaltar ist mit einer Decke aus karmesinrotem Samt bedeckt, die mit Goldborte geschmückt ist und dem ebenso eingestickten Namenszug des Spenders und der Jahreszahl. Eine gleiche Decke schmückt das Evangelium. Hiernach ging ich nach Haus, wo ich meiner Mutter und meinen Schwestern Wechsel gab, jeden auf 300 Taler, meiner Schwester Luise einen besonderen auf 68½ Dukaten und eine Quittung über die 100 Taler, deren Zinsen für Antons Unterhalt verwendet werden sollen. Um 5 Uhr machte ich mich zum Ausreiten fertig. Ich ritt durchs Hohe Tor, passierte den Langen Markt, den Langgarten und schlug den Weg links am Wall ein, der nach der Schiffsbrücke führte, wo mich das Wasser am Weiterkommen hinderte. Ich ritt denselben Weg zurück und nahm den Weg am Wall seitwärts vom Hohen Tor bis ans Wasser; nun hätte ich wohl weiterreiten können, konnte aber nicht beurteilen wie. Also kehrte ich um, ritt zurück bis ans Jakobstor, durch dieses hindurch, schlug die große Allee ein, passierte Strieß, ritt bis halbwegs Oliva und kehrte über Langfuhr zurück. Auf dem Rückwege begegnete ich in der Nähe von Langfuhr dem Inspektor Sydow. Nachdem ich mein Pferd abgegeben hatte, speiste ich zu Abend bei Herrn Pastor Boquet, wo auch Mad. Scott, Mademoiselle Maclean, ein Monsr. Simon anwesend waren und während des Essens noch Monsr. Maclean erschien. Monsr. Boquet zeigte mir Stiche, und zwar Porträts, zum größten Teil von Bernigerodt, und zwei Gemälde, eines von Romanelli, das andere von Domenichino.

Nach dem Essen wollte ich die kleine Boquet zeichnen, doch fand sich zu ihrem eigenen Schaden kein Mittel, sie nur für einen Augenblick lang ruhig zu halten. Ich zeichnete den Umriß von Mademoiselle Maclean und verabredete mit ihr ein Rendezvous bei Monsr. Boquet für Dienstag um 4 Uhr. Nachdem ich Mad. Scott zurückbegleitet hatte, kam ich um 10½ Uhr nach Hause. Gestern abend hat der Glaser die Rahmen und die Gläser für die Porträts geschickt.

19. Juli. Ich habe die Porträts des Grafen und der Gräfin Podoska und das der Demoiselle Düren ein wenig retuschiert. Um 10 Uhr ging ich zu genannter Dame. Während ich dort war, schickte meine Mutter und ließ sagen, ich solle nicht zu Gräfin Keyserling gehen; zweifellos glaubte sie, ich würde hingehen, um mein Geld zu holen, welches die Dame in meiner Abwesenheit geschickt hatte. Da ich jedoch nicht verstand, was das heißen sollte, so ging ich zu genannter Dame, um mich zu erkundigen; der Lakai, der das Geld gebracht hatte, klärte mich auf.

Ich trat einen Augenblick bei Mad. Junckers ein, die ich an ihrem Fenster erblickte. Dieselbe Demoiselle, die zu ihr kam, als ich sie das erstemal besuchte, kam auch heute. Als sie mich sah, wollte sie sich zurückziehen, doch blieb sie, und ich ging. Von hier aus ging ich zum Primas, die Komtesse war noch nicht anwesend. Ich begann mit Mad. Öhmchen zu plaudern, die mir viel Nachteiliges von Mad. la Komtesse erzählte, unter anderem, daß sie sich ganz sans gêne gäbe, auch teilte sie mir mit, daß sie die zweite Frau des Grafen sei, die erste sei die Witwe eines Holzhändlers und von sehr niederer Herkunft gewesen, endlich setzte das Erscheinen der Komtesse dieser Unterhaltung ein Ende. Die Gräfin hatte üble Laune und schob dies auf den gestrigen Abend, wo ich sie auf dem Wall angetroffen hatte mit der Nichte der Mad. Öhmchen, der Demoiselle Gralath, dem Grafen, dem Chevalier u. a. Sie gaben ein eigenartiges Bild, wie sie so auf dem Grase einherkamen. Als ich ihnen nahe kam, sagten sie mir, es hätte allen Anschein, daß ich hier ein Rendez-vous habe. Ich sagte ihnen, man ginge nicht zu Pferd zu einem Rendez-vous und verließ sie dann nach einigen Neckereien. Der Graf soll geäußert haben, mein Pferd ginge gut, doch der Chevalier soll es zu mager befunden haben. Auch der Primas erzählte mir, er habe mich zu Pferd gesehen, ich sagte ihm, das sei mein Reisekamerad, ich hätte es bestiegen, um ihm ein wenig Bewegung zu machen, was auch er für nötig hielt, um es nach und nach wieder an die Beschwerden der Reise zu gewöhnen.

Bei Tisch erzählte Monsr. le Docteur Wolff, er habe ein Etui mit chirurgischen Instrumenten von Gold, welches er schon achtzehn Jahre besäße, aber der Chevalier Boulois meinte, das wolle nichts heißen, denn da er sich dessen ja höchstens eine Viertelstunde des Tages bediene, mache es bloß einige Monate aus, zum Ausrechnen



Mittagstafel am 12. Juli beim Fürst Primas. An der Haupttafel sitzen: der Fürst Primas, der Starost Ledikowski, Madame Oehmken, Graf Podoski, zwei Polen, der Canonicus, Herr Grischow, Chevalier Du Bouloir, Gräfin Podoska und Chodowiecki. An der kleinen Tafel sitzen der Hausmarschall, Dr. Kuntz und zwei Kinder.

Demoiselle Gousseau, Erzieherin der Töchter des Grafen Ledikowski, einem Pater nach polnischer Sitte die Hand küssend. – Betende Damen in der Dominikanerkirche.

brauche er Papier, Feder und Zeit. Ich rechnete es im Kopfe aus und sagte dem Doktor, daß das ungefähr zweiundsiebzig Tage wären. Er war erstaunt, daß ich das so im Augenblick errechnet hatte und zweifelte an der Richtigkeit, und der Chevalier zweifelte noch mehr und wollte ein sehr mühsames Exempel vorschlagen, doch sagte ich ihm: sie brauchen nur ein Jahr oder dreihundertfünfundsechzig Tage durch vier zu dividieren, dann haben sie einundneunzigundeinviertel Tage, teilen sie diese Tage nochmals durch vierundzwanzig, so erhalten sie ungefähr vier Tage. Multiplizieren sie diese mit achtzehn, so werden sie auf zweiundsiebzig Tage kommen. Der Chevalier konnte nichts tun, als diesem Kalkul beizustimmen, und man schenkte dem Primas Aufmerksamkeit, der folgendes Problem aufstellte: Zwei Bäuerinnen begegnen sich, die eine trägt Eier in einem Korb, die andere auch. Die erste sagt zur zweiten: gib mir eins von deinen Eiern, damit ich ebensoviel habe wie du. Die andere sagt: nein, gib du mir eins von den deinigen, dann werde ich noch einmal so viel haben wie du. Alle Welt zerbrach sich nun den Kopf, aber keiner fand die Antwort. Der Doktor Wolff glaubte das Richtige gefunden zu haben und gab an, die erste habe zwei, die andere vier Eier gehabt, aber der Primas bewies ihm den Fehler in dieser Auflösung, endlich sagte er, die erste habe fünf, die zweite sieben Eier gehabt, das vertrug keinen Widerspruch. Nach dem Diner ging ich mit dem Grafen Podoski in das Zimmer des Primas, um dort während drei bis vier Stunden an seinem Porträt weiter zu arbeiten. Der Kaffee wurde serviert; nachdem wir ihn genommen hatten, gingen wir hinunter in den Speisesaal, um dort noch eine Viertelstunde zu arbeiten; um 4½ Uhr ging ich nach Hause. Mons. Gerdis war dagewesen und ließ mich bitten, im Vorübergehen bei ihm vorzusprechen.

Meine Tante erzählte mir, Mons. Eichmann habe von mir reden hören und stürbe vor Begierde, meine Arbeiten zu sehen, ich solle doch hingehen und sie ihm zeigen.

Ich erwiderte ihr, das würde ich nur tun, wenn er sich oder eins der Seinigen malen lassen wolle, wenn er nichts wolle, als meine Porträts sehen, so könne er zu mir kommen. Da ich dem Grafen versprochen hatte, ihm morgen das Bildnis seiner Gemahlin zu bringen, begann ich es fertig zu machen, nach dem Abendessen rahmte ich die Porträts meiner Angehörigen ein.

20. Juli. Ich beendete das Porträt der Komtesse Podoska. Aus Berlin erhielt ich Briefe.

Ich antwortete nach dort, daß ich versuchen würde, so bald als möglich abzureisen und daß Mons. Gotzkowski die versprochenen fünfzig Taler noch nicht gezahlt habe. Nach Schlesien würde ich nicht gehen.

Ich war auf der Post und bei Demoiselle von Düren, alsdann um 1 Uhr beim Primas, um dem Grafen Podoski das Porträt seiner Gemahlin zu bringen. Weder ihn noch den Primas traf ich an, sie waren zusammen aufs Land gegangen. Mad. Öhmchen lud mich zum Diner ein, bei dem ihr Schwager und Schwägerin anwesend waren, ebenso der Starost Ledikowski. Nach dem Diner begann die Komtesse dem Staroften pikante Geschichtchen über den Grafen zu erzählen. Nach Tisch ging ich Mademoiselle Kämmerer und Mad. Claude zu besuchen. Das Porträt der Demoiselle von Düren, welches ich ihnen zeigte, fanden sie gut getroffen, und sie erkannten auch den Grafen Podoski. Von hier ging ich mit Mad. Claude zu Mad. Gerdis. Als wir eintreten wollten, sahen wir, daß er den Tisch voll Gold hatte, das veranlaßte uns, uns nach Madames Stube zurückzuziehen, Mad. litt an einer Indisposition. Bei Mons. Gerdis befand sich Mons. Ledikowski. Mad. Claude ging zu Mad. Gerdis hin, kehrte wieder zu uns zurück, und endlich teilte man uns mit, daß Mad. uns empfangen wolle. Wir traten bei ihr ein, sie sah recht bleich aus, war stark abgemagert und litt an Kopf- und Magenkrämpfen. Dennoch will sie versuchen, mir Donnerstag zu sitzen. Von hier aus ging ich nach Haus. Bis 4 Uhr hielt ich mich bei meiner Mutter auf, dann ging ich zu Mons. Boquet, bei dem ich Mademoiselle Maclean traf. Das Kind war nicht zu Hause. Während ich auf Mad. Scott, die später kam, wartete, begann ich ihr Profil zu schwärzen. Auch das Kind kam zurück, und nachdem ich das Profil der Mademoiselle Maclean beendet hatte, begann ich das des Kindes zu zeichnen, das die Mutter auf dem Schoße hielt, während Großmutter, Vater und Dienerschaft ihm Mätzchen vormachten. Trotzdem gelang es mir, um 7½ Uhr zog ich mich nach Hause zurück. Hier aß ich zu Abend und leimte dann einige Rahmen.

Der englische Mennonit Mr. Gemion kam zu Mons. Boquet zum Besuch. Nachmittags war Mons. Lohrmann zu mir gekommen, da ich nicht zu Hause war, war er mir beim Junkerhoff nachgegangen, als er mich vom Primas kommen sah. Er bat mich, mit zu ihm zu kommen, doch hatte ich keine Lust dazu, also kündigte er seinen Besuch bei mir für morgen an.

21. Juli. Das Porträt der Mad. Öhmchen habe ich fertig gemacht, um 10 Uhr ging ich zu Demoiselle von Düren und beendete ihr Gesicht. Um 11 Uhr brachte ich Mad. Öhmchen ihr Porträt, von dem ich sehr befriedigt war, ebenso wie die andern Herrschaften, die bei ihr weilten. Gestern hat sie mir ihr von Mad. Castelli in Warschau in Bleistift gezeichnetes Porträt gezeigt.

Als der Graf Podoski kam, vollendete ich auch sein Gesicht, er sprach mir seine Zufriedenheit mit dem Porträt seiner Gemahlin aus, die in jeder Weise sehr wohl getroffen sei.

Mittags verließ ich Mad. Ohmchen, die mich gern dabehalten wollte, doch entschuldigte ich mich. Ich ging von hier aus zu meinem Reitknecht und bestellte das Pferd auf 6 Uhr, zum Essen kam ich nach Haus.

Nach dem Essen arbeitete ich am Porträt des Grafen Podoski. Auch machte ich das Ringbild der Madonna von Czenstochau. Als ich gestern abend Monsr. Boquet davon gesprochen hatte, hatte er gesagt: Wenn man mich gut bezahle, könne ich es getrost machen, denn täte ich es nicht, so würde man eben jemand anders beauftragen. Als ich frug, ob dies genüge, antwortete er nichts.

Um 6 Uhr ritt ich nach dem Bischofsberg, den man mich nicht ersteigen ließ, dann war ich, Neugarten und Schidlitz passierend, in Tempelhof. Dies ist ein altes Schloß, das von Tempelherren erbaut sein soll, doch hatte ich nicht Zeit einzutreten. Bei Schidlitz haben die Preußen zwei Kanonen aufgestellt und einen Wachtposten. Um 8 Uhr war ich zurück und leimte nach dem Abendessen noch Rahmen.

22. Juli. Das Porträt des Grafen Podoski ist fertig aufgezogen. Um 9 Uhr machte ich Visite bei Monsr. Junckers, den ich nicht antraf, doch kam er bald mit seinen zwei Töchtern. Er hat eine geschwollene Backe, die von einer Fistel herrührt, welche öfters die Backe stark anschwellen läßt und sich bis in das Innere des Mundes zieht. Von hier aus war ich beim Grafen Podoski, um ihm sein Porträt zu bringen, er war vollkommen zufrieden, sprach mir seinen Dank aus und bezahlte beide.

Dann ging ich zu Mad. Öhmchen, die sich bei dem Primas befand, der gestern krank war. Zu Hause angekommen, arbeitete ich noch ein wenig am Porträt der Demoiselle von Düren.

Um 10½ Uhr war ich bei Mad. Claude, ich traf sie mit ihrer Schwester und Herrn Gerdis vor ihrer Tür, später kam auch Mad. Gerdis dazu. Als Monsr. gegangen war, gingen wir hinauf. Während ich ihr Porträt noch ein wenig retuschierte, kamen einige Magistratspersonen in einer Angelegenheit, die den Sohn der Tochter eines Hausbewohners betraf, der gestohlen haben soll. Mad. Claude spielte Klavier, sie spielt recht gut. Mademoiselle Kämmerer zeigte mir ein Buch eines Londoner Verlegers mit Stichen nach Grawert von Longueil. Mad. Gerdis erzählte mir, Mr. Wolters habe mich für den Cousin der Damen gehalten, sie haben mich in der Tat überall für ihren Vetter ausgegeben. Ich speiste zu Haus.

Nach dem Essen besuchte ich den Vater des Geistlichen Mieschke, der aber nicht zu Haus war.

Dann ging ich zu Flöreke, nachschauen, ob er Landkarten habe, doch fand ich nichts. Er zeigte mir Stiche, aber nichts Neues. Er hat einen Calas (Stich Chodowieckis), den er für vier bis fünf Gulden verkauft. Ich war dann noch in der Dominikanerkirche, um mir die Gemälde anzusehen. Ich beginne an der Originalität der Kreuzigung Sankt Peters zu zweifeln. Auf dem Heimweg traf ich Joseph Brunati, der mich bat, ein Porträt ein wenig zu retuschieren, da es ihm nicht genügend getroffen erschiene. Ich erwiderte, ich müßte zuerst das Porträt sehen und das Original, er versprach mir beides zu zeigen. Dann frug er mich noch verschiedenes dieser Art, das ich nach besten Wissen beantwortete.

Um 5½ Uhr war ich bei Monsr. M., der mich sehr gut aufnahm, er hat ein junges Mädchen geheiratet, die Tochter eines Weinhändlers. Ich bot ihm meine Dienste in Berlin an.

Vor dem Abendessen hingen wir Familienbilder auf, nach dem Essen zogen wir noch einige auf. Ich habe sie in zwei Reihen arrangiert. Die erste Reihe enthält das meiner Schwester, meines Bruders und ihrer Kinder; die zweite das Porträt meiner Frau, das meinige und die der fünf Kinder, darunter das Ölbild Jeanettes, der Stütze der Familie.

23. Juli. Ich habe die Porträts der Demoiselle von Düren und der Mad. Gerdis vollendet. Um 7½ Uhr ging ich zur Peterskirche mit meiner Mutter, Schwester Henriette und meiner Tante. Monsr. Fabritius predigte über Psalm 126: „Wer mit Tränen säet, der wird mit Freuden ernten." Nach der Kirche gingen wir, uns die Häuser zu betrachten, die wir von der verstorbenen Tante Chodowiecka geerbt haben. Es sind wahre Hütten, Kasernen gleich, stets eine Wohnung oben, eine unten, zu 20 bis 21 Gulden Miete pro Jahr. Um 11 Uhr war ich bei Mad. Öhmchen, um zu fragen, wann es ihr passe, daß ich käme, um ihre und des Primas' Silhouette anzufertigen; sie ließ die Sache noch im Ungewissen, ich sagte, daß ich am Abend nochmals vorsprechen würde. Ich war nochmals in der Dominikanerkirche, die Gemälde zu betrachten. Zu Mittag kam ich nach Haus. Monsr. de la Motte, der Vater von drei Kindern ist, die zur Schule gehen, schickte mir eine Gefriermaschine aus englischem Ton, die ich ihm abzeichnen soll. Ich fertigte eine Zeichnung an. Um 4 Uhr begann ich das Porträt meiner Schwester Luise. Meine Tante hat mich genötigt, einen silbernen Trinkbecher für ihre Enkelin Henriette zu kaufen. Um 7½ Uhr ließ mich Mad. von Keyserling bitten, zu kommen und meine Porträts ihrer Schwägerin zu zeigen. Ich ging hin, aber als ich dort war, bemerkte ich, daß ich die Berliner Bilder nicht bei mir hatte. So konnte ich ihnen nur das des Monsr. Gerdis vorlegen, welches man gut getroffen fand, aber geschmeichelt und besser gezeichnet als das seiner Frau, wie Mad. von Keyserling sagte. Ich bestritt dies. Die Frau Gräfin zeigte mir unter ihren Emaillen ein gut gezeichnetes Porträt, das aber im Kolorit mißlungen war,

sie hatte Schwarz für Purpur genommen. Sie benutzt zu viel Weiß für die Coiffüre, das macht keinen guten Effekt. Als Bindemittel verwendet sie Ebenholzöl. Hiernach ging ich zum Primas, wo ich Monſ. und Mad. Gerdis, Mademoiſelle Gralath und einen Domherrn antraf. Der Primas erklärte mir den Urſprung des Namens Silhouetten: Marquis de Silhouet, der an der Spitze der Finanzgeſchäfte (des Königs von Frankreich) ſtand, hatte nichts weiter im Sinn, als Erſparniſſe zu machen. Er ſparte an den Pferden, an der königlichen Tafel, überhaupt an allen Ausgaben des Königs. Eines Tages ſagte der König zu jemandem: ich ſtaune über Silhouets Erſparniſſe an allen meinen Ausgaben, nur auf meine Porträts hat er dieſelben noch nicht ausgedehnt. Um nun auch noch dieſes Gebiet zu gewinnen, ordnete Silhouet an, daß nur noch Schattenbilder vom König gemacht werden ſollten. Er ſagte, der König zahle für jedes Porträt, das er verſchenke, 100 Louis, es ſeien angeblich alles Originale, in Wahrheit aber fertige man ſie nach einem guten Bildnis des Königs und erſt zum Schluſſe gäbe der König eine Sitzung.

Nach dem Souper zeichnete ich die Silhouette des Primas, der Mad. Gerdis, der Mademoiſelle Gralath, des Monſ. Gerdis, des Monſ. Ledikowſki, des Domherren und des Arztes Monſ. Kandt. Der Primas lud mich für morgen zum Diner und Souper ein, damit ich noch die Silhouetten ſeines kleinen Neffen und des Töchterchens der Mad. Öhmchen zeichne. Ich werde mich den Umſtänden anpaſſen und morgen früh 7 Uhr kommen, um die Silhouetten zu zeichnen.

Auch bat ich, den Domherrn um $7^1/_2$ Uhr kommen zu laſſen, was man verſprach. Ich war noch bei Demoiſelle Gralath und nachmittags bei den Gerdis. Mad. Gerdis bat erneut um ein Madonnenbild für die Staroſtin Ledikowſki. Ich zeigte ihr das zerbrochene Porträt, worüber ſie ſehr betrübt war. Sie bat mich ſehr, ein anderes anzufertigen. Endlich um 11 Uhr abends trennten wir uns. Gerdis und ich begleiteten Demoiſelle Gralath, dann ging ich nach Haus.

24. Juli. Nach kurzer Arbeit am Porträt meiner Schweſter ging ich zu Demoiſelle Gralath. Sie ſtand ſchon am Fenſter, das half mir, das Haus leicht zu erkennen. Durch den ſchon genannten Schmidt iſt ſie einmal in Paſtell gemalt worden, aber wenig gelungen. Früher war ſie eine leidenſchaftliche Jägerin und Reiterin, auch der Vater liebte die Jagd ſehr. Einmal iſt ſie mit dem Bürgermeiſter Conradi ausgeritten, doch trabte ihr Pferd ſo raſch, daß der Bürgermeiſter vergebens verſuchte, in ihrer Nähe zu bleiben. Im Geſtrüpp verlor er den Hut, die Perrücke, zuletzt Kopf und Herz. Ihre Mutter kam und zeigte mir ihre Malereien. Der Vater hatte auch eine große Vorliebe für Naturkunde gehabt, ihm hat ſie auch Inſekten und dergl. präpariert. Auch ein kleines Tuſchbildchen brachte ſie, welches ein ſchlafendes junges Mädchen, das von einem Landmann geweckt wird, darſtellt. Hierauf war ich beim Fürſtprimas, deſſen Bild ich fertigſtellte. Geſtern hatte er mich ſehr mit Zureden gequält, ſein zweites Porträt in der Vergrößerung hier in Danzig fertig zu machen. Ich hatte alle Arten von Gründen angeführt, unter anderen, daß ich kein Pergament habe; ſofort verſprach er, morgen ſolches mit ſeinem Schweizer zu ſchicken. Er ſchickte auch in der Tat, dieſer Schweizer brachte zwei Bogen, den einen für das Porträt, den anderen als Geſchenk für mich. Von Mademoiſelle Gralath's Mutter, die durch ihre Tochter davon gehört hatte, wurde mir ebenfalls ein Blatt gebracht. Ich führte dann noch das Fehlen mathematiſcher Inſtrumente an, ſofort brachte er mir eine ſehr ſchöne engliſche Garnitur, die er mir leihen will. Nachdem ich ſeinen Schattenriß angefertigt hatte, zeichnete ich noch diejenigen der Mad. Öhmchen und des Domherrn Hierauf ſetzten wir uns zu Tiſch. Ich ſaß neben Dr. Wolff, er begann über die weißen Beinkleider der Soldaten zu ſpotten, als ich um Erklärung bat, begann er, ſich mit ſo viel Animoſität und Grobheit über den König und die preußiſche Regierung auszulaſſen, daß ich mich indigniert abwandte und es vorzog, ihm nicht zu antworten, doch er ließ ſich immer mehr fortreißen und äußerte, er möchte lieber ein Schwein ſein, als ein Untertan des Königs von Preußen. Ich erwiderte ihm ſo laut, daß alle Umſitzenden es hören konnten: ich für meinen Teil bin lieber Untertan des Königs und überlaſſe ſehr gern die Eigenſchaften eines Schweines denen, welche den Mut nicht haben, dies ebenfalls vorzuziehen. Dies beendete den Streit. Danach fing er gelegentlich einer Äußerung, daß die Berliner Ärzte Genies ſein, wieder zu reden an und brachte vor, in einem Staate, in dem der Zwang herrſche, könne es keine Genies geben, was ich lebhaft beſtritt, indem ich zahlreiche brandenburgiſche Genies nannte, die es bis zu hoher Vervollkommnung gebracht hätten. Ich wurde von Dr. Kunſt (Kandt?) unterſtützt, und er wurde wieder zum Schweigen gezwungen. Nach dem Eſſen frug mich der Primas, ob ich noch mit ihnen Kaffee trinken wolle, ich erwiderte, ich würde mich nach ſeinem Wunſche richten. Er erinnerte mich, daß ich es oft verweigert habe, ihn zu trinken. Darauf antwortete ich ihm, daß es öfters Fälle gegeben hätte, wo ich genötigt geweſen ſei, direkt nach dem Diner zu anderen Leuten zu gehen. Dann waren wir noch vor der Türe (auf dem Beiſchlag). Monſ. Griſchow hatte auch hier geſpeiſt. Mad. und Mademoiſelle Öhmchen kamen, ſie ſchalten mich, daß ich Demoiſelle Gralath zu ſchön gemalt habe. Wir tranken Kaffee, danach rollte ich meine Zeichnungen zuſammen und wollte nach Haus zurückkehren, doch bat mich der Primas zum Souper zu bleiben und

dann die Kinder Franouch und Marouchna zu zeichnen. Als ich ging, folgte er mir und bestürmte mich nochmals mit Bitten, sein großes Porträt zu machen. Ich weigerte mich standhaft, endlich beschränkte er sich auf das Gesicht, und sagte, ich solle nur das Gesicht kopieren, er würde mir noch einmal sitzen, damit ich es beenden könne. Das Ende war, daß ich mich ergab und es ihm versprach.

Vom Primas weg ging ich nach Haus. Die Komtesse Keyserling hatte nach mir geschickt und mich zu sich bitten lassen, auch ist eine Dame im Wagen vorgefahren, man vermutet die Gräfin Czapska, und hat nach mir gefragt. Gestern abend war Monsr. Boquet zum Tee bei mir, doch trank er nur Milch. Um 5 Uhr verabschiedete er sich, ich ging mit ihm, um Mad. Claude zu besuchen, zu der auch der Starost Ledikowski kommen wollte, doch traf ich niemanden an, wohl aber wurde mir ein kleines Billett gereicht, in welchem Monsr. Gerdis mich auf morgen zum Diner bat. Ihn und Mad. Claude, die mich auch zum Souper geladen hatte mußte ich um Entschuldigung bitten, daß ich nicht kommen könnte, da am genannten Abend um 8 Uhr die Gräfin Czapska mich erwartete. Ich bestellte mein Pferd, ging nach Haus, um die Kleidung zu wechseln, und um 6 Uhr ritt ich aus. Ich passierte den Wall bis ans Jakobstor, hier schlug ich den Weg ein, der seitlich des Hauses des Monsr. Rosenberg abgeht; es sind noch mehrere schöne Häuser und Gärten hier, doch kam ich leider nicht sehr weit, sondern mußte umkehren. Ich ritt denselben Weg zurück, passierte die große Allee, kam nach Langfuhr und Heiligenborn. An einem Garten, der dem Sohn des Herrn Lohrmann gehört, kam ich vorüber, er ist sehr schön, viele Marmorfiguren stehen darin und farbige Gnomen, auch eine Grotte gibt es, an deren Eingang zwei Nymphen sitzen. Von hier aus schlug ich den Weg nach Tempelburg ein, doch kehrte ich bald wieder um, ließ mir eine Flasche Bier geben und ritt über Schidlitz heim, wo ich erst um $9^3/_4$ Uhr ankam. Mir war derart heiß geworden, daß ich Wäsche und Perrücke wechseln mußte. Als ich zum Primas kam, saß alle Welt bei Tafel, von Freunden waren nur Monsr., Madame und Mademoiselle Öhmchen zugegen. Weder die Gräfin noch der Chevalier saßen an der Tafel, aber sie lief herum. Ich entschuldigte mich beim Primas, aß wenig und stieg dann gleichzeitig mit den Kindern nach oben, um deren Silhouetten zu zeichnen. Die Gräfin begleitete uns und bald folgte auch Mad. Öhmchen, damit ich sie ebenfalls zeichne. Ich begann mit den beiden Kindern, aber bald kamen Demoiselle Öhmchen, die ihre Mutter holte, so daß ich diese nicht mehr zeichnen konnte. Doch ließen sich die Gräfin und der Graf zeichnen. Beim Fortgehen nahm mich Monsr. Ledikowski noch mit zu sich, damit ich seine Frau zeichne, diese war schon im Negligé und ohne Coiffüre, dennoch empfing sie mich sehr gut, wir machten uns gegenseitig viel Komplimente, ohne sie ernst zu meinen, endlich warf sie ihre Nachthaube fort, plazierte sich und ließ sich zeichnen. Dann kam ihre älteste Tochter, sie begegnete mir sehr höflich. Ich bat sie um Entschuldigung, daß ich um 1 Uhr in der Nacht zu ihnen käme, doch sei dies die Schuld ihres Vaters. Dann ließ ich sie Platz nehmen und zeichnete sie gleichfalls. Hierauf begab ich mich nach Haus.

25. Juli. Ich war in der Kirche, nachdem ich vorher Silhouettenpapier zu Mr. Gerdis gebracht hatte, weil ich dort zeichnen wollte. Bei der Generalin Czapska war ich, jedoch ohne sie anzutreffen, Mad. Gerdis ist leidend. Als ich mit ihrem Gemahl im Fenster lag, glaubte er den Wagen der Gräfin Czapska nach dem Stall fahren zu sehen, also mußte sie wieder zu Haus sein. Ich eilte dahin, doch war sie noch nicht zurückgekehrt. In der französischen Kirche hörte ich Monsr. Boquet, beim Weggehen traf ich Mad. Waasberghe mit den Damen Kämmerer und Claude. Ich trat zu ihnen, Mad. Waasberghe überhäufte mich mit Vorwürfen, weil ich ihr nicht auch die Porträts gezeigt hätte, die ich gemalt habe. Ich sagte ihr, daß sie dieselben noch bei den verschiedenen Eigentümern sehen würde.

Beim Abschied reichte ich Mad. Claude die Hand, am Wagen des Monsr. Gerdis nötigten mich die beiden Schwestern, zu ihnen mit einzusteigen, wir fuhren nach ihrer Wohnung, wo mir Mad. Claude noch einige Sachen auf dem Klavier vorspielte. Bis gegen Mittag blieb ich mit den beiden Schwestern zusammen. Als wir von Mad. Claudes Wohnung zu Monsr. Gerdis gingen, begegneten wir Monsr. van der Smissen, der sehr erstaunt war, mich noch in Danzig anzutreffen. Das hatte seinen Grund darin, daß ich bei unserem letzten Zusammensein ihm sagte, ich sei im Begriff abzureisen. Bei Monsr. Gerdis trafen wir Monsr. Wolters, wir speisten, und nach dem Essen begann ich zu zeichnen, erst Monsr. und später Mad. Gerdis. Um 2 Uhr gingen Monsr. Gerdis, Monsr. Wolters und Mademoiselle Kämmerer in die Katharinenkirche, ich blieb bei Mad. Gerdis und Mad. Claude.

Schließlich wurden wir benachrichtigt, daß Mad. Valentine zu Mad. Claude zu Besuch gekommen war, so begaben sich Mad. Claude und Mad. Gerdis in die Wohnung der ersteren, und ich ging nach Haus mit dem Versprechen, bald wiederzukommen. Zu Haus ordnete ich die Wechselangelegenheit mit meiner Tante. Nachdem ich mit meiner Mutter Kaffee getrunken hatte, ging ich wieder zu Mad. Claude, wo ich schon Monsr. Ledikowski antraf. Ich begann seinen Schattenriß, an dem er viel Freude hatte. Die Haare hatte ich ihm an der

Stirn ein wenig dicht gemacht. Dann ging ich nach Hause, nachdem ich ihm noch gesagt hatte, er solle mir seinen Sohn und seine Tochter bringen, damit ich auch ihre Profile zeichne.

Monſ. Texier kam, wir speiſten zuſammen, nach dem Eſſen zeichnete ich Monſ. Texiers Profil, um 10 Uhr kam auch Monſ. Ledikowſki mit ſeinem Sohn. Nachdem ich auch dieſen noch gezeichnet hatte, nahm mich Monſ. Ledikowſki mit zu ſich, damit ich auch noch ſeine jüngſte Tochter zeichne. Die ältere Tochter begegnete mir ſehr liebenswürdig, ſie erzählte mir, ſie ſei mit der Czapſka und der Keyſerling in einer Geſellſchaft geweſen, wo viel über mich geklatſcht worden ſei. Nachdem ich noch der Mutter meine Aufwartung gemacht hatte, begab ich mich nach Haus. Vor dem Schlafengehen wollte ich noch mein Tagebuch ſchreiben, doch konnte ich mein Portefeuille nicht finden. Ich entſann mich, es auf das Klavier bei den Demoiſellen Ledikowſki gelegt zu haben, wo es, nachdem ich meinen Bleiſtift herausgenommen hatte, liegen geblieben war. Das beunruhigte mich ſehr, da ja mein Tagebuch ſich darin befand, in dem ich mich wohl etwas frei über den Staroſt Ledikowſki ausgeſprochen habe. Sehr verärgert legte ich mich nieder und wachte ſchon am frühen Morgen ſehr beunruhigt auf. Endlich war es 7 Uhr, ich begab mich zum Staroſten, da ich glaubte, er würde bereits aufgeſtanden ſein, doch war dies nicht der Fall, man ſagte mir, ich ſolle nur hinaufgehen zu der franzöſiſchen Demoiſelle. Das tat ich und fand eine Magd, die die Stube auskehrte. In einem Alkoven ſah ich etwas ſich bewegen wie ein Weibchen im Hemd. Ich ließ durch die Magd anfragen, ob man nicht mein Portefeuille gefunden habe. Während dieſe in den Alkoven trat und dort mit Jemanden ſprach, erblickte ich es mit mehreren Sachen, die auf einem Fenſterbrett lagen. Als ſie wieder heraustrat, zeigte ich es ihr und ließ es mir geben. Dann ging ich, ſehr froh, es gefunden zu haben, fort. Um 9 Uhr kehrte ich zurück, um die Bilder zu retuſchieren. Während ich an dem von Madame arbeitete, kamen Monſ. und Mad. Gerdis, dann ging Mad. mit der älteren Komteſſe weg. Sie hat uns alle zum Mittageſſen gebeten. Das Porträt der älteren Komteſſe hatte ich ſchon gemacht und arbeitete nun an dem der jüngeren. Monſ. Gerdis erzählte mir, die Damen Gouſſeau und Lanzakowſka machten mir ſchöne Augen, um auch gemalt zu werden, und frug an, wieviel ich von ihnen fordern würde. Ich antwortete ihm, ich würde ſie gratis zeichnen, das hat ihnen viel Vergnügen gemacht. Endlich erſchien noch Mademoiſelle Hazargewſka, die Tochter des Reſidenten von Polen, mit ihrer Gouvernante, einer alten Schleſierin. Sie ſpricht recht ſchlecht franzöſiſch. Dieſer Tag war gerade Mademoiſelles Geburtstag, beide blieben zum Diner. Als die Eſſenszeit heranrückte und man uns anſagte, daß ſerviert ſei, gingen wir hinunter. Man hatte gewünſcht, daß ich die junge Hazargewſka zu Tiſch führte. Der Marſchall Piedrozewſki ſaß mit an der Tafel. Mein Platz war zwiſchen Mad. Gerdis und Mademoiſelle Gouſſeau, die mir viel von ihren Eltern in Berlin erzählte. Nach Tiſch gingen wir wieder hinauf. Nachdem Mademoiſelle Ledikowſka einige Piecen auf dem Klavier geſpielt hatte, geſtattete ſie mir, ihr Porträt zu zeichnen und danach machte ich das ihres Bruders.

Um 4 Uhr ging ich mit Mad. Gerdis zu Mad. Claude. Vorher hatte ich das Porträt Mademoiſelle Gerdis' vollendet, dann machte ich das der Mad. Claude. Vorher war noch Monſ. Wolters gekommen und hatte Mad. Claude ſehr hübſch mit der Violine begleitet.

Gegen abend ſandte uns Monſ. Ledikowſki eine Melone, die wir miteinander verſpeiſten.

Um 8 Uhr kam ich nach Haus zurück, aß zu Abend und ging wieder zu Monſ. Ledikowſki, um von den Mademoiſellen Gouſſeau und Lanzakowſka und den Damen Chrzaſzczowſka und ihrer Begleiterin aus dem Haus der Generalin Czapſka Silhouetten zu zeichnen. Der Marſchall Piedrozewſki brachte uns von dem Deſſert. Nachdem ich fertig war mit Silhouettenzeichnen, ging ich nach Haus.

27. Juli. Ich arbeitete am Porträt meiner Schweſter Luiſe weiter. Das des Primas begann ich zu vergrößern.

Der Mad. Gerdis brachte ich das ihrige.

Monſ. Uphagen ließ mich bitten, bei ihm vorzuſprechen, ich war vor Tiſch dort, und er machte mir den Vorſchlag, ſeinen Vater in Strieß zu malen. Ich ſagte ihm, daß ich, da ich nur noch kurze Zeit in Danzig bliebe, keine Zeit habe, noch auswärts Aufträge auszuführen, wenn aber ſein Vater geneigt ſei, nach Danzig zu kommen, ſo würde ich ihn noch malen.

Dann arbeitete ich am Porträt meiner Schweſter Luiſe weiter. Bei Mad. Claude ſchwärzte ich die Silhouetten von Jeannot und Henriette, den Kindern der Mademoiſelle Gerdis, und zeichnete ein Muſter für einen Schal, den Mad. Kämmerer ſticken will.

So ſchwärzte ich die Silhouette der Mad. Lanzakowſka und die der Mademoiſelle Gouſſeau. Mademoiſelle Chrzrzynowſka kam, nach ihr die Frau eines Kaufmanns, die im Dienſte der Fürſtin Lagurcka ſteht. Nachdem Abendeſſen ging ich noch hin, um die Silhouette des Monſ. Piedrozewſki zu zeichnen. Als ich vor einem der letzten Häuſer in der Heiliggeiſtſtraße vorüberkam, ſah ich vor einer Tür junge Demoiſellen, die mich wiederholt anriefen. Ich kehrte um, um zu ſehen, wer das wäre; ich erkannte Mademoiſelle Gouſſeau mit der jungen Komteſſe und Monſ. Piedrozewſki, die zum Plauderſtündchen bei der Frau des oben genannten Kaufmanns geweſen waren. Mit ihnen zuſammen ging ich nach Haus und machte dann die

genannte Silhouette. Danach wollte ich zu Monſ. Gerdis gehen, wo ich nachmittags war, um mit ihm über die Stahlplatte zu ſprechen, die ich für das Porträt des Primas herſtellen ließ (um das Pergament darauf zu ſpannen). Er riet mir, lieber Kupfer zu nehmen und veranlaßte mich, ein ſolches in der Nachbarſchaft zu beſtellen. Herr Griſchow war auch da, und man bat mich, zum Abendeſſen zu kommen, aber als ich Herrn Piedrozewſki verließ, fing es an zu dämmern, und ich beeilte mich, nach Haus zu kommen.

28. Juli. Ich habe die Kupferplatte bei Monſ. Gerdis holen laſſen, das Pergament aufgeſpannt und noch andere Vorbereitungen getroffen. Nachmittags war ich bei Monſ. Gerdis. Er war allein zu Haus, ſeine Frau war mit Mad. Claude in eine franzöſiſche Kirche gegangen. Ich zeichnete aus dem Fenſter einige Polen, die mit Töpfen handelten. Hierauf gingen wir zu Mad. Claude, wohin uns Monſ. Texier zur Vollendung ſeines Porträts beſtellt hatte. Später ging ich zu Mademoiſelle Gouſſeau, wohin ich Monſ. Piedrozewſki zur Vollendung des ſeinigen beſtellt hatte. Dann kehrte ich zu Mad. Claude zurück, die inzwiſchen mit Mad. Gerdis auch wieder heimgekehrt war. Als ſie am Fenſter ſtanden, bot ein polniſcher Topfhändler ſeine Waren an, Monſ. Gerdis ſagte zu ihm, er ſolle ſeine Töpfe heraufwerfen, er machte Miene dies zu tun, und hätte es wohl auch getan, wenn man ihm Vorteil davon verſprochen hätte.

Als ich noch bei Mademoiſelle Gouſſeau war, kam ein Dominikanermönch zu ihr. Sie küßte ihm die Hand, worüber ich ihr nach deſſen Weggange Vorwürfe machte. Sie entſchuldigte ſich aber damit, daß das einmal hier ſo Sitte ſei.

Um 7 Uhr ging ich von Mad. Claude. Vor dem Hauſe begegnete ich Monſ. Junckers dem älteren, der mich zum Abendeſſen einlud. Ich ging zuvor nach Haus und begab mich um 8 Uhr zu ihm. Er zeigte mir einen Katalog von Gemälden und Stichen, von denen ein gewiſſer italieniſcher Baron eine Lotterie veranſtalten wollte. Um 10 Uhr kam ich nach Haus zurück.

29. Juli. Das Porträt des Primas habe ich vergrößert und zu malen begonnen. Mittags war ich bei ihm, um den Grafen Podoſki zu zeichnen, doch war er nicht da, und ſeine Gemahlin ſagt, ſie glaube auch nicht, daß er kommen würde. Sie frug mich, ob ich zum Eſſen bleibe, worauf ich erwiderte, das hinge vom Fürſten ab. Hierauf kam Mad. Öhmchen und frug mich gleichfalls, ob ich hier äße. Ich bejahte, ging, beim Reitknecht mein Pferd zum Ausreiten zu beſtellen, und kehrte dann zum Primas zurück.

Beim Weggehen traf ich den Grafen, welcher mit ſeinem Diener, der einen Spiegel trug, von einer Verſteigerung kam. Er bat mich, ihn für heute zu entſchuldigen. Von der Tafel erhob er ſich ſehr bald wieder, um nochmals zu der Verſteigerung zu gehen. Die Komteſſe machte ſich über mich luſtig, daß mein Modell ſich aus dem Staube gemacht habe. Zwiſchen dem Arzte Kunſt, dem Chevalier und der Komteſſe entſtand ein Streit: die beiden Herren ſprachen davon, daß ein polniſches Mädchen der Mad. Öhmchen hübſch ſei. Kunſt ſelbſt ſagte, ſie habe das Ausſehen einer Hirtin der Dichter, die Gräfin aber behauptete, ſie ſei nicht hübſch. Endlich ſchlug die Komteſſe vor, man ſolle ſie mir zeigen, wir ſtiegen alſo ins Zimmer der Mad. Öhmchen hinauf. Sie kam herein, Kunſt zeigte ſie mir, rühmte mir ihren Buſen und ließ ihn mich flüchtig ſehen. Dennoch konnte ich nicht ſagen, ſie ſei hübſch, und ging ſchließlich.

Da ich den Damen Kämmerer und Claude verſprochen hatte, mich etwas mit ihrem Prozeß bekannt zu machen, begab ich mich zu ihnen. Mademoiſelle Kämmerer ſtickte und Mad. Claude hatte ſich hingelegt. Sie laſen mir die Fragen des Monſ. Guſtine vor, die er ſtellte, als ihm die Sache übergeben wurde. Er hatte ſich nach verſchiedenen Gegenſtänden erkundigt, die ſie in Geld oder Schmuckſachen von ihrem verſtorbenen Onkel zum Geſchenk erhalten haben. Sie haben von Grabia und Wölm (Wöler) ungefähr 400 Taler auf Rechnung der 1000, die ſie erhalten ſollten, bekommen, d. h. 900 von Monſ. Odoul (?) und 100 vom verſtorbenen Onkel, indem ſie teilnahmen an dem Legat, das Odoul zu ſeinen Gunſten feſtgeſetzt hatte. Es verhält ſich ſo, wie ſie geſagt haben; Grabia ſoll ihnen außerdem noch eine Summe von 100 Talern ſchulden, worüber ſie ihm Rechnung geſchickt haben. Sie baten mich, Guſtine zu fragen, ob Grabia auf ihre Rechnung geantwortet habe. Ich verſprach ihnen, mich genau über alles zu informieren und ihnen zu ſchreiben. Sie glauben, daß das Teſtament nach dem Hinſcheiden Odouls gemacht ſei, aber da die Herren Ermann, Louis Prevot, François Rouſſet u. a. das Teſtament unterſchrieben haben, iſt doch anzunehmen, daß es in aller Form gemacht iſt. Sie laſen mir auch einen Teil des Plaidoyers des Vaters Odoul vor, das er niedergeſchrieben hatte, als er das Teſtament umſtoßen wollte. Während wir mit dieſer Affäre beſchäftigt waren, hatten ſich die Damen Gouſſeau, Lanzakowſka, Chrzaſzczowſka und die kleine Staroſtczanka an das Fenſter geſetzt und wir machten nun viel Komplimente und Grimaſſen, endlich baten ſie mich, ihnen für einen Augenblick meine kleine Sammlnng von Zeichnungen zu ſchicken. Sie haben ſie zurückgeſandt.

Von hier aus ging ich nach Hauſe, wo ich noch ein wenig am Porträt des Fürſten arbeitete. Um 6 Uhr beſtieg ich mein Pferd. Ich ritt durch das Hohe Tor, links am Wall herum bis zum Langgarten, über den Langen Markt, die Lange Gaſſe. Zuerſt wollte ich vom

Hohen Tor aus durch Schottland, da aber hier das Pflaster zu schlecht ist, kehrte ich kurz vor dem Ziele um und kam durch Langgarten um 8¼ Uhr nach Haus.

30. Juli. Ich habe meine Stiefel besohlen lassen. Monsr. von Rosenberg hat mich bitten lassen, im Vorbeikommen bei ihm mit vorzusprechen; ich versprach es für morgen.

31. Juli. Ich arbeitete am Porträt des Primas weiter. Um 9 Uhr war ich bei Monsr. von Rosenberg, der mich nach dem Preis einer Kopie seines Bildes frug. Ich verlangte 8 Dukaten. Er hat mir 10 Dukaten für das Original gezahlt und sagte dabei, dies sei mehr, als mir Monsr. von Keyserling gegeben habe. Ich versuchte ihm glaubhaft zu machen, daß dies nicht der Fall sei.

Dann ging ich nach Haus zurück, um mit meiner Arbeit fortzufahren. Meine Tante sprach mir von einem Porträt der Madame Schaase, die sich malen lassen wollte. Ich wollte es, wegen meiner baldigen Abreise, nicht übernehmen und weil sie, eine ehemals hübsche Frau, durch eine lange Krankheit und den plötzlichen Tod eines Kindes abgemagert und bleich geworden war. Man würde das Porträt unschön finden, da man sich immer noch der ehemaligen Schönheit des Originals erinnert.

Um 11 Uhr war ich bei dem Primas, um sein Porträt zu überarbeiten. Er sagte mir, er habe vermitteln wollen, daß eine hübsche Frau, Mad. Diedrich, mich mit ihrem Porträt beauftrage, doch habe er nicht gewußt, wie lange ich noch hier bleibe.

Ich werde noch hier bleiben.

Als das Porträt fertig war, fand man, daß es noch ähnlicher sei als das erste. Er behielt mich zum Diner da, und während der Mahlzeit wurde viel über die Schönheit und die Launen der Frauen gescherzt.

Da der Primas nun fertig war, arbeiteten wir noch ein wenig am Porträt des Grafen. Nach aufgehobener Tafel gingen wir ins Zimmer des Fürsten hinunter, um dort Kaffee zu trinken.

Danach sagte ich dem Fürsten, ich würde ihm Montag sein kleines Porträt wiederbringen, von dem er so sehr befriedigt ist. Er bat mich, bei ihm zu speisen, solange ich noch in Danzig sei.

Von hier ging ich zu den Damen Claude, um ihnen das Porträt zu zeigen. Als ich in der Langen Gasse war, begegnete ich den Herren Bardin, Platzmann, Ch. Lautier, Hobelac, Goulon, den beiden Jordan und Broch. Ich grüßte sie Alle. Monsr. Hobelac frug mich, wie lange ich Zeit zu meiner Reise gebraucht hätte. Ich sagte, acht Tage und am neunten sei ich morgens um 8 Uhr angekommen. Darüber staunte er sehr und konnte es fast nicht glauben.

Bei den Damen Claude traf ich den Pastor Boquet, ich zeigte ihnen das Porträt und die zweite kleine Sammlung, wo sie Ähnlichkeit zu finden glaubten. Dann wollte ich gehen, aber sie baten mich zu bleiben, bis ihre Schwester käme, was nicht mehr lange dauern könne. Mad. Claude zeigte dem Pastor die Porträts, die unten hängen. Er spendete allen Beifall, besonders dem der Demoiselle Kämmerer, das er am ähnlichsten findet. Mad. Gerdis kam mit der Schwester ihres Gatten, welche einen kleinen Czapski, Neffen des Strasnik, an der Hand führte. Auch sie fanden das Porträt sehr ähnlich und Mad. Gerdis bestürmte mich wieder um das Ringbild. Ich versprach es ihr Montag. Sie bat, ich solle mich für Montag mit niemand verabreden, sondern bei ihr speisen. Ich versprach es und ging dann mit dem Geistlichen, da dieser mir gesagt hatte, wenn ich wolle, würde er mit mir in den Garten des Maiczek gehen, in welchen man auf dem Poetensteig gelangt, doch war er geschlossen. Wir verfolgten die Straße am Wall, durch den Langgarten und über die Grüne Brücke und begegneten noch Henry Lautier, Platzmann und der älteren Baudouin. Platzmann sagte mir, er habe vor seiner Abreise meine Frau und Kinder bei bestem Wohlsein gesehen, er habe Briefe erhalten mit der Meldung, daß der Sieur Manzot auf meine Anweisung nichts gezahlt habe, ich sollte mir nur den Brief zeigen lassen, wenn ich nach Berlin zurückkäme und ohne Gêne das nächste Mal wieder auf ihn ziehen. Monsr. Baudouin geht von hier nach Königsberg.

Auch Monsr. Vernezobre trafen wir, der uns viel von der Taufe des nachgeborenen Kindes eines Monsr. Stancke erzählte, die morgen in der französischen Kirche stattfinden soll, das Kind soll sehr viel Taufzeugen und Paten und 5 Namen haben. Monsr. Boquet sagte mir, ich solle versuchen, in die Akademie am Hohen Tor zu kommen, es solle dort viel Seltenheiten geben. Monsr. Gerdis könne mir behilflich sein, da er mit dem Baron Zorn, dem Inspektor, bekannt sei. Von hier ging ich nach Hause. Das Porträt der Mlle. Gousseau habe ich beendet und es ihr mit dem der Dame Lanzakowska nach dem Abendessen gebracht, ich traf da die junge Staroszczanka. Ich zeigte ihnen meine neue Sammlung, die Demoiselle Lanzakowska hat herausgefunden und weitererzählt, daß ich die Demoiselle Gousseau gemalt habe, wie sie einem Priester die Hand küßt und mich gebeten, ihr die Zeichnung zu geben, was ich auch tat. Um 9 Uhr ging ich nach Hause. Monsr. Boquet bat mich auch, die drei Porträts von ihm, seiner Frau und den Kindern nicht nach Danzig, sondern an seinen Vater nach Magdeburg zu schicken.

1. August. Um 9 Uhr war ich in der französischen Kirche in der Langen Gasse. Ich traf Monsr. Platzmann, der die Berliner und Monsr. Kircheisen erwartete, um mit ihnen nach Langfuhr zum Diner zu gehen, sein Sohn, sein Kommis und der junge Phillipe freuten sich sehr, mit mir zusammen die Kirche besuchen zu können.

Mr. Boquet predigte über die Segnungen der Demut. Nach dem Gebet taufte er das Kind der Mademoiselle Stancke, ein Töchterchen, es hatte fünf Namen, zwei Pathen und drei Taufzeugen erhalten, nämlich Monſ. Kadé, Monſ. Gerdis, Mad. Boquet, Mad. Claude und Mad. Wobſer; Mad. Gerdis war Gevatterin. Vor der Kirche traf ich Monſ. de Waasberghe, der ſich beklagte, daß ich ihm nicht alle Porträts, die ich gemacht, gezeigt habe. Ich ſagte ihm, er würde ſie ſchon nach und nach bei den Perſonen, die ich gemalt habe, zu ſehen bekommen. Den Grafen und die Gräfin Podoſka hat er geſehen, er bat mich, nicht abzureiſen, ohne ihn beſucht zu haben.

Beim Fortgehen half ich Mad. Gerdis und Mad. Claude in ihren Wagen, ſie baten mich mit einzuſteigen, ich dankte, danach ſtiegen Monſ. Gerdis und Monſ. Wolters zu ihnen, ich beſuchte mein Pferd und bezahlte ſeine Penſion. Dann ging ich zur Dominikanerkirche und ging hinter dem Altar herum. Ich ſah die Prozeſſion aus dem Kreuzgang kommen, poſtierte mich an den Eingang, wo die ganze Prozeſſion vorüberzog. Die Damen Gouſſeau, Lanzakowſka, Chrzaſzczowſka und die andere Kammerfrau der Gräfin Czapſka gingen mit im Zuge. Die Muſik war ſehr ſchön.

Dann ging ich nach Haus, wir aßen, danach war ich mit meiner Schweſter in der Eliſabethkirche, wo Monſ. Drusburg über die Wandlung von Wein und Brot und die Meſſe ſprach. Nach Hauſe zurückgekommen, wurden wir von meiner Tante mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Das Porträt meiner älteſten Schweſter habe ich beendet und das der jüngſten begonnen. Um 6 Uhr ritt ich aus. Ich kam durch das Olivaer Tor, traverſierte die große Allee und paſſierte hinter Herrn Sotsmanns Garten. Dort kam ich in einen ſehr ſchönen Wald, wo es viele Gaſtſtätten gibt. Auf dem Rückweg ſah ich, als ich am Haus des Herrn von Roſenberg vorbeikam, den ganzen Balkon von Leuten beſetzt, die Lautiers ſchienen mit darunter zu ſein. In den Plantagen kam ich an einem Wagen vorüber, in dem Mad. Metzel mit zweien ihrer Töchter ſaß. Sie iſt eine Brunati, die zweite heißt Adelgunde. Trotzdem ſie viel jünger iſt als ich, ſieht ſie doch recht alt aus. Nach dem Abendeſſen zu Haus, begann ich einen Kaſten für das Porträt des Primas.

Als ich an Mr. Junckers Hauſe vorbeiritt, ſtanden da Madame und ihre beiden Töchter, ich hielt mich einen Augenblick bei ihnen auf und ging dann nach Haus.

2. Auguſt. Um 6 Uhr war ich mit Herrn Paſtor Boquet bei Monſ. Unſolt, der noch ſchlief. Wir holten ihn ab, um gemeinſam nach Kleinhammer zu gehen, wo ein Garten ſein ſoll, der von vielen Statuen, die allgemein als ſehr ſchön gelten, geſchmückt iſt. Der Künſtler, der ſie geſchaffen, ſoll den Preis von hundert Dukaten für ein Flachrelief erhalten haben, er hieß Eggerſen, war Schwede und iſt jung geſtorben, er hat auch den Vorbau des Rathauſes gebaut. Der Garten iſt ſehr ſchön, er hat ein wundervolles Blumenparterre, Promenaden, ein Labyrinth und ein Theater. Die Statuen ſtellen die vier Temperamente dar, außerdem Minerva, die ein Kind an der Hand führt, das ihr nicht folgen will, und Venus Amor küſſend — es fehlt an Zeichnung, der Ausdruck in den Geſichtern iſt ſchlecht. Neben dieſem Garten liegt noch ein andrer, ebenſo ſchöner, vom ſelben Meiſter, der der Witwe eines Ratsherrn Schmidt gehört. Der Ort iſt ſehr ländlich und hat dicht dabei auch einen Park mit etwa zehn Stück Damwild und zwei anderen Hirſchen. Um 9½ Uhr kamen wir von dort zurück, nachdem wir in Langfuhr ein Glas Branntwein und etwas Zwieback zu uns genommen hatten. In der Nähe des Hohen Tores trafen wir Monſ. Lautier, der erzählte, er ſei bei den Damen Roſenberg geweſen, die ihm das Porträt ihres Vaters gezeigt hätten, welches er vollkommen gelungen fände. Dann verbreitete er ſich noch über das Reiſen und über die Schnelligkeit, mit der ich den Weg zurückgelegt hatte.

In die Stadt zurückgekehrt, traten wir einen Augenblick bei Monſ. Bardin ein, wo wir noch Monſ. Mieſchke antrafen. Monſ. Bardin hat Stiche für ihn beſtellt, die er übermorgen erhalten ſoll. Dann ſuchten wir noch Monſ. Lincke auf, ſpäter auch Monſ. Platzmann.

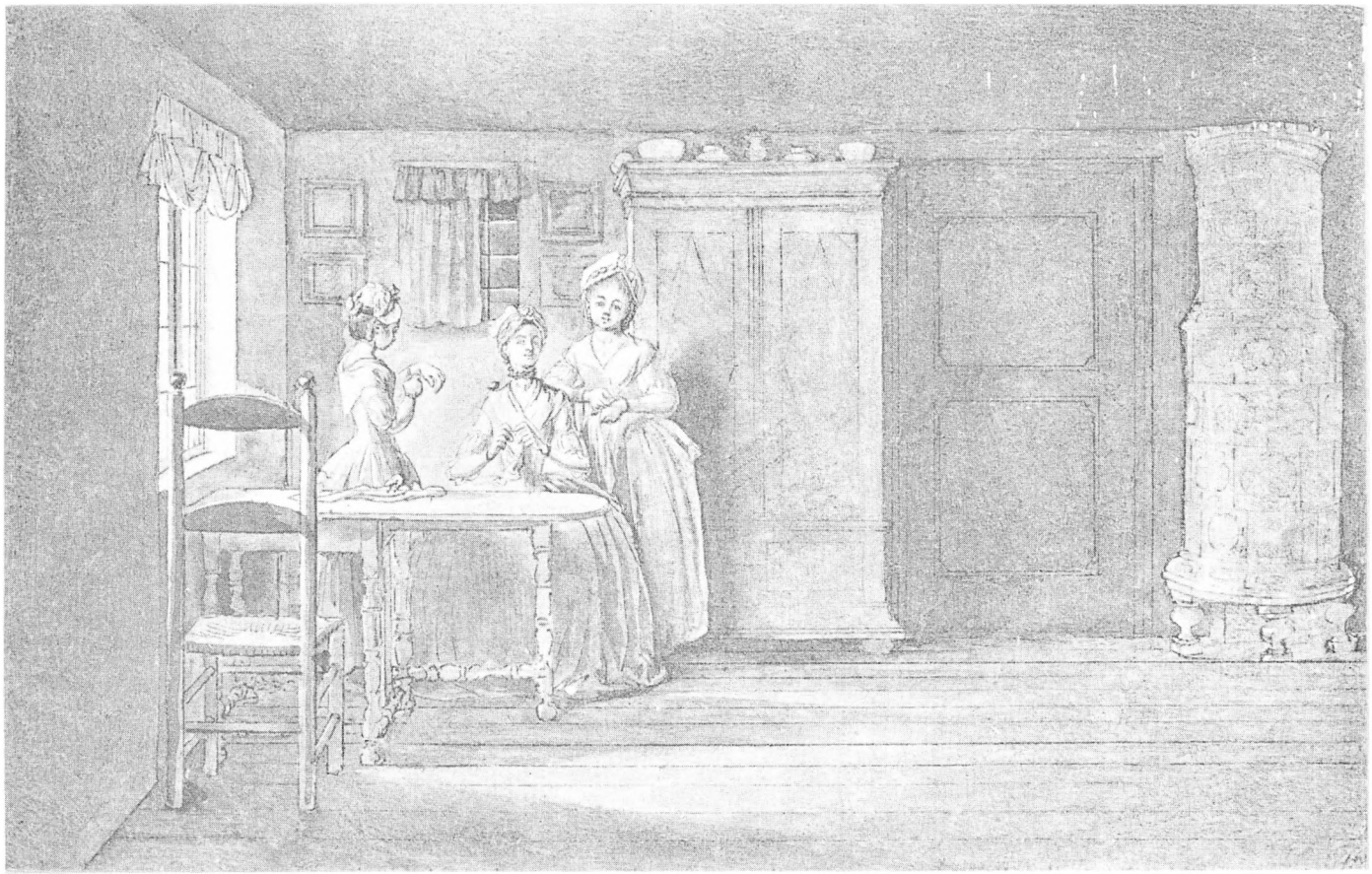
Endlich kam ich nach Hauſe und fertigte das Ringbild für Mad. Ledikowſka an.

Als es fertig war, brachte ich es zu Monſ. Gerdis. Mad. Gerdis hatte mich am Freitag gebeten, für Montag mittag keine Einladung anzunehmen. Ich traf in der Nähe ihres Hauſes Monſ. und einen Königsberger namens Schön, der nach Berlin reiſte. Sie wollten mich nicht vorüberlaſſen, aber als ich ſagte, ich hätte eine Madonna abzuliefern, trennte ſich Monſ. Gerdis von ihnen und ging mit mir nach ſeiner Wohnung. Ich übergab ihm Original und Kopie, er zahlte mir letztere mit drei Dukaten.

Ich bat ihn, mir zu ſagen, was ich ihm ſchuldig ſei für die Kupferplatte, er ſagte, er wiſſe es noch nicht und frug, ob ſeine Frau ihr Bild bezahlt habe, worauf ich ihm antwortete, daß dies nicht eilig ſei. Wir verließen nun wieder das Haus, um den andern zu folgen, die die Schweſtern abholten, um zuſammen nach dem engliſchen Hauſe zu gehen, wohin uns Herr Staroſt Ledikowſki alle zum Eſſen gebeten hatte. Außer den genannten Perſonen waren noch Paſtor Boquet mit Gemahlin, Monſ. Wolters und Monſ. Griſchow gebeten.

Nach dem Diner führte man uns in den Turm des Hauſes hinauf, um uns die ſchöne Ausſicht zu zeigen, die man von da hat. Als wir wieder heruntergekommen waren, ging ich heim.

Mad. Scott hatte mich zum Abendeſſen eingeladen, doch hatte ich ihr nichts zugeſagt. Beim Weggehen war



Madame Henry, Frau eines alten Bekannten Chodowieckis, und deren Töchter.

Betende Dame. – Zwei Danziger Damen in Straßentoilette. – Demoiselle Ledikowska mit ihrer Erzieherin Demoiselle Gousseau.

ich bei den Damen, wo sich Mad. Ledikowska und die junge Staroszczanka befanden. Ich zeigte ihnen meine neuen Sachen und nahm die Porträts der Damen Lanzakowska und Gousseau mit. Sie sagten mir im Auftrag der älteren Staroszczanka, daß diese mich zu sehen wünsche. Ich versprach morgen um 9 Uhr hinzugehen. Dann war ich zu Haus und arbeitete am Porträt meiner älteren Schwester.

3. August. Morgens arbeitete ich an den Porträts meiner älteren und an dem der jüngeren Schwester weiter. Um 9½ Uhr war ich bei der Staroszczanka Ledikowska, um nach ihren Wünschen zu fragen. Sie entschuldigte sich, mich herbemüht zu haben, sie wolle mir nur sagen, ich solle mich erinnern, daß jemand in Danzig große Freundschaft für mich fühle. Ich erwiderte ihr, nichts käme der Ehrfurcht und Zuneigung gleich, die sie mir für sich eingeflößt habe. Nachdem ich sie verlassen hatte, suchte ich noch die Damen Kämmerer und Claude auf, um das Bildnis Mad. Claudes noch ein wenig zu retuschieren. Ich bat sie, mir Taftseide für drei Enveloppen zu besorgen, was sie mir für morgen vormittag versprachen.

Von hier aus ging ich heim, um mich für meinen Besuch bei dem Primas vorzubereiten.

Ein junger Mann hat vorgesprochen, er sagt, er wolle zwei Damen malen lassen. Man hat ihn zu Ledikowski gewiesen, wo ich nicht mehr war.

Um 12½ Uhr war ich beim Primas, wo ich das Porträt des Grafen Podoski fertig machte und die andern zurückbrachte, welche mit Ausnahme des Bildes der Gräfin alle noch dort waren. Man fand es gelungen.

Es wurde gespeist, und nach dem Diner wünschte der Primas, daß ich Ungarwein tränke, ich habe ihn gekostet und dann stehen lassen. Nach meinem Besuch beim Fürstprimas war ich zu Haus. Ich zeichnete mehrere Bildnisse von Kindern und gab sie ihnen. Das Porträt meiner jüngsten Schwester überarbeitete ich noch, um 6½ Uhr wollte ich ausreiten, aber kaum war ich aufs Pferd gestiegen, so begann es zu regnen. Ich holte mir einen Überrock und begab mich dann durch das Hohe Tor zu den Demoiselles Rosenberg. Sie hatten etwas Neues zu sehen gewünscht, ich zeigte ihnen meine drei kleinen Sammlungen, die ihnen viel Freude machten. Um 8 Uhr kam ich nach Haus.

4. August. Morgens retuschierte ich am Porträt meiner Schwester Henriette, um 11½ Uhr war ich in der Dominikanerkirche, es wurde Messe gelesen und war eine wundervolle Musik. Der Strasnik Czapski und die Staroszin Ledikowska, die ältere, waren auch anwesend. Ich blieb bis zu Ende.

Mittags speiste ich zu Hause.

Um 2 Uhr war ich bei den Damen Claude, sie hatten auf meinen Wunsch mehrere Sorten Taste zu drei Enveloppen, die ich meiner Mutter und meinen beiden Schwestern schenken wollte, gekauft, blau und für das Unterfutter chamois und weiß. Auch kam ein junger Mann mit Spitzen, diesem kaufte ich 33 Ellen für 27½ Gulden ab. Mad. Claude hat mir eine Silhouette ihres verstorbenen Gemahls gezeigt, sie ist von Mons. Grabia und sehr schlecht. Danach war ich bei Mons. Bardin, um ihn zu fragen, ob er sich mit meiner Geldangelegenheit befassen wolle. Nachdem ich ihn verlassen hatte, war ich in der Elisabethkirche, wo Mons. de la Motte predigte. Danach war ich zu Haus, wo ich an den Porträts meiner beiden Schwestern arbeitete. Hierauf war ich wieder bei den Damen Claude, die ich nicht antraf. Ich frug Mademoiselle Kämmerer, ob der Taft schon bezahlt sei, da dies noch nicht der Fall war, zahlte ich einstweilen fünf Dukaten zur Verrechnung. Der Starost Ledikowski war da, er bat mich, morgen zu ihm zu kommen, er will mir zwei Tabatieren zeigen, die er besitzt. Ich versprach um 9 Uhr zu kommen.

Heute ist der Schweizer des Fürstprimas gestorben infolge eines Schlaganfalls, ohne im geringsten krank gewesen zu sein. Um 6 Uhr stieg ich zu Pferde, ritt durch das Hohe Tor, ich begegnete dem Primas und dem Fürsten Podoski mit den Kindern.

Ich machte einen Spazierritt in der Allee, die nach Langfuhr führt, der Regen überraschte mich. Mit verhängtem Zügel eilte ich zurück, das Pferd versuchte den Kopf zwischen die Beine zu stecken. Um 8 Uhr kam ich zu Haus an.

5. August. Um 9 Uhr begab ich mich zu Mons. Ledikowski, um mir seine Tabatièren anzusehen, er sagte, er habe sie zu Mademoiselle Kämmerer geschickt. Ich zeigte ihm eine von meinem Bruder gefertigte Dose, die Eigentum meiner Schwester Henriette ist, er fand sie sehr hübsch. Nachdem er mir noch ein Glas Likör vorgesetzt hatte, verabschiedete ich mich, um zu den Damen Claude und Kämmerer zu gehen. Sie zeigten mir die fragliche Tabatiere. Es ist ein grau-bräunliches Kästchen in Camaieumalerei mit Kinderreliefs aus Französisch-Flandern. Dann zeigten sie mir auch das Gewünschte für die drei Enveloppen, ich zahlte noch drei Dukaten und einen Gulden, und sie gaben mir einen Dukaten für Mons. Texier. Ich nahm die Silhouetten, die bei ihnen gemacht worden waren und die seitdem noch dort lagen, wieder mit. Dann war ich bei Mad. Gerdis, die sich noch unter den Händen ihres Friseurs befand, sie ließ mich in ihr Zimmer eintreten und bezahlte mir ihr Porträt. Ihr Gatte, erzählte Mons. Ledikowski, wünsche die Porträts seiner Angehörigen, die von Mons. und Mad. Gerdis und ihren beiden Schwestern in Verkleinerungen zu haben. Madame beauftragte mich noch, ihr in der Porzellanmanufaktur nach Zeichnung von mir eine Schokoladetasse anfertigen zu lassen. Dies wird in Danzig in

diesem Monat die vierundzwanzigste sein, die ich entwerfe.

Dann ging ich zu Herrn Pastor de la Motte, um Abschied von ihm zu nehmen. Er zog mir sofort die Rolle mit Zeichnungen aus der Tasche und betrachtete eine nach der anderen. Bei ihm weilten noch sein Sohn, seine Tochter, Monsr. Duesbourg und ein anderer Geistlicher. Das Porträt fand viel Anerkennung. Er bat mich, ihm das Kinderbuch Monsr. Basedows zu besorgen, worin von einem König, der vor einer Schildwache passiert, die Rede ist. Auch die Bilder meiner beiden Schwestern zeigte ich ihm, die er aber nicht erkannte. Er zeigte mir eine Folge von lutherischen Geistlichen, die von Wessel gemalt und von Deisch in Schabkunstmanier gearbeitet ist. Dann ging ich zu Monsr. de Waasberghe, er hatte von den Silhouetten des Primas gehört und wußte nun nicht, was das ist. Ich zeigte ihm die von mir gemachten, die ihm sehr gut gefielen. Mit Vergnügen nahm er mein Anerbieten, ihm die seinige und die seiner Frau zu zeichnen, an, und wir kamen überein, daß ich heute Abend um 8 Uhr kommen solle, um die Umrisse zu zeichnen. Er lud mich zu Mittag- und Abendessen ein, was ich jedoch beides dankend ablehnte.

Monsr. Rottenburg, den ich hierauf besuchen wollte, traf ich nicht an. Ich sprach nur Madame, die, seitdem ich sie gemalt habe, das Fieber gehabt hat. Sie bat mich, ihren Gemahl morgen um 6 Uhr zu besuchen.

Von hier ging ich nach Haus. Mad. Claude hatte mir schon den Taft geschickt. Ich öffnete das Paket und sagte meiner Mutter und meinen Schwestern, daß ich diese Seide für sie gekauft habe. Sie schalten mich heftig deswegen. Nach dem Essen nahm meine Schwester das kleine Kästchen vom Schrank meiner Tante herunter, und nötigte mich, die 8 Dukaten, die darin lagen, zurückzunehmen. Dann ließ ich mir von meiner Mutter einen Stich mit meinem Familienbilde (le cabinet d'un peintre) geben, um ihn Mad. Czapska zu bringen, die ich aber nicht zu Haus antraf. Auch ein anderes Exemplar des Stiches gab sie mir noch, das bis jetzt an der Wand gehangen hatte und ein wenig vergilbt ist.

Von Mad. Junckers und ihren beiden Töchtern nahm ich Abschied, ihr Gemahl war nicht zu Haus. Um drei Uhr kam ich heim, verpackte und versiegelte das Porträt des Primas und arrangierte die Silhouetten. Um sechs Uhr ging ich nachsehen, ob mein Pferd gesattelt sei, da dies aber nicht der Fall war, ritt ich nicht aus und tat auch gut daran, denn es begann stark zu regnen. Auf dem Rückweg vom Reitknecht ging ich über den Dominikanerplatz, wo ich einen Mann mit Kupferstichen sah.

Unterdessen war Monsr. Karphoff bei mir gewesen, um sich malen zu lassen, ebenso zwei Damen. Er kam um 7½ Uhr wieder, wir vereinbarten, daß morgen um 7 Uhr das Porträt begonnen werden und nachmittags um 3 Uhr wieder eine Sitzung stattfinden solle. Danach aßen wir zu Abend. Meine Mutter setzte mir Brathuhn vor. Um 8½ Uhr ging ich zu Monsr. de Waasberghe, um ihn und seine Frau zu zeichnen und kehrte dann nach Haus zurück.

6. August. Nachdem ich mich für die Sitzung mit Monsr. Karphoff vorbereitet hatte, begab ich mich um 8 Uhr zu Monsr. Rottenburg, den ich noch im Bett fand. Ich ging darauf zu Monsr. de Waasberghe, der mich mit Schokolade bewirtete. Nachdem ich sein Porträt gezeichnet hatte, erschien Madame. Ich fertigte auch das ihrige an. In diesem Haus hat der Friede keine Stätte, sie ist im höchsten Grad hypochondrisch, und da er dies auch ist, so geraten diese Verrückten manchmal aneinander. Sie ist, obschon 64 Jahre alt, eine noch hübsche Frau und wünscht sich nichts als den Tod. Gesellschaften und Prunk, wie er sie nach ihrer Aussage liebt, verabscheut sie.

Um 11 Uhr zog Monsr. de Waasberghe sein Staatskleid an und nahm in diesem Aufzug von mir Abschied, um sich aufs Schiff zu begeben. Er sagte mir viel Schmeichelhaftes über meine beiden Zeichnungen, die er sehr ähnlich fand und nötigte mir zwei Dukaten auf, trotzdem doch ich selbst ihn überredet hatte, sich zeichnen zu lassen. Dann trug er mir noch Empfehlungen an Monsr. Schütz und Monsr. Reclam auf.

Von hier begab ich mich zu Mad. Gerdis, um ihr die zwei Porträts zu zeigen und ihr die vier Gulden für die Kupferplatte zu zahlen. Der Starost Ledikowski und alle anderen erkannten sofort Monsr. und Mad. de Waasberghe. Madame setzte mir eine Tasse Schokolade vor, dann nahm ich von ihr und ihrem Gatten Abschied.

(Lücke im Tagebuch.)

Für heute hatte sie mich zum Diner eingeladen. Später war ich bei ihren Schwestern, um auch ihnen die Porträts zu zeigen, die ihren Beifall fanden. Ich nahm von ihnen Abschied. Mittags war ich bei Monsr. Karphoff und begann sein Porträt. Er zeigte mir zwei, die in Leipzig von einem Maler namens Marino, einem Italiener von mehr denn 60 Jahren, gemalt waren, sie sind recht kraftlos, obgleich ziemlich bestimmt gemacht. Dieser Mann soll von guter Familie, aber durch ein Unglück gezwungen worden sein, Maler zu werden. Er hat eine hübsche Tochter von 18 Jahren, und wenn er einen jungen Mann malt, dem es an natürlicher Munterkeit fehlt, so läßt er seine Tochter hinter sich Platz nehmen, um ihm einen angeregten Gesichtsausdruck zu geben. Sie soll auch angefangen haben zu malen.

Zum Essen war ich zu Haus, wo ich Briefe aus Berlin von meiner Frau und meinen Kindern vorfand. Ich erfuhr aus ihnen, daß Gotzkowski die 50 Taler

bezahlt hat. Auch ein Billett von Monſ. Sohler lag bei, der mich bittet, einem Sekretär des Reſidenten von Rußland, namens Wolſchkow, einen Brief zu überbringen. Dieſer würde mir dann für genannten Sohler ein Porträt des Großfürſten von Rußland geben. Nach dem Mittageſſen kehrte ich um 3 Uhr zu Monſ. Karphoff zurück. Ich hatte das Schwarz, das Karmin und das Rot vergeſſen und malte nun eine Stunde lang mit Blau, Ocker und ein wenig Rauſchgelb mit Rot gemiſcht. Um 4 Uhr verließ ich ihn, um zu Haus einen Mann zu erwarten, der morgens ſchon dageweſen war, um mich zu beſuchen. Ich glaube, es iſt der Medailleur du But geweſen, er kam aber nicht wieder. Ich retuſchierte dann die Bilder der Waasberghe, nachdem ich ſie meiner Familie gezeigt hatte. Auf meiner Schweſter Henriettes Bitte ſchrieb ich an Herrn Paſtor de la Motte ein Billett, in welchem ich um Erlaubnis bat, ihn heut Abend oder morgen zu einer Stunde, die ihm genehm ſei, ſein Profilporträt zu zeichnen. Er ließ ſich mit unaufſchiebbaren Geſchäften entſchuldigen. Zu Haus arbeitete ich noch am Hintergrund und an der Kleidung auf dem Porträt des Herrn Karphoff und brachte dann um 7 Uhr Herrn Wolſchkow den Brief Monſ. Sohlers. Er verſprach, mit dem Reſidenten zu ſprechen und mir dann morgen um 4 Uhr das Porträt zu geben.

Von hier paſſierte ich den Langen Markt, die Lange Gaſſe und die Langen Buden. Ich kaufte von einem Bildermann einen Stich „Metz“ (?) von Terborch (?) für 4 Gulden. Monſ. Lohrmann ſprach mich an, er hatte eine „Darſtellung im Tempel“ nach Dietrich von Schmidt gekauft.

7. Auguſt. Um 7 Uhr war ich bei Monſ. Karphoff, um an ſeinem Porträt weiterzuarbeiten, von 10 Uhr ab war ich wieder zu Haus und arbeitete dort daran weiter. Dann war ich beim Primas, um mich zu verabſchieden, er war nicht zu Haus. Auf dem Beiſchlag traf ich Mad. Öhmchen mit ihrer Nichte, der franzöſiſchen Demoiſelle und einem fremden jungen Manne, ich glaube, es war der junge Conradi. Man brachte Schokolade, ich trank zwei Taſſen davon. Mad. Öhmchen lud mich zum Diner ein, doch entſchuldigte ich mich, ich ſei bereits verſagt, worauf ſie ſagte, ich müſſe unbedingt kommen. Ich verſprach zu kommen für den Fall, daß ich mich freimachen könne. Dann ging ich zum Staroſt Ledikowſki, er war oben und ließ mich durch ſeine Frau empfangen. Ich nahm in deutſcher Sprache von ihr Abſchied, ſie antwortete mir auf polniſch, ſo daß keiner den anderen verſtand. Dann ging ich zu Mademoiſelle Gouſſeau hinauf, die junge Staroſtczanka übte ſich im Schreiben. Mademoiſelle Gouſſeau gibt ihr deutſchen und der älteren Staroſtczanka franzöſiſchen Unterricht. Ich ſchnitt ihnen einige Federn, Mademoiſelle Gouſſeau erzählte mir, daß Dan & Toute in Berlin Bankerott gemacht hätten, ebenſo auch Raps.

Von ihnen ging ich nach Haus, wo ich noch ein wenig arbeitete. Mittags war ich bei den Gerdis, Madame war allein. Ich zeigte ihr das Porträt des Monſ. Karphoff, welches ihr gefiel. Sie bemerkte, ich zeichne die Herren viel ähnlicher als die Damen. Dabei ſeufzte ſie und frug, warum ich nicht alle Porträts ſo ähnlich mache? Ich merkte wohl, daß ſie die Rede auf das ihrige bringen wollte und ſagte, daß nicht alle Phyſiognomien ſo charakteriſtiſch ſeien. Dann kam ihr Gemahl mit dem Staroſten Ledikowſki nach Haus, ſie zeigte ihm das Porträt und machte dieſelben bedauernden Bemerkungen. Er fand das Bild auch gut und äußerte dieſelbe Meinung wie ſeine Frau. Endlich ſagte ich, wenn ſie es wünſchten, ſo würde ich Madame nochmals malen. Nach einigen Erwägungen nahmen ſie dieſen Vorſchlag an. Monſ. Ledikowſki gab mir für die ſieben Porträts und kleinen Schattenbilder 7 Dukaten, davon waren fünf Bilder ſeiner Familie, die andern Bilder der Dame Claude und ihrer Schweſter. Ich wollte ſie gar nicht annehmen, doch nötigte er mich dazu. Schließlich machte man mir noch eine kleine Tabatiere aus Papier-Maché zum Geſchenk. Gegen Mittag kamen die Damen Claude und Kämmerer, um 1 Uhr ſetzten wir uns zu Tiſch. Nach dem Eſſen forderten mich die Damen zum Rendezvous um 4 Uhr bei Mad. Claude auf, und ich ging zu Monſ. Karphoff, um ſein Porträt zu beenden. Um 4 Uhr war ich bei Mad. Claude, doch war weder ſie noch ihre Schweſter anweſend. Ich wartete ungefähr eine halbe Stunde in ihrer Wohnung, endlich kamen ſie. Mad. Gerdis ſaß mir bis gegen 6 Uhr. Sie ſagte mir, ſie würde nicht beide Porträts behalten, worauf ich antwortete, das läge auch nicht in meiner Abſicht. Dann begann ich ihr Porträt von der anderen Seite und verließ ſie um 6 Uhr, um zu Monſ. Wolſchkow zu gehen. Der ſagte mir, er habe kein Porträt, und da der Reſident, der eins beſäße, krank ſei, ſo könne er ihn nicht darum bitten. Ich merkte wohl, daß er keine Luſt hatte und frug ihn, ob er glaube, daß ich hoffen dürfe, das Porträt zu erhalten, worauf er antwortete, das könne er mir nicht verſprechen. Da ging ich.

Dann blieb ich zu Haus.

8. Auguſt. Monſ. Baudouin hat mir Grüße für ſeine Frau aufgetragen, wenn ich nach Berlin komme.

Vor dem Kirchgang arbeitete ich noch ein wenig an den Porträts der Mad. Gerdis und des Monſ. Karphoff.

Um 9 Uhr war ich in der franzöſiſchen Kirche. Monſ. Boquet ſprach über den Text: „Das Verborgene iſt für die Ewigkeit, das Offenbarte aber für uns und unſere Kinder.“ Seine Predigt war diesmal beſſer ausgearbeitet als gewöhnlich. Es waren recht wenig Leute anweſend. Beim Fortgehen beſtellte mich Mad. Gerdis zu ſich und Monſ. de Waasberghe ſagte mir, die Gräfin Keyſerling wünſche eine Silhouette von ſich zu haben.

Nach der Kirche begab ich mich zu Monſ. Gerdis, die Damen waren noch nicht anweſend, ſie hatten Mad. Wobſer begleitet. Mad. Gerdis ſaß mir wieder. Ich ging dann zum Eſſen, und nach dem Eſſen ſaß ſie mir nochmals, während ſie auf ihren Gemahl wartete. Mademoiſelle Kämmerer und Mad. Wobſer gingen in die Katharinenkirche. Während der Sitzung kam Monſ. Texier und nach der Sitzung ein Herr Baumgarten mit Frau und Tochter. Als Monſ. Gerdis mit ſeiner Dame wiederkam, verſchwand ich mit Monſ. Texier. Ihr altes Porträt hat mir Mad. Gerdis zurückgegeben; als Monſ. Texier kam, hatte ich es in meinem Buſen verborgen, damit er es nicht ſähe. Als ich dann ans Glockentor kam, verlor ich es, glücklicherweiſe hörte ich es fallen und konnte es noch aufheben. Ich traf Mad. Öhmchen in einer Portechaiſe, ſie ließ ſich zu Mad. Gerdis tragen und machte mir durch Zeichen verſtändlich, ich ſolle zum Primas kommen, um ſie zu beſuchen.

Um 5 Uhr kam ich nach Haus. Nachdem ich Tee getrunken hatte, rollte ich die 38 Silhouetten, die Stiche und das Pergament zuſammen, um es mit der Poſt nach Berlin zu ſchicken. Um 6 Uhr kleidete ich mich zum reiten an und ließ den Stallknecht, der nicht da war, ſuchen. Als ich das Pferd beſteigen wollte, trat es mich heftig auf den linken Fuß, doch ſchwang ich mich trotz des Schmerzes in den Sattel und ritt vor das Olivaer Tor.

Ich kam durch Langfuhr, ein großes Stück weit ins Land hinaus bis an die Straße nach Strieß. Dieſe paſſierte ich und kam durch Langfuhr die große Allee zurück. Hier begegneten mir zwei ganz von Berlinern beſetzte Wagen, unter ihnen die Platzmann, Link, Karlau, Goulon uſw. Beim Eingang in die Stadt ſah ich Monſ. Roſenberg auf ſeinem Balkon, ich grüßte und ritt meines Weges. Weiterhin traf ich Monſ. und Mad. Gerdis und ihre beiden Schweſtern, Mad. Wobſer und Mad. Valentin. Mad. Claude frug, ob ich mein Pferd abgeben wolle, doch war ich mir nicht gewiß, ob ſie es nicht bloß zum Spaß ſagte. Monſ. Gerdis ſagte, ich ſolle mein Pferd in den Stall bringen, ſie dann wieder treffen und mit ihnen zum Abendeſſen nach Haus gehen. Ich ſagte ihnen Adieu und machte mich aus dem Staube.

Nachdem ich mein Pferd in den Stall gebracht hatte, dachte ich, es ſei wohl am beſten nach Hauſe zu gehen. Auf dem Wege dahin traf ich Monſ. und Mad. Fabritius, ich ſagte ihnen Adieu und kam um 8½ Uhr heim.

Nach dem Abendeſſen war ich in der „Stadt Paris". Bei Monſ. Beaulieu, oder vielleicht auch im Wagen des Monſ. Hobelac hatte mir jemand geſagt, ein Iſerlohner wohne dort, der den Weg nach Berlin zu Pferd zurücklegen wolle und dazu Geſellſchaft ſuche. Doch wurde mir hier geſagt, daß kein ſolcher hier logiere, wohl aber ein Franzoſe aus Montpellier, der mit Poſtpferden nach Berlin zurückreiſe. Zu Haus badete man meinen vom Pferd getretenen Fuß mit Branntwein.

9. Auguſt. Ich fuhr fort, am Porträt der Mad. Gerdis zu arbeiten und legte das des Herrn Karphoff unter Glas.

Um 10 Uhr war ich beim Primas, Mad. Öhmchen war bei der Toilette. Ich hing ihr ihre Perlenkette um den Hals. Sie gab mir acht Dukaten für ihr Porträt und führte mich zum Fürſten, dem ſie ſagte, daß ich gekommen ſei, Abſchied zu nehmen. Ich empfahl mich ſeinem Wohlwollen und frug, ob er alle Profile, die ich gezeichnet hatte, geſchickt zu haben wünſche. Nachdem ich ſie ihm alle genannt hatte, ſagte er nur: „Ja". Ich machte ihm alsdann meine Reverenz, küßte ihm dabei nach polniſcher Sitte die Hand. Er hielt mir die Wange hin und verabſchiedete mich ſehr gnädig, indem er noch Komplimente an meine Familie beſtellte. Beim Fortgehen verweilte ich noch bei Mad. Öhmchen und ſagte ihr Adieu.

Dann ging ich zu Monſ. Karphoff, den ich jedoch nicht antraf; hierauf zu Monſ. Boquet, von dem ich Abſchied nahm. Er bat mich, ſein Porträt, das ſeiner Frau und das ſeines Kindes nach Magdeburg an ſeinen Vater zu ſchicken, der an der Walloniſchen Kirche dort Geiſtlicher iſt. Von hier ging ich zu Mad. Claude, um dort das Porträt der Mad. Gerdis zu beenden. Die Herren Ledikowſki und Texier kamen. Nach Beendigung des Porträts ging ich zur Czapſka, die ſchon bei Tafel war.

Ich ging über die grüne Brücke, wo ich einen Stich für einen Gulden und ein Meſſer für einen halben Gulden kaufte. Dann ging ich nach Haus.

Der Reſident von Polen hatte nach mir geſchickt, ich ſolle ſeine Silhouette zeichnen. Als er wieder ſchickte, ließ ich ſagen, ich reiſe zwar ſchon Sonntag ab, würde ihn aber doch noch beſuchen. Um 3 Uhr ging ich nochmals zur Gräfin Czapſka, um von ihr Abſchied zu nehmen und ſie zu bitten, mir etwas von ihren geſtochenen Arbeiten zu geben. Sie gab mir das Porträt des Grafen Hodiz. Ich gab ihr mein Familienbild, was ihr Freude zu machen ſchien. Als ich von dort aus bei Monſ. Rottenburg vorbeikam, ſah ich ihn vor ſeinem Hauſe ſitzen. Ich ſagte ihm, ich ſei bei ihm geweſen, ohne ihn anzutreffen. Er ließ mich von ſeiner Tochter zu ſeiner Frau hinaufführen, welche von neuem an Fieber leidet. Ich zeigte ihr Karphoffs Porträt, das alle erkannten. Seufzend ſagte mir Mad. Rottenburg, nicht alle meine Porträts ſeien ſo ähnlich. Nachdem ich von Mutter und Tochter Abſchied genommen hatte, begab ich mich, nachdem ich auch dem Vater unten Adieu geſagt hatte, nach Haus.

Zu Haus fand ich Monſ. Boquet, der mich noch einmal ſehen wollte. Als er gegangen war, machte ich das Porträt der Mad. Gerdis fertig. Nach dem Abendeſſen

Demoiselle Gralath im Sonntagsstaat zur Kirche gehend. – Die Intendantin Oehmken, zwei Studien. – Strasnik Chapski und Gräfin Ledikowska. – Zwei betende Danzigerinnen und ein Pole.

Das Ehepaar Gerdes mit dem Söhnchen Jeannot spazierenfahrend. – Reisende Landstreicher, denen Chodowiecki auf der Heimreise am 12. August in der Nähe von Schlawe begegnete.

war ich bei Monſ. Huzardzewſki, um den Entwurf zu ſeinem Porträt zu machen, von dort trat ich noch ein wenig bei Mad. Claude ein, wo ich auch Monſ. und Mad. Gerdis traf, und blieb einige Zeit.

Vor dem Haus des Monſ. Roſenberg ſah ich deſſen Töchter mit Mademoiſelle d'Aubonne ſitzen, ich ging zu ihnen, um Lebewohl zu ſagen. Mademoiſelle d'Aubonne verſprach mir, durch einen Berliner Herrn eine ihrer Papierarbeiten zu ſenden, ich verſprach ihr eine Gegengabe.

Ich packte 70 Dukaten und 19½ Louisdor in einen Beutel, um ſie Monſ. Bardin zu bringen.

10. Auguſt. Um 7 Uhr war ich beim Kammerherrn Hudzardewſki, um ſein Profilbild zu beenden. Er erkundigte ſich nach einem Manne, der Gemälde ausbeſſert, da er ſeine Andromeda, die er für einen Tizian hält, reparieren laſſen will. Nachdem ich ihn verlaſſen hatte, war ich bei Monſ. Gerdis. Man erzählte, der Arzt Dr. Reinicke, der hier anweſend war und dem man mich vorſtellte, habe meine Mutter von einer ſchweren Krankheit gerettet. Monſ. Gerdis nannte mir die Orte der Fahrſtraße, die er mir zu paſſieren rät. Danach begab ich mich zu Madame. Von ihrem Porträt ſcheint ſie jetzt befriedigt zu ſein. Sie ſchlug mir jetzt vor, ihr das alte Porträt, das ſie zurückgewieſen hatte, wiederzugeben. Ich gab es ihr ſofort. Darauf überreichte ſie mir ein Etui aus grüner Fiſchhaut mit Inſtrumenten und bat mich, es als Freundſchaftsbeweis anzunehmen und es dann meinerſeits meiner Frau zu übergeben. Ich weigerte mich zuerſt, es anzunehmen, doch nötigte ſie mich ſo lange, daß ich die Annahme nicht abſchlagen konnte. Schließlich nahm ich von ihr und ihrem Gatten Abſchied und zog mich zurück. Im Vorbeigehen trat ich noch bei den Damen Claude und Kämmerer ein und ſagte auch hier Adieu. Dann ging ich zu Monſ. Bardin, um mein überflüſſiges Geld in einem mit dem Petſchaft meiner Mutter verſiegelten Beutel zu übergeben. Nachdem ich mein Pferd beſtellt hatte, war ich noch bei Monſ. van der Smiſſen, um ihn zu fragen, was er von mir gewollt habe. Er hatte mir einen berittenen Bedienten nach Berlin mitgeben wollen, doch war dieſer Bediente jetzt nicht mehr da. Bei Monſ. Tietz, der mich nicht empfing, war ich noch; ſein Sekretär ſtellte mir koſtenlos einen Reiſepaß aus. Ich ſagte ihm, daß mir der Bruder des Reſidenten bekannt ſei. Heimgekommen, expedierte ich meine beiden Pakete zur Poſt, packte meine Sachen, nahm Abſchied von meiner Mutter, die an einer fiebrigen Kolik erkrankt war. Sie gab mir für meinen Bruder einen Brief mit Gold und für meine Frau einen Brief. Meine Schweſtern hatten einen Wagen kommen laſſen, um mir das Geleit zu geben, meine Tante nahmen ſie mit. Schweſter Henriette gab mir für Henry ein in Papier gewickeltes Goldſtück und meine Mutter einen halben Thorner Pfefferkuchen, da ein ganzer in meinem Reiſeſack nicht Platz hatte.

Als ich mein Pferd holen wollte und durch die Lange Gaſſe kam, traf ich Monſ. Platzmann, der mir erzählte, Monſ. Eſchmann habe eine Demoiſelle Hartmann bei der Prinzeſſin Amalie entehrt. Als dieſe erfuhr, was der jungen Dame zugeſtoßen war, ließ ſie den jungen Mann kommen und frug ihn, ob er in der Lage ſei, der genannten Demoiſelle ſeine Hand anzubieten. Während er noch nach Worten ſuchte, drohte ſie ihm, falls er ſich nicht unzweideutig erkäre, würde ſie Mittel in der Hand haben, ihn zu zwingen, ehe er ihr Palais verließe. Da faßte er den Entſchluß, ſie zu heiraten, und vergangenen Sonntag ſollen ſie zum erſtenmal aufgeboten worden ſein.

Ich verſprach Monſ. Platzmann, ſeine Frau zu grüßen, wie ich das auch Monſ. Bardin verſprochen habe.

Endlich um 11½ Uhr kam ich dazu, mein Pferd zu beſteigen. Bei Langfuhr holte ich den Wagen ein. Ich ließ bei Hoffmann, faſt in der Mitte von Langfuhr, vorfahren, wo ich Eſſen beſtellte, eine Suppe und ein Gericht Fiſche. Man ſervierte uns Forellen und eine junge Gans für acht Gulden. Danach bezahlte ich noch den Kutſcher mit vier Gulden. Im Garten waren zwei hübſche kleine Gartenhäuschen, in dem zur rechten Hand fand ich verſchiedene Inſchriften. Ich ſchrieb: Adieu, mes Amis, Adieu ma Patrie. D. C^hi. 1773, le 10. Août. Wir nahmen nun voneinander Abſchied, am meiſten weinte Schweſter Louiſe. Um 2 oder 3 Uhr trennten wir uns, meine Angehörigen fuhren nach Haus, ich ritt nach Berlin.

Am Ende von Langfuhr auf dem Felde traf ich zwei junge Mädchen, ſie wohnten im letzten Hauſe links von Langfuhr. Ich ſagte ihnen Adieu und ſetzte dann meine Reiſe fort. Bis Oliva wendete ich mich von Zeit zu Zeit zurück, um die Türme Danzigs nochmals zu ſehen.

Dieſen Weg war ich vor neun Wochen gekommen, jedoch mit wie anderen Gefühlen! Damals genoß ich im voraus die Freude des Wiederſehens mit den Meinigen und meinen Landsleuten, heute fühlte ich Trauer, daß ich ſie hatte verlaſſen müſſen. Die Erinnerung an die in der Heimat genoſſenen Freuden beſchäftigten von Zeit zu Zeit meinen Geiſt, ebenſo wie der Gedanke an das Wiederſehen mit anderen ebenſo geliebten Weſen. So kam ich durch die ſchönen Orte, die ich manchmal beſucht hatte. Zur Linken hatte ich die Ausſicht über dieſe Dörfer und Flecken, rechts auf das weite Meer, an deſſen Küſte ich bis Zoppot gekommen war. An Hohewaſſer vorbei kam ich durch Kalibke und Katz, ſehr hübſche Dörfer, nach Grabow und endlich nach Sagors, wo ich zur Nacht blieb.

Monſ. Gerdis hatte mir geſagt, es ſeien bis hierher drei Meilen, die Leute aus dem Orte ſagten, es ſeien deren vier. Ich kam um 6½ Uhr an. Dem Pferd gab ich zwei Metzen Hafer, mir wurde eine Schüſſel Forellen ſerviert, die ich leerte.

11. August. Ich stand mit der Sonne auf nach gutem Schlaf. Die ganze Nacht war ich im Hause Mons. Gerdis gewesen, im Traume wenigstens. Den Tag begann ich damit, mein Pferd zu füttern, ließ mir dann ein Glas Branntwein bringen, leerte es jedoch nicht, da ich ein wenig Kopfschmerz hatte. Um 5 Uhr stieg ich zu Pferd und ritt eine Hügelkette entlang, die ich zur Linken hatte, rechts breitete sich eine schöne Ebene aus bis nach einem Dorfe, von wo aus ich, noch mehrere Dörfchen passierend, nach Neustadt kam, welches $1^1/_2$ Meile von Sagors entfernt ist. Während mein Pferd fraß, wollte ich in die Kirche gehen, doch war sie geschlossen. Ich ritt also um 8 Uhr von hier aus weiter und kam nach einem eine halbe Meile entfernten Dorfe, wo ich mein Perd fütterte. Um $2^1/_2$ Uhr setzte ich meine Reise fort und kam um $5^1/_2$ nach Lauenburg, das 4 Meilen von Neustadt entfernt ist. Hier wollte ich Kaffee trinken, aber die Wirtin hatte noch keinen geröstet. Ich ritt noch eine Weile weiter und kam um $7^1/_2$ Uhr in ein Dorf, wo ich frug, ob ich zur Nacht bleiben könne. Die Wirtin bejahte das. Ich stieg vom Pferd, gab ihm Heu und wollte ihm um 8 Uhr Hafer geben, doch gab es weder Hafer noch Korn. Mit vieler Mühe erhielt ich endlich eine Metze frisches Korn und 2 Metzen Häcksel. Ich hatte dem Pferde schon eine Biersuppe gemacht, die es nicht fressen wollte, endlich gegen 9 Uhr gab ich ihm seine Fourage und ließ die Schüssel mit der Suppe in der Krippe stehen. Man wollte mir ein Bett geben, doch lehnte ich es ab, schlief auf Stroh, aber ich schlief fest.

12. August. Um $4^1/_2$ Uhr erhob ich mich, das Pferd lag noch, es hatte sein Futter gefressen und die Schüssel auch geleert. Ich sattelte es und machte mich auf den Weg in der Absicht, ihm im ersten Dorfe, das ich erreichte, sein Frühstück zu geben, aber, wo ich auch anfragte, nirgends hatte man Hafer oder Korn, ich konnte nur Stroh erhalten. So war ich genötigt, bis Stolpe zu reiten, ohne etwas anderes als etwas kandierte Orangenschale genossen zu haben, und mein Pferd hatte von jedem Wasser, an das wir kamen, getrunken. Trotzdem lief es recht gut und brachte mich um 11 Uhr nach einem Gange von 5 Meilen nach Stolpe.

Der Weg ist sehr gut, viel besser als die Fahrstraße, die die Post nimmt. Man rechnet 13 Meilen von Stolpe bis Danzig, die Post läßt sich für 15 bezahlen. In Stolpe angekommen, sattelte ich ab, ließ dem Pferd erst Heu, dann eine Metze Hafer mit ebensoviel Häcksel gut gemischt geben, ließ mir Kaffee bereiten und speiste hier mit zwei Männern aus Stettin, die zu Pferd in die Kassubei reisten, um Rindvieh einzukaufen. Sie zahlen für eine junge zwei- bis dreijährige Kuh 6 Dukaten. Sie nehmen einen Mann, der sie in Dörfer führt, wo sie etwas finden können. Die Stadt Stolpe ist sehr hübsch, reinliche Straßen, gut gebaute Häuser. Das schöne Geschlecht hat Danziger Manieren, nur die Armbänder fehlen. Um 4 Uhr verließ ich Stolpe durch die Vorstadt. Ein hübsches Mädchen sah ich am Fenster sitzen, sie arbeitete. Es schien mir das Kammermädchen der Majorin Mereberg zu sein. Ich grüßte sie im Vorüberreiten, als ich vorbei war, drehte ich mich um, sie schaute aus dem Fenster, ich ritt zurück bis an ihr Fenster, sie war es wirklich und sehr erstaunt, mich zu sehen, wir plauderten einen Augenblick und ich machte ihr meine Reverenz. Als ich sie verließ, sah ich einen Bauer zu Pferd, der mit großer Unterwürfigkeit vor mir den Hut zog. Ich frug ihn, wohin er ritte, er nannte mir den Namen eines Dorfes, dessen Amtmann er war und erzählte mir zugleich alle Einzelheiten eines Prozesses, um dessentwillen er genötigt gewesen, in die Stadt zu kommen, und es sei in dieser Affäre das achte mal, daß er habe schwören müssen. Er schien mir närrisch zu sein, das nahm mich nicht gerade für ihn ein, und ich sagte mir: lange wird nicht mit dem Manne zusammengereist; er hingegen schlug mir vor, so lange es meine Reiseroute gestatte, mich zu begleiten. Ich dachte mir, das könne doch etwas weit für ihn sein.

Er zog noch einmal seinen Hut, bückte sich dabei tief über den Hals seines Kleppers und frug mich stotternd nach langer Vorrede, wer ich sei. Ich antwortete, das sei für ihn ganz gleichgültig. Er entschuldigte seine Kühnheit, warf die Augen auf meinen Degen, runzelte die Stirn und sagte: „Sind see viellicht von den Schwerin?" Ich antwortete ihm: „Nein, das bin ich nicht, und wenn das auch wäre, es gibt ja ehrliche Leute darunter." Er bestätigte, was ich sagen wollte, durch ein „unstriedig" und fügte dann hinzu, es gäbe unter den „Adliche, Bürger on Buren ock Spitzbuben." Ich gab zurück, daß er recht habe, daß ich aber keinem dieser drei Stände angehöre. Er zerbrach sich den Kopf und begann von seinem Pferd zu sprechen, es liefe gut, bloß beim Traben ermüde es schnell, und galoppieren möge es gar nicht. Ich sagte zu mir: Bon, wir werden uns bald trennen. Er sagte noch, daß ein langer Weg Pferd und Reiter ermüde, ich antwortete, wenn das Pferd nicht müde würde, könne ich gut 20 Meilen im Tag machen, ohne Ermattung zu fühlen.

„O, o," sagte er, „wie würden Sie die rieden?" „Dat sol hee sehn", sagte ich. Mein Pferd, das an der Seite des anderen schon starken Ehrgeiz fühlte, wartete nur auf einen Zuruf, um wie der Blitz auszugreifen, trotzdem es am Vormittag schon 5 Meilen ohne Frühstück zurückgelegt hatte. Das Pferd des Bauern galoppierte mit verhängtem Zügel neben dem meinigen und der Bauer schrie: „Nee, so würden Se mien Peerd dood rieden!" „Und ihn dazu!" sagte ich und ließ das meinige traben, so schnell es konnte. Zum Glück, für den Bauer wenig-

stens, kamen wir bald an den Weg, den er rechts einschlagen mußte, und wir mußten uns trennen. Er verließ mich, mein Pferd trabte weiter, um 5 Uhr hatte ich die erste Meile zurückgelegt und um 6 Uhr 40 Minuten hatte ich die zweite Meile hinter mir. Zuerst dachte ich, es sei nicht nötig, so zu eilen, doch blieb das Wetter nicht gut, es drohte stürmisch zu werden. Ich begegnete einer Bande Landstreicher, bestehend aus einem roten Husaren, einem großen, alten preußischen Unteroffizier, noch einem Mann, zwei Frauen und einem kleinen achtjährigen Mädchen zu Pferd. Der Unteroffizier grüßte, sie zogen ihres Wegs, ich setzte den meinigen fort.

Nach der zweiten Meile setzte ich mein Pferd in Schritt und zog mein Tagebuch hervor, um, wie ich zu tun pflege, wenn ich langsam reite und mich zerstreuen will, mir alles, was ich in Danzig erlebt hatte, ins Gedächtnis zurückzurufen. Der Nachmittag war frisch, es ging ein ziemlich starker Wind. Der Abend war schön, um 8 Uhr kam ich nach Schlawe, doch logierte ich mich nicht in demselben Gasthof ein, in dem ich auf dem Wege nach Danzig übernachtet hatte. Schlawe ist ein recht hübscher Ort, doch gibt es nur wenig vornehme Leute hier.

13. August. Um 4 Uhr stand ich auf, sah nach meinem Pferd, gab ihm zu fressen und trank dann Kaffee. Dann sattelte ich, zahlte und ritt fort Um 8 Uhr drohte das Wetter mit Regen, doch hellte es sich nach und nach auf. Ich kam durch mehrere Orte und die Stadt Zernau, wo ich mich nicht aufhielt. Um 11 Uhr war ich in Köslin. Bei der Statue des verstorbenen Königs machte ich halt, aus der Inschrift am Sockel scheint hervorzugehen, daß der pommersche Staat auf Veranlassung des Ministers Krokow das Denkmal errichtet hat.

An beiden Seiten befinden sich Reliefs, eines allegorisiert das vom König von Preußen unterworfene Pommern, auf der anderen Seite sieht man die Stadt, die vom König nach einem großen Brande wieder aufgerichtet wird. Es ist 1724 erstanden. Vor dem Denkmal ist eine Säule mit einer Sonnenuhr. In der Stadt war ich beim Bäcker Stolzenberg, den ich nicht zu Haus fand. Seine Frau bestellte Grüße an ihren Sohn, sie hat ihm mit der Post geschrieben.

In der Herberge, in der ich einkehrte, war die Wirtin ein noch hübsches Weib, 47 Jahr alt. Ihr Mann lag an einem Schlagfluß krank, er hatte von seiner ersten Frau eine sehr hübsche Tochter, 30 Jahre alt, nett und wohl gebaut. Sie ist in Stettin an einen Regisseur namens Sturtrini verheiratet gewesen; den sie lange nicht gesehen habe. Nach dem Essen frug die Wirtin mich, ob ich nicht hinaufgehen und mich ein wenig schlafen legen wollte. Als ich verneinte, sagte sie: „nun gut, wenn sie nicht schlafen wollen, setzen Sie sich ein wenig zu meiner Tochter." Ich erfüllte ihren Wunsch, doch wollte ich nicht glauben, daß sie ihre Tochter sei, da sagte sie mir, sie sei die Stieftochter, nun bestritt ich dies nicht. Sie erzählte mir, ihr Mann habe sie verlassen und eine kleine Tochter, die sie gehabt habe, sei tot.

Ich ging nicht näher auf diese Affäre ein, um sie nicht zu veranlassen, von ihrem Schmerz zu reden. Um 3 Uhr reiste ich ab und kam um $7^1/_2$ in Körlin an. Auf dem Wege begegnete ich dem jungen Treptower Bauer wieder, mit dem ich damals auf dem Weg nach Danzig einige Meilen zusammen gereist war. Er war mit drei anderen Bauern auf dem Heimweg, sie führten ungefähr 90 junge Pferde mit sich. Eine halbe Meile lang blieb ich mit ihnen zusammen, dann eilte ich ihnen voraus, da die Pferde zu viel Staub aufwirbelten. Nachdem ich mein Pferd besorgt hatte, aß ich zum Abendbrot Kalbsbraten und Lachs, der nicht gut war.

14. August. Um 4 Uhr stand ich auf und gab meinem Pferd zu fressen. Dann wollte ich mich sogleich ankleiden, doch waren die Fensterläden meines Zimmers geschlossen, ich konnte sie nicht öffnen. Ich wollte die Magd wecken, die im Hausflur schlief. Auch dies war unmöglich, also legte ich mich nochmals nieder bis gegen 5 Uhr, ging dann wieder in den Stall, sattelte mein Pferd und führte es vor das Haus. Die Magd stand gerade auf, sie war noch im Hemd und warf einen Rock über die Schultern. Ich sagte ihr, sie solle ihre Herrin fragen, was ich schuldig sei; sie sagte es, ich gab ihr einen Dukaten, da ich keine Münze hatte, doch wollte man mir nicht darauf herausgeben; man wollte auf der Post wechseln, aber dort war noch niemand aufgestanden. „Auch gut," sagte ich: „wenn man mir nicht herausgeben will, so reise ich ab, ohne zu bezahlen!" Daraufhin konnte man herausgeben. Inzwischen war es 8 Uhr geworden, als ich abreiste. Bis gegen Mittag legte ich 6 Meilen zurück, und zwar brauchte ich für die erste Meile $1^3/_4$ Stunden, für die zweite $^3/_4$ Stunde usw., doch war mein Pferd, als ich nach Plathe kam, sehr matt. Ich wäre bis zum Abend gern noch 4 Meilen weit gekommen, doch gab man mir den Rat, mich zu begnügen und nur noch 2 Meilen zu reiten, das ebenso gut sei wie 3. Ich ließ ihm 2 Metzen Hafer, $1^1/_2$ Häckſel und etwas Heu geben. Mir ließ ich Tee bereiten und dann eine Flasche Bier bringen. Ich schrieb nach Danzig und Berlin; als ich dann meine Briefe siegeln wollte, merkte ich, daß ich meine Petschaft und den Schlüssel meines Reisesackes verloren hatte.

Unterwegs traf ich einen Wagen mit Frauen und Kindern und Dienerschaft in blau und gelb, und einen Wagen mit zwei schlafenden Herren.

Die Hitze war heute außerordentlich.

In dem Gasthof waren mehrere Männer, Einwohner aus umliegenden Ortschaften, die sich Geschichten erzählten, unter anderen von einem Müller aus Massow, der vor 4 Jahren arretiert wurde, weil er angeklagt und überführt worden war, mehrere Reisende, die auf diesem Weg gekommen waren, ermordet zu haben. Zuerst hatte er sie eingeladen, bei ihm zur Nacht zu bleiben, dann versuchte er zu erfahren, ob sie Geld hätten und, wenn dies der Fall war, so brachte er sie unter Beihilfe einiger Bürger, die er sich zu Hilfe rief, um. Er vollbrachte dies gewöhnlich in einem Hohlweg bei der Mühle. Ihre Körper und Kleidung warf er in einen Teich, der nahe bei lag. Unter anderen soll da ein Läufer gewesen sein, der eine große Börse mit Geld aus einem Ort in einen anderen bringen sollte, zwei Danziger Kaufleute, eine fremde Gräfin, deren Kind heute noch auf Kosten der Stadt aufgezogen wird.

Um 5 Uhr ritt ich von Plathe fort. Fast die ganze erste Meile ritt ich Schritt, dabei in meinem Tagebuch lesend, um 8 Uhr kam ich in Naugard an. Hier wurde ich mit einem Hamburger bekannt, der von Warschau kam, wo er ein vierjähriges türkisches Pferd gekauft hatte, einen schön gebauten Hengst, der am Schwanz fast schwarz war. Er war vor mir in Köslin gewesen und von da über Kolberg gereist. Er war sehr froh, jemand gefunden zu haben, mit dem er nach Berlin reisen könnte, doch wollte er über Stettin und sich dort einen Tag aufhalten; dies lag nicht in meiner Berechnung, da ich so schnell als möglich in Berlin zu sein wünschte. Ich wollte mich morgen in Stargard ausruhen.

Wir aßen zusammen Milchsuppe und Speckeierkuchen, fütterten zusammen unsre Pferde, ja die Wirtin wollte sogar für uns beide ein gemeinschaftliches Bett herrichten, doch dies reüsserte ich. So machte sie mir ein Strohlager in der Stube, in der sie mit ihrem Mann schlief. Ehe wir schlafen gingen, rieb der Hamburger noch sein Pferd mit Öl ein, weil es am Rücken verletzt war. Von andrer Art, war das Pferd ebenso groß wie das meinige, hatte aber, obgleich wohl gebaut, nicht so zierliche Beine, es war fett, hatte einen großen Kopf, kleine Augen. Da ich es nicht hatte gehen sehen, wußte ich nicht, wie es trug. Als es Schlafenszeit war, trennten wir uns. Der Wirt war am Tische eingeschlafen. Seine Frau, die ihn wecken wollte, erreichte nichts, er schlief zu fest und sprach im Traum. Sie zerrte ihn hinter dem Tische vor, brachte ihn auf einer Bank zum sitzen, zog ihm Schuh und Strümpfe aus und führte ihn ins Bett. Mir kam der Gedanke, dieser Mann sei möglicherweise Nachtwandler, diese Idee beunruhigte mich nicht wenig, ich dachte, wenn es ihm einfiele, sich herumzudrehen, so könnte er leicht auf mich fallen und mir Schaden tun, ich schlief mit dieser Sorge ein, doch konnte ich nicht lange schlafen, ein Lärm weckte mich, den der Mann mit seinem Bett verursachte. Er warf sich herum wie jemand, der große Schmerzen hat und sprach im Traum. Dies wiederholte er sehr oft. Trotzdem schlief ich rasch wieder ein, wenn er aufhörte zu lärmen. Ich bedauerte sehr, mir nicht in einem der oberen Zimmer ein Strohlager habe bereiten zu lassen, wo der Hamburger schlief, aber da es dazu jetzt zu spät war, mußte man sich eben in Geduld fassen. Da ging plötzlich der Lärm mit solcher Heftigkeit von neuem los, daß ich erschrak. Gleichzeitig sprang mein Mann aus dem Bett, torkelte bis an den Tisch und warf sich auf die Bank. Da verlor ich die Geduld, ich erhob mich von meinem Strohlager, gewann die Tür, die geschlossen war, doch vermochte ich sie zu öffnen, schlich leise in der Dunkelheit durch den Flur, durch die Hintertür in den Hof, wo ungefähr ein Dutzend Rinder und Kälber lagen. Ich dachte unter diesen Tieren es besser zu haben als in der Stube und suchte mir einen Platz zum Liegen oder Sitzen, fand aber nichts besseres als einen großen leeren Heuwagen. Trotzdem richtete ich mir hier mein Schlafplätzchen, da ich aber nur Weste und Überrock an hatte und um den Kopf ein seidenes Tuch, da ich mich zu erkälten fürchtete, empfand ich die Nacht recht kühl. Einen Schoßteil meines Überrockes legte ich mir über den Kopf, das übrige wickelte ich um meinen Körper, auf diese Weise versuchte ich den Morgen zu erwarten. Eine Stunde brachte ich so auf dem Wagen umgeben von Hornvieh zu. Am meisten störte mich ein großer schwarzer Ochse mit weißem Kopf, der sich immer bei dem Wagen hinter mir aufhielt. Er war mit einer Glocke geschmückt, die mich alle Augenblicke mit ihrem Gebimmel weckte. Endlich nach zwei Stunden hörte ich, wie das Hoftor geöffnet wurde, ich sah eine weiße Gestalt aus dem Haus in den Hof kommen, die meine Aufmerksamkeit fesselte, denn da ich Lärm hörte, fürchtete ich bereits, es sei mein Nachtwandler, doch war es nur ein Weibchen im Hemd, die zu p . . . . . kam. Stillstehend bereitete sie Größeres vor. Ich glaubte, es sei eine von des Wirts Töchtern, die ich vor dem Abendessen gesehen hatte, stieg von meinem Karren, ging um die Biester herum und näherte mich dem Weibchen, indem ich sagte: „Mäken, kanst du mir nich eene Staave anwiesen, wo eck schlopen kan, de Mann da drenne, der tobt doch gar so sehr on eß endlich obgestanden, eck glowe es eene Nachtwanderer, on fürchte mie, hee mügte mie eewer den Lief fallen, darom ben eck herutgegangen." Die Frau, denn diese war es, antwortete mir, ohne ihre Stellung zu ändern, ich solle mich nur nicht fürchten, ihr Mann sei kein Nachtwandler, aber die Hitze habe ihn so inkommodiert, deshalb sei er aufgestanden und habe sich auf die Bank gelegt. Ich könne ruhig wieder hineingehen, er sei jetzt sicher ganz ruhig.

Ich tat, wie sie mir riet, ging wieder hinein, warf mich auf meinen Mantel, der auf dem Stroh liegen geblieben war und schlief ein.

15. August. Um 4 Uhr wachte ich von selbst auf, sah nach meinem Pferd, gab ihm zu fressen und ging dann zu dem Hamburger hinauf, da wir uns versprochen hatten, daß der, der zuerst aufstünde den andern wecken sollte. Er war schon beim Ankleiden, kam herunter, rieb sein Pferd mit Öl ein und, da er darauf beharrte, über Stettin zu reisen, wie ich über Stargard, hatte keiner nötig auf den andern zu warten. Ich sattelte also mein Pferd, sagte ihm Adieu und machte mich aus dem Staube.

Ich ritt vier Meilen hintereinander von Naugard bis Stargard über Massow. Um 10½ Uhr kam ich in besagtem Stargard an. Wenn man von Massow kommt, sieht man schon fünfviertel Meile vorher diese Stadt. Unterwegs begegnete ich einem Offizier zu Pferde mit seinem Diener und einem von sechs fuchsroten Pferden gezogenen Wagen, in dem ein schon recht alt aussehender Mann und ein junges, sehr gut gekleidetes und koiffiertes Frauenzimmer im Hut, die aufs niedlichste schlief, saß. Der Mann schlief weniger gut, und auf dem Bock saß ein gleichfalls schlafendes Kammermädchen neben dem Lakaien, der in Erwartung Stargards nicht schlief. Ich hatte die Absicht in die Kirche zu gehen, doch verhinderte mich die Besorgnis um mein Pferd und meine Müdigkeit daran. Ich ließ mir Tee machen, gab dem Pferde Bier und ließ dann einen Schlosser holen, der meinen Reisesack öffnen und mir einen Schlüssel machen sollte. Danach legte ich mich ein wenig schlafen. Die Leute kamen aus der Kirche, ich setzte mich ans Fenster, wo ich unter anderen recht nette, nach Berliner Art gekleidete junge Leute sah, die mir viel Lebensart zu haben schienen. Um 5½ Uhr machte ich ein wenig Toilette zu einem Spaziergang in die Stadt. Ich ging durch die Hauptstraßen. Auf einem großen Platze steht eine hohe Kirche in rein gothischem Stil erbaut, mit reichem architektonischen Schmuck. Das Rathaus und das Gebäude, in dem die Leibwache liegt, sind in demselben Stil gebaut. Die Hitze war so stark, daß ich wieder dem Gasthof zustrebte. Ich ließ mir ein Omelette machen und speiste mit großem Appetit. Nachdem ich mein Pferd besorgt hatte, ging ich um 9 Uhr schlafen.

16. August. Um 4 Uhr stand ich auf, gab meinem Pferd eine Metze Hafer, während es fraß, legte ich mich noch bis gegen 5 Uhr wieder hin, erhob mich dann, sattelte und nahm, nachdem ich gezahlt hatte, den Weg nach Pyritz, wohin ich um 9 Uhr kam. Hier hielt ich mich nicht lange auf und erreichte Bahn um 11 Uhr. Ich wäre gern noch weiter gekommen, doch zwang mich die Hitze, Halt zu machen. Nachdem das Pferd verpflegt war, ließ ich mir Tee kochen und mir ein Glas Wasser geben, um Limonade zu machen. Bahn ist nichts weiter als ein großes Dorf, für ein solches hielt ich es auch als ich ankam, und glaubte zuerst, ich habe einen falschen Weg eingeschlagen. Bis ich einen Einwohner nach dem Namen des Dorfes fragte und dieser mir sagte, das sei eine Stadt, und diese Stadt heiße Bahn. Ich machte gute Miene dazu und verließ ihn. Bis Freienwalde wäre ich gern gekommen, aber der Wirt versicherte mir, das sei unmöglich wegen der Länge des Wegs und riet, wenn ich mein Pferd nicht zugrunde richten wolle, mich damit zu begnügen, bis Königsberg (Neumark) zu kommen. Im Gasthof war ein umherziehender Töpfer, der mit einem zweirädrigen von einem guten Pferde gezogenen Karren, mit seiner Frau und zwei Knaben von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf zog, um Krüge mit Zinndeckeln zu verkaufen. Auch führte er alle Arten von Utensilien mit sich, um überall sein Handwerk betreiben zu können. Er saß vor der Herberge und flickte die Deckel der Krüge, machte Löffel und Füße an zerbrochene Weingläser, wobei ihm seine Frau half. Als ich an der Tür stand und dem Mann zusah, kam ein gutgekleideter Herr mit einem Bedienten hinter sich, der ein Nachtlager in der Herberge verlangte. Er sah aus wie ein Narr. Nachdem er seine Wünsche geäußert hatte, wandte er sich an mich und frug, wer ich wäre. Ich hielt für gut, nicht zu antworten, als er seine Frage wiederholte, erwiderte ich, mir schiene, das könne ihm einerlei sein, er sähe doch, daß ich Reisender wäre. Er sagte, er wolle gern meine Bekanntschaft machen, deshalb wolle er wissen, wer ich wäre. „O, wenn das so ist, Monsieur," sagte ich, „ich heiße Chodowiecki." „Chodowiecki, dieser Name ist mir bekannt." „Das kann wohl sein, aber wer sind Sie?" fuhr ich fort. Er antwortete, er sei der Hauptmann von Goltz, Herr vieler Güter, von denen er mir ein langes erzählte. Ich sagte ihm, sein Name sei mir bekannt, aber nicht seine Güter. Dann frug er mich, ob ich den Handel gelernt habe, ich antwortete „ja". „Aber heißen Sie wirklich Chodowiecki?" Ich antwortete: „Warum zweifeln Sie? Wenn ich Ihnen meinen wahren Namen nicht hätte sagen wollen, so hätte ich ja bloß keinen zu nennen brauchen, dabei drehte ich ihm den Rücken.

(Lücke im Tagebuch.)

In mein Zimmer zurückgekehrt, antwortete ich ihm: „Das sollten Sie lieber tun", und wir trennten uns. Da ich meine Abreise auf 4 Uhr festgesetzt hatte, und da mir an unsrer Bekanntschaft wenig gelegen war, entschloß ich mich, abzureiten. Aber um meine Sachen zu holen, mußte ich in das Zimmer, in dem er sich aufhielt. Als ich eintrat, sagte er: „Aber es gibt Chodowieckis in Berlin." „Ich wohne in Berlin," erwiderte ich, „und woher kennen Sie es, Monsieur?" Er sagte, es solle dort einer sein, der ein geschickter Künstler sei,

der andere solle ein Poet erster Klasse sein. Ich antwortete: „Den Maler kenne ich, das ist mein Bruder, aber ich weiß nichts von einem Poeten namens Chodowiecki." Er sagte: „Der Musenalmanach ist mit Gravuren des ersteren geschmückt, und die Freyberger Anzeigen erwähnen alle beide." Schon durch unsere Unterhaltung wußte er, woher ich kam und wohin ich reiste, daß ich durch Freienwalde ginge und wünschte, daß ich mit ihm reise, doch wollte er, ehe er Bahn verließ, noch zwei Stunden schlafen, und rechnete dann, die Nacht hindurch bis Freienwalde zu reisen. Ich antwortete ihm, meinem Pferd täte Nachtruhe not, ich würde heute nur bis Königsberg kommen, und zwar im Schritt. „O, wenn Sie sich fürchten, nachts zu reisen, so brauchen sie bloß mit mir zu kommen. Ich habe zwei geladenene Pistolen und ein gutes Jagdmesser, so bin ich imstande, es mit der ganzen Welt aufzunehmen." „Das glaube ich, Monsieur, aber mein Pferd ist zu müde für eine so große Anstrengung, sonst fürchte ich nichts. Ich bin 56 Meilen nach Danzig und 44 zurück gereist ohne eine andre Waffe bei mir zu tragen als meinen simplen Degen". Bei solchem Gespräch kleidete ich mich an, denn ich hatte es mir bequem gemacht, nahm meine Sachen, sattelte mein Pferd und verschwand, während er mit dem Wirt auf den Boden gestiegen war. Um 4 Uhr reiste ich ab und kam um 8 Uhr in Königsberg an, logierte mich in einem Gasthof ein und ließ mir ein Abendessen geben, aber während ich aß, hörte ich zwei Pferde kommen und vor der Tür anhalten, es waren mein Mann mit seinem Diener. Man gab ihnen unten Quartier, worüber ich recht froh war.

Er war in noch schlechterer Stimmung als in Bahn, sein Diener sagte mir, er habe die Absicht gehabt, bis Freienwalde zu kommen, doch hatte er gefürchtet, sich zu verirren, da er den Weg nicht wußte. Ich hätte gern von dem Diener Genaueres über ihn erfahren, über seine Situation, doch vernahm ich nur, er sei Hauptmann in einem Infanterie-Regiment, da aber seine Mutter gefürchtet habe, der König möchte einen Krieg beginnen, so hätte sie ihm zugesetzt, er solle um seinen Abschied einkommen. Das habe er getan, und er sei ihm bewilligt worden.

17. August. Um 3 Uhr stand ich auf, gab meinem Pferd Futter und legte mich bis 4 Uhr wieder hin. Dann trank ich Tee, machte mein Pferd fertig und reiste um 5½ Uhr ab. Mit Mühe legte ich die Strecke bis Freienwalde zurück, da der Weg schlecht und die Hitze unerträglich war. Bei der letzten Meile traf ich einen Bauer, der denselben Weg hatte, mit dem reiste ich zusammen bis dahin, wo man die Oder passiert. Hier verließ er mich, um in einer Herberge, dem Pferdekrug, einzukehren. Was mich anbetrifft, so ging ich auf die Fähre, so gut ich konnte, denn mein Pferd liebt das Reisen zu Wasser gar nicht. Als ich nach der Überfahrt die Fähre verließ, hatte es große Furcht, die seinen Gang beschleunigte (ich führte es am Zügel), es rannte derartig, daß es mich zweimal gegen mein rechtes Bein schlug, das zweitemal so heftig, daß ich stark hinken mußte. Ich stieg auf und kam zur Stadt (Freienwalde). Den Torschreiber frug ich nach einem guten Gasthof, er wies mir einen solchen, doch sah ich gleich beim Eintritt in denselben, daß er von gleicher Art wie der Stargarder war, d. h. ein Haus, in dem man Bier trinkt. Trotzdem stellte ich mein Pferd in den Stall, obgleich mir der Wirt ein sehr unfreundlicher Mann zu sein schien. Als ich dem Wirt gesagt hatte, er möge mir Tee machen lassen, brachte er mir ein Glas Bier. Ich sagte, das habe ich nicht verlangt. „Was denn?" „Tee!" „O wir machen keinen Tee." „So, dann zeigt mir einen anderen Gasthof, wo ich solchen erhalten kann." Er bezeichnete mir das Haus neben seinem Nachbar. Ich holte mein Pferd aus dem Stall, brachte es an einen anderen Ort. Zum Wirte sagte ich dabei: „Ich sehe wohl, daß ich Euer Mann nicht bin und Ihr nicht der meine seid." Ich kam in einen anderen Gasthof, der einer Kaufmannswitwe gehörte, die zwei Töchter und eine taube Magd hatte. Von der letzteren forderte ich Tee und wartete dann eine halbe Stunde lang auf einem Stuhl sitzend und schlafend. Als ich wach wurde, war noch kein Tee da, sie hatte mich gar nicht gehört. Ich forderte ihn nun von einer der Töchter und erhielt ihn.

Um 3 Uhr sah ich den Konditor Mayer mit der Familie Buchholtz, auf dem Weg zum Pferdekrug vorbeifahren, und einen andern Wagen, der hinterherfuhr. Um 4 Uhr machte ich mein Pferd fertig, um nach dem Bade („Bad Freienwalde") zu reiten. Als ich mich gerade auf den Weg machen wollte, begann es zu donnern und etwas zu regnen. Ich wollte warten, bis das Wetter vorüber wäre, da trat der Bauer zu mir, mit dem ich am Morgen ein Stück Weg zurückgelegt hatte und der nach mir in den Gasthof gekommen war und sagte, es sei nichts zu befürchten, die Wolken verzögen sich alle seitwärts, es würde kein Regen kommen. Ich glaubte seinen Worten und machte mich auf den Weg zum Bad, aber hier begann es zu regnen. Ich näherte mich den Arkaden, wo ich eine junge Demoiselle traf, die ich nach der Wohnung meiner Schwester frug, sie sagte, sie wüßte sie nicht. Also ritt ich weiter und begegnete dem Inspektor mit einigen Damen, er erzählte mir, sie sei am Vormittag abgereist. Ich verabschiedete mich und setzte meine Reise fort, als ich ein gut Stück weitergekommen war, nahmen Donner und Regen noch zu, deshalb entschloß ich mich, umzukehren und den Inspektor um ein Nachtlager zu bitten. Vorerst brachte ich mein Pferd in einen Stall, dann sprach ich mit dem Inspektor, der erst Ausflüchte machte, aber endlich logierte er mich in einem kleinen Stübchen ein.

In Erwartung des Abendeſſens ging ich in den Arkaden ſpazieren. Hier traf ich zwei Berliner Damen, die ganze große Welt war auf dem Lande. Die ältere erzählte mir, ſie ſei bei uns geweſen, um ſich das Rezept für die Salbe zu holen, die wir bei Jeanette gebraucht hätten, doch habe ſie keine Wirkung gehabt. In der Tat hatte ihre Tochter einen ganz ſchiefen Hals, ſie will ſie baden laſſen. Einer andren Tochter, die an Krämpfen leidet, hat Mr. Roloff ebenfalls das Bad verordnet.

Hier ſprach ich auch Monſ. Benda den Sohn, auch Monſ. Nicolai mit Gemahlin iſt hier, doch war er auch auf der Promenade. Der holländiſche Geſandte iſt auch hier, ebenſo Familie Medem. Ich aß ſehr knapp zu Abend und übertrug einem Kutſcher die Sorge für mein Pferd, er ſoll ihm ſo viel Futter geben, als es freſſen mag.

Zeitig ging ich ſchlafen, wachte oft auf, wobei ich es immer in Strömen regnen hörte, bis ich endlich aufſtand.

18. Auguſt. Um 6 Uhr ließ der Regen nach, ich ging zum Stall, wo ich mein Pferd bereits geſattelt fand. Ich machte mich reiſefertig und ritt um $6\frac{1}{2}$ Uhr fort. Zwiſchen Freienwalde und Leyenberg traf ich Monſ. Mylius und Monſ. Schultz, der bei Splittgerber iſt, die in einer Halbchaiſe ins Bad fuhren. Um 10 Uhr kam ich nach Werneuchen, wo ich 3 Herren aus Kolberg traf, die von Berlin kamen und Leuten entgegenreiſten, mit denen ſie zu Mittag hier zuſammentreffen wollten. Ich reiſte hier um $12\frac{1}{2}$ Uhr ab und kam um $3\frac{1}{2}$ Uhr nach Hohenſchönhauſen, wo ein Herr und drei Damen mich nach den Kolberger Herren frugen. Ich erzählte ihnen, was ich von ihnen wußte. Durch Weißenſee und Hermsdorf kam ich gegen 5 Uhr nach Pankow, wo ich mir Tee machen ließ und Toilette machte. Um 6 Uhr ritt ich weiter und kam um 7 Uhr in die Stadt zu den Arkaden. Ich traf die ältere und die jüngere Demoiſelle Baudouin, Monſ. und Mad. Nandé und an der Ecke der Brüderſtraße die junge Pally und Monſ. Schönermark: Mad. Baudouin war am Fenſter. Ich überbrachte ihr die Grüße ihres Gemahls. Auch die Demoiſellen Rollet waren am Fenſter, ich ſagte ihnen guten Abend und trat ins Haus, wo ich meine ganze Familie in guter Geſundheit antraf. Ich packte meinen Reiſeſack aus, wir aßen zu Abend, nach dem Eſſen kam mein Bruder mit ſeiner Familie mich zu beſuchen. Ihm gab ich die Briefe und die andern Sachen, d. h. ein kleines Päckchen mit 2 Dukaten von meiner Tante für ſeine Kinder und ein anderes mit 3 Dukaten von meiner Schweſter Louiſe und die Hälfte des Lebkuchens. Um 10 Uhr legten wir uns ſchlafen, wurden aber bald von der Feuerwehr geweckt, in einem Haus an der Pankower Gaſſe war Feuer ausgebrochen. Ich kleidete mich an und eilte dahin, doch war es belanglos, alſo zog ich mich zurück und legte mich wieder hin.

19. Auguſt. Um 6 Uhr ſtand ich auf und beſuchte nach dem Frühſtück erſt Monſ. Rouſſet, dann Monſ. Pajon, der nicht zu Haus war, dann Monſ. Falbe, der nicht mehr da war, Monſ. Bernoulli, den Sohn, dem ich den Brief des Monſ. van der Smiſſen brachte, nachdem ich meine zwei Pakete auf der Poſt eingelöſt hatte. Man öffnete eins, dann das andre, doch forderte man keine Steuer. Man bemerkte nicht einmal, daß das Porträt des Primas auf Kupfer aufgezogen war. Als ich von der Poſt kam, traf ich Monſ. Graf, der mich gerade beſuchen wollte. Ich öffnete meine Pakete und zeigte alles ihm und meiner Familie.

Illuſtration zu „Werthers Leiden“

Daniel Chodowiecki, geb. 1726, gest. 1801.